



240

302



KEILPFLUG
AN DEN RÄNDERN DREIER ERDTEILE

Dieses Werk ist als dritter Band der zwölften (Allgemeinen) Jahresreihe für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde hergestellt worden und wird nur an diese abgegeben. Der Textdruck ist in Ronaldson-Antiqua durch die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig erfolgt. Die Tiefdruckbilder druckte Carl Sabo in Berlin. Den Einband entwarf Fritz Eggers, Berlin. Gebunden wurde das Buch in echtes Ziegenleder von der Buchbinderei-Abteilung des Volksverbandes der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

Nachdruck verboten
Copyright 1931 by Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

AN DEN RÄNDERN DREIER ERDTEILE

EINE REISE
DURCH DIE KÜSTENGEBIETE
SÜDAMERIKAS, SÜDEUROPA
UND AFRIKAS
VON
E. R. KEILPFLUG

*

MIT 16 AUFNAHMEN DES VERFASSERS

vdb

VOLKSVERBAND DER BÜCHERFREUNDE
WEGWEISER-VERLAG G. M. B. H.
BERLIN



132250

D 350/M

FAHRT INS UNWAHRSCHEINLICHE

In Europa begann der Herbst die Bäume gelblich zu färben; spärlicher beblättertes Geäst ragt vor den melancholischen Nebeldecken am Himmel im blauviolettten Dunst. Gegen Mittag, wie der Zug ins Maintal hinabsaust, etwas Sonne, eine ach schon so gelblich schwache Strahlung über Weinbergen und alten, träumenden Städtchen. Früh sinkt der Abend auf sanft gestreckte Berglandschaften, die Äcker ruhen leer. —

Über die türmereiche Stadt hinweg lärmt fiebrisch kreischend der immer wimmelnde, immer wache Hafen, nie ist Hamburg so sehr Hamburg als im tausendfach schattierten Grau schwer hängender herbstlicher Regennebel. Nicht Venedig, überhaupt keine der mir bekannten Städte der Welt ist von so phantastischer Trostlosigkeit wie dieses alte, gänzlich verrottete Fachwerkgerümpel, das heute noch, zwischen unsäglich trüben Kanälen, Alt-Hamburg darstellt, und das morgen schon von forschen, weit durch das Grau gespreizten Bürohausfronten verdrängt sein wird. Hier war es, wo ich beim Verlassen eines Hauses von spukhafter Ausgestorbenheit die mit Kreide an die Wand des Hausflurs geschriebenen, denkwürdigen Worte las:

„Betreten des Grundstücks wegen Lebensgefahr verboten!“

Neben dem niedrigen Prahm, über den wir zum Fallreep unseres Dampfers stolpern, ragt die schwarze Eisenwand des 14000-Tonnners turmhaft abweisend, aber ganz weit droben im Himmel glänzen seine Aufbauten, weißgestrichen, Festliches versprechend, im fahlen Grüngrau des rauchdurchschwelten Abends; dick wie ein feuchtkaltes Pelztier liegt dann die Nacht über der Elbe. —

Nun die Nordsee, der Kanal: trüb verschwimmendes Regengrau über grünlichem Gewoge, kaum von kleinen Schaumkronen belebt; ein grauer Afrikadampfer bohrt sich, Richtung Deutschland, unter Gewinke von weißen Tüchern, dicht an uns vorbei, und des Abends schaut man fröstelnd nach den Leuchtfeuern von Dover oder von Ouessant. —

Und so geht es einen Tag, den andern Tag, den dritten Tag, dieses Seefahren im kalten Grau über den mäßig bewegten grünen Fluten, — warum und wozu fahren wir denn eigentlich? Man hat es noch nicht ganz begriffen, daß es nach Brasilien geht, auf die andere Seite des Äquators; der Gedanke mutet ganz fremd an, es ist so unwahrscheinlich, daß wir es in ein paar Tagen warm haben sollen, und vielleicht sind die Tropen nur dummes Seemannslatein oder eine böswillige Erfindung reklametüchtiger und betrügerischer Reisebüros? —

La Coruña: eine kurze, kaum bemerkte Unterbrechung. Der Hafen ist eine wundervoll tief eingeschnit-

tene Bucht zwischen Bergen; Inseln allenthalben, das Ganze landschaftlich unendlich reizvoll wie alles auf der Iberischen Halbinsel. Der Ort selbst: typische spanische Kleinstadt mit einigen Geschäftsstraßen, davor eine Strandpromenade mit subtropischen Gewächsen und vielen noch vollbelaubten Platanen; die übrige Stadt drängt sich in steilen, engen Gassen und Gäßchen um strenge alte Kirchen, mit dem spanischen Nebeneinander von härtester Starre und weichem Allesgehenlassen. Als wir gestern abend Anker warfen — wir sind wegen des ruhigen Wetters volle 12 Stunden zu früh angekommen —, verschwand, ganz unbemerkt vom Dampfer abstoßend, ein kleines Boot im Dunkel der Nacht, ein Bankdefraudant mit den beiden Detektiven, die sich in seiner Kabine eingemietet, sein Vertrauen erschlichen und ihn überführt haben . . .

Aber auch dieses La Coruña, letztes Stück Europa, hat der Horizont bald wieder eingeschluckt, nebst den schwer bewölkten Bergen der portugiesischen Küste, und so geht es wieder Tage und Tage, dieses gleitende, leicht zitternde, schaukelnde Seefahren, — Tage voll leichtem Regen und leichtem Wind, Tage voll sanft eindringlicher Farben. Der Kurs ist Süd. —

Bis dann am siebenten, dem Tag der vollendeten Schöpfung, plötzlich, gänzlich überrumpelnd, der Sommer da ist, wie ein lautloser Schlag! Wirklicher und wahrhaftiger Sommer, schaubar, fühlbar schon des Morgens, Sommer mit voller Sonne, milder Luft und

blauem Meer. Das Unglaublichste ist geschehen, der Sprung in die Jahreszeit rückwärts getan.

Und nun ist das leicht vibrierende, schaumumkränzte Gleiten ein helles, gelöstes Fest, und weit vor dem Bug tauchen Gebirge als dunkelblaue Ahnungen auf; das viereckige, oben flache Massiv von Gran Canaria, — Schatten zuerst, Silhouette in der träumenden Unbestimmtheit des immer neu entrückten Horizonts, — schwebt leis in die Höhe, sinkt ein wenig, modelliert und breitet sich dann, schmilzt unversehens hinüber in eine stille und mächtige Greifbarkeit, in sonnenüberschüttete und strahlende Erwartung. Steuerbord aber steht noch immer, umgürtet vom mächtigen Wolkenring, der die Schichten kalter Luft oben und warmer Luft unten trennt, der Pik von Tenerife, ein körperloses Gebilde aus Licht und Silberblau, in dem glücklichen Himmel.

Und dann schlägt unversehens die ganze wundervolle Wirklichkeit eines Überseehafens über dem Schiff zusammen mit der Nähe von Dampfern, dem Geruch von Kohlenrauch, Ölleitungen und von Kais, dem Geschrei von Orangen- und Bananenverkäufern aus den tief unten wimmelnden Booten . . .

★

Die Insel, ein ehemaliger Vulkan wie drüben der Pico de Teide, wechselt zwischen äußerster Fruchtbarkeit in geschützten und wasserreichen Bergtälern und wüstenhafter Öde in den tieferen Lagen. Das bekommt man

schon deutlich während der kurzen Fahrt mit der Tram zu sehen, die Puerto de la Luz mit Las Palmas verbindet. Es sind echt afrikanische Gegensätze, die Insel ist schon Afrika.

Aber die auf sanft ansteigender Fläche gebaute Stadt ist europäisch, das heißt spanisch; europäisch mithin nur so weit und mit dem geringen, aber sehr scharf begrenzten Abstand, mit dem Spanien Europa ist. Spanisch sind die Häuser mit den schönen Patios, den Innenhöfen, spanisch auch die strenge und pompös breite Front der Kathedrale in europäischen Bauformen zwischen der Spätgotik und dem Barock, die, wie überall in Spanien, auf eine freundlich nicht näher definierbare Weise gemischt und angewendet sind, spanisch auch die ungeheuerlich schwere und prunkende Monstranz, die dort gezeigt wird und aus Silber gefertigt sein soll, das die Comquistadoren in Mexiko — auf welche Weise wohl? — erbeutet haben. Spanisch ist die gelassene, schlendernde Lebensfreude dieser kleinen Stadt, und die Spanier sind lebenswürdig und rauhstimmig wie je, kordial in Bewegung und Geste und zuvorkommende Caballeros bis ins letzte und bis zum letzten Stiefelputzer; man sitzt mit Behagen unter ihnen und trinkt im Freien den Kaffee, den sie so gut zu bereiten wissen. Und die Stadt ist voll Sonne, die Gärten voll Grün und voll fremder Blumen und voll einer ungewohnten schwellenden Kraft, im Hintergrund der Straßen, zwischen den hellen Mauerreihen hindurch, sieht man immer wieder das blaue Meer, — warum sollte

eine Gasse in dieser frühlingshaften Stadt nicht einfach und ohne jeden weiteren Zusatz „clavel“ (=Nelke) heißen? —

★

Drei Stunden, gerade soviel, wie der Dampfer braucht, um Öl für etwa sechseinhalb Tausend Kilometer Fahrt und Wasser für 1400 Menschen täglich einzunehmen, sind wenig, da blieb keine Zeit, mehr als das Oberflächlichste zu erhaschen von diesen Eilanden, die die Antike die „Glückseligen Inseln“ taufte. — Und wieder steht man an Deck, im Rennen und vielsprachigen Stimmengewirr der Abfahrt, und die Sirene tönt zum letztenmal, ganz tief und sonor, schon zerrt der Schleppdampfer hinten an der Trosse. Las Palmas liegt in unwahrscheinlich farbenstarker, ganz klarer Luft, sehr schräg überstrahlt von einer rasch sinkenden Sonne; der Schiffsarzt unterhält mich mit Ausführungen über den Unterschied zwischen spanischer und italienischer alter Malerei, drunten springt ein fliegender Fisch, der erste, den ich sah, aus dem Wasser, die Maschinentelegraphen klingeln; nun geht es volle zehn Tage ohne anzuhalten quer über den Ozean: die „große Fahrt“ beginnt . . .

MENSCHEN AUF SCHIFFEN

Wir umfahren die öde Ostküste von Gran Canaria, die untergehende Sonne steht in einem glanzvollen Goldorange unter einer tiefvioletten Wolke. Dann entzündet der Himmel seine starken Sterne; das Meer ist so ruhig, daß der aufgehende Mars eine lange Lichtbahn über das Wasser wirft, und in Bugwelle und Kielwasser schimmert und zuckt der kaltblaue Schein des Meerleuchtens. —

Wir fahren weiter durch die großen Öden des tropischen Atlantik, durch sonnenbeglänzte Tage mit dem ständigen Kranz gleichförmiger und gleichfarbiger Wolken um den leeren Horizont, über ein unglaublich blaues Meer, aus dem die Herden der kleinen fliegenden Fische plötzlich wie ein Sperlingsschwarm aufschwirren, um nach etwa zehn Metern Flugs gegen den Wind wieder hineinzuspritzen wie eine Handvoll geworfener Steinchen; und um die Masten und Schlotte spielt mit mildem und gleichmäßigem Sausen der Passat, Teilchen jenes geheimnisvollen und riesigen Wetteruhrwerks, das im Tropengürtel der Erde arbeitet und das so präzise ist, daß man zum Beispiel am Nil auf den Tag genau sagen kann, wann er infolge der äquatorischen Regengüsse zu steigen anhebt und wann er an irgend-

einem Punkt seines Laufes seinen höchsten Stand haben wird. Wir fahren durch die lauwarmen Regengüsse der windstillen Zone, die ein paar Grad nördlich vom Äquator angetroffen wird, und durch feucht-milde Nächte, über dem Meer ausgespannt wie dunkler Samt, wir fahren und fahren — denn zehn Tage, das ist etwas, was sich schnell ausspricht, aber in Wirklichkeit höllisch lange dauert, doppelt so lange wie eine Fahrt von Europa nach Neuyork; daß die Entfernungen auf der Erde heute aufgehoben seien, ist ein Irrtum allzu zuversichtlicher Enthusiasten.

Aber die Tage schweben wie ein leichter Rauch; irgendwann einmal am frühen Nachmittag in der hellen Sonne auf dem Vorderdeck findet die oft beschriebene Zeremonie der Äquatortaufe statt: großer trompetender Aufzug von Stewardkapelle und verkleideten Matrosen, deren ungetrübt sachliche Gesichter verraten, wie oft sie schon in dieser Maskierung gesteckt haben, mit langen, heiseren Reden Neptuns und seines nicht minder phantastisch aussehenden Hofstaates, deren einst derbe Humoristik eine weltmännische Schiffsfahrtsleitung auf die Seelentonart zartbesaiteter Gemüter hat abstimmen lassen. Der Hauptspaß ist, daß die mit Klistierspritze und hölzernen Barbiermessern gezwickten und geplagten Täuflinge immer in dem Moment, da sie es am wenigsten erwarten, in das hinter ihnen befindliche Bassin voll Seewasser gestoßen werden, was stets den gleichen, etwas schadenfrohen Jubel erweckt, was aber weit bemerkenswerter ist durch die an Bandarbeit ge-

mahnende Sachkunde, mit der die beiden im Wasser stehenden und als Neger geschminkten Matrosen zugreifen, um die nach Luft schnappenden Opfer wieder herauszubefördern . . .

So fahren wir, — und dieses einfache und nichtsagende Verbum wird als höchst bemerkenswerter und höchst komplizierter Vorgang begriffen, als Wort von nahezu abenteuerlichem Klang, wenn man einmal Gelegenheit erhält zu sehen, wie es eigentlich zustande kommt und was für ein verzwickter Apparat dazu gehört, um 1400 Menschen mit solchem Komfort und solcher Sicherheit über den Ozean zu befördern; wenn man die Zylinderreihen der Dieselmotoren, lang wie eine Hausfront, sieht in ihrer von Öldunst triefenden Atmosphäre, die mächtigen stahlblanken Wellen ganz tief drunten im Schiff, die die Kraft der Maschinen auf die Schrauben übertragen, den subtilen nautischen Apparat der Kommandobrücke, wo man immer, auf den Kilometer genau in dieser weit gestreckten Öde, weiß, wo sich das Schiff befindet; oder auch die riesigen Vorräte an Lebensmitteln in ihren nach verschiedenen Kältegraden abgestuften Kühlräumen, das Operationszimmer, die Vorrichtungen zum Einbalsamieren und — die Gummizelle. Am besten begreift man die Größe des Ganzen an den Kleinigkeiten: wenn man erfährt, daß allein an Zucker im Tagesdurchschnitt ein- einhalb Zentner verbraucht werden, daß stündlich drei Tonnen Schmieröl durch die Maschinen kreisen und daß nicht weniger als 3000 Pferdekräfte nötig sind, um

das Schiff mit elektrischem Strom zu versorgen. Es gibt viel für eine Landratte Interessantes auf solch einem modernen Ozeandampfer, und noch mehr Zerstreuendes, Unterhaltendes, ja Abenteuerliches, wenn man etwa in der Funkerkabine zusieht, wie der diensttuende Offizier mit einer elastischen und beherrschten Hand auf den Taster hämmert, daß die Apparate und Leitungen ringsum summen, und man weiß, daß das die Worte sind, die man eben auf ein Papier schrieb, und daß sie, trotzdem wir gänzlich von aller Welt abgeschnitten in dieser Wasserwüste schwimmen, dennoch in ein paar Stunden bei den Freunden in Deutschland sein werden . . . So lebt man meist im Schiff, nicht auf dem Schiff, mit den Menschen und Dingen drinnen, nicht mit dem Draußen, von dem man nur durch eine dünne Wand getrennt ist, — und erst spät und nur selten geschieht es, daß man zu lauschen beginnt auf den großen Rhythmus der Natur rings um diese menschlich-künstliche Konstruktion aus Eisen und Kupferdraht, daß man einschwingt in die ewig wechselnden, schweigenden Harmonien von Meer und Horizont, von Wolke und Passat . . .

★

So vergehen die Tage in einer der friedlichsten Gegenden des Weltmeeres — wann hätte man jemals von Stürmen im tropischen Atlantik gehört? —, und vielleicht ist dieses Fahren als Dauerzustand, mit seinem pausenlosen Gleichmaß, das unser so heftiges Bedürf-

nis nach Ortsveränderung ununterbrochen befriedigt, der einzige wahrhaft entspannende und darum wahrhaft glückhafte Zustand des modernen Europäers.

Jedenfalls, die wimmelnde Menschheit an Bord, in ihrem eisernen Bau sich wohlverschanzt fühlend gegen die Natur, ist von der lärmsüchtigen Munterkeit der Nichtstuer und der Sorglosen erfaßt, träge entspannt, zwecklos betriebsam und vergnügungssüchtig zugleich in diesem Zwischenstadium zwischen dem, was sie in Europa hinter sich gelassen hat, und dem, was sie von Südamerika erwartet. Von früh bis spät geht das, und des Nachts, wenn das Meer stärker rauscht an den Wänden des dahingleitenden Schiffs, mischen sich in all den Lärm von Bordmusik, Grammophonen, Gesprächen und Bordspielen noch die schrill und heftig daherkommenden Gesangstropfen der endlos auf und ab spazierenden Spanier, überall aufspringend und schnell verlöschend wie Feuerwerk; zeilenhafte Tonfolgen, etwas erregend, etwas wild auch klingend und irgendwie wie von südlicher Luft geboren. —

Sie ist bunt und skurril, diese Masse, und so zufällig zusammengewürfelt nach Wesensart, Herkunft und persönlichem Schicksal, wie es nur irgendeine Menge sein kann, und ist doch, für die Zeitspanne der Überfahrt, zu einer Einheit zusammengefaßt durch die Gebundenheit an den gleichen Ort und das gleiche Erleben: wir Leute vom Motorschiff Monte Cervantes. Und ist auch in ihrer Zusammensetzung nicht ohne die charakteristischen Züge solcher Menschenansammlungen an Bord

von Überseeschiffen, mit Ausnahme eines einzigen, nahezu zur öffentlichen Plage gewordenen Typs: der blinde Passagier fehlte diesmal.

Da sind, als Basis und pièce de résistance, zunächst die Schiffsangestellten aller Arten und Grade zu erwähnen, — denn wo wären wir Passagiere schließlich ohne die? — vor allem die Stewards, deren unglaubliche Balancierkunst mit Platten und Schüsseln die meisten Menschen nie zu sehen bekommen, weil sie leider seekrank werden, wenn ein Schiff einmal zu tanzen anfängt. Da sind die Matrosen, schwindelfreie Kletterkünstler, die hoch oben im Blauen an den Mastspitzen mit Pinsel und Farbtopf hantieren, und die Maschinisten, deren Dienst wohl der härteste ist in der furchtbaren Glut der Maschinenräume bei den 400 Grad heißen Motoren, — alles Leute, die um des Geldverdienens willen fahren und denen es schon längst gar keinen Spaß mehr macht; nur die Funkoffiziere sind noch jung, kennen nicht jede Route über die Ozeane in- und auswendig, und freuen sich noch, etwas von der weiten Welt zu sehen. Im allgemeinen aber ist auffällig, wie viele von den Schiffsangestellten klagen, teils über den Beruf an sich und die monatelangen Abwesenheiten von „Muttern“, teils über die Seemannsordnung oder über sonstiges, von dessen Existenz der durchschnittliche Landbewohner keine Ahnung hat. Über ihnen allen aber thront der Kapitän, ein gesund-rosiger, weißborstiger Friese, dem das Fahren auch schon keine Wonne mehr ist und der angesichts des unerhört blauen Tropenmeers von den

Backhändln auf dem letzten Münchner Oktoberfest schwärmt. Er ist auf seinen paar Quadratmetern Schiffsplanken ein Gott an Macht, der am Sonntag Zuckerwerk an die Kinder verteilt, ein einfacher zwar, aber pffigger und etwas dickköpfiger, daher sehr sorglich zu behandelnder Gott, der stattlich, unbewegt und unentwegt schweigsam in seiner Kabine Patience legt oder bei Tisch im weißgekleideten Kreis seiner ebenfalls gelangweilt schweigenden Offiziere sitzt, der aber auch recht energisch werden kann, wie er denn einmal streikenden Ladearbeitern einfach den Revolver unter die Nase halten ließ durch seinen tüchtigen „Ersten“. Und wenn dieser letztere auch, stets umhersausend, in seiner Gottähnlichkeit, vieles weit besser zu wissen vermeint, es muß doch immer geschehen, was der um einen Goldstreifen höhere Gott sich in den Kopf gesetzt hat, und der Umgang mit diesem ist voller Probleme . . .

Da sind weiter, unter den Passagieren, die absoluten Landratten, die noch nie einen Seehorizont gesehen haben, denen die selbstverständlichsten Dinge große Neuigkeiten, und deren dumme Fragen das ewige Entsetzen des „Ersten“ sind. Einige fahren nach Südamerika, weil sie sich einbilden, daß Europa zu klein und eng für sie sei, wie es in den Abenteuerbüchern heißt, andere, weil sie tatsächlich imstande sind, sich überall, auch am Südpol, wohlfühlen, wenn es nur genug Essen und ein wenig Alkohol dort gibt; die einen sind froh, Europa den Rücken zu kehren, bei andern überwiegt wieder eine leise Romantik, das Gefühl für das Abenteuer



der Entfernungen, und wenn der spanische Assistenzarzt bei unsern Abendunterhaltungen eine seiner Anwendungen bekommt, nötigt er mich stets mit sanfter Gewalt ans weit entfernte Heck, wo das Meer sich hinter dem Schiff rundet und das Kielwasser silbern aufleuchtet, und ich muß ihm bewundern helfen: „Sehen Sie die Herrlichkeit einer tropischen Nacht!“ Er zieht die Luft tief in die Nüstern, er weist mit großer, runder Bewegung nach draußen, auf die Sterne, auf das Meer, auf alles, und die Worte des sonst leicht Redenden, Redseligen, kommen ganz dunkel und schwer aus der Kehle, rollend mit der harten Aussprache seiner Heimat La Coruña; es ist vielleicht mehr trainiertes Pathos darin als wirkliche Empfindung, aber er sagt es nicht zum wenigsten um eben dieses pathetischen Klanges willen, es fällt wie Kaskade durch die warm fächelnde Luft: „¡El esplendor de una noche tropical! . . .“ — —

Wir wollen aber auch, als völligen Gegensatz dazu, die Habitués nicht vergessen, die Routiniers der Überseelinien, die alles schon so und so oft mitgemacht haben: Geschäftsreisende großer deutscher Exportfirmen, Brasilianer deutscher Abstammung, die sich die alte Heimat mal wieder angesehen und sich die denkbar kitschigsten Grammophonplatten mitgenommen haben, weil auch sie nicht umhin konnten, ihr Herz in Heidelberg zu verlieren, und die den ganzen Tag Maté trinken mit einer Miene, als wären die Urwälder drüben ihr täglicher Lieblingsspaziergang. Sie alle wissen nicht, daß es vielleicht ein Abenteuer, jeden-

falls aber eine große Sache ist, an der Küste eines Kontinents zu landen, den man vorher noch nie betrat; das Gefühl, mit dem sie einst den ersten Schritt auf dem Boden Südamerikas taten, ist ihnen längst entschwunden. Sie sehen alles ganz nüchtern an, das Meer ist ihnen eine trennende Entfernung, Tragfläche für das sie befördernde Schiff außerdem noch, aber kein Erlebnis; und auch sonst erwarten sie nichts dergleichen, sie scheuen sich eher vor dem ungewöhnlichen Ereignis, einem Brand der Öltanks etwa, was auch schon vorgekommen sein soll auf Motorschiffen, denn all sowas pflegt den Reiseplan, diesen Fetisch des an die Zeit geklammerten modernen Menschen, aufs empfindlichste zu stören. —

Die einzigen richtigen Abenteurer unter uns sind wohl diese sehr armen, slawischen Auswanderer, die sich drüben eine neue Heimat und bessere Lebensbedingungen schaffen wollen, als der karge Osten des alten und überfüllten Europa ihnen zu bieten vermag. Diese zu suchen, ist ihre feste Absicht; und ihr fester Glaube ist, daß sie sie auch finden werden, aber sie haben keine Ahnung, wie es drüben in Südamerika aussieht, wie Land und Leute sind, wie das Klima ist; wie man leben muß, um gesund zu bleiben, welche Kulturen man drüben anlegt und auf welche Weise, und wie man sich die nötigen Hilfsmittel dazu verschafft. Sie wissen überhaupt nur, was ihnen ihr Auswanderungsagent oder die Auswanderungsbehörde ihres Landes gesagt haben, und das sind schöne Versprechungen.

Natürlich können sie Namen nennen, die Namen des Staates, des Bezirks, in dem sie angesiedelt werden sollen, und sie nennen sie mit der Gläubigkeit einfacher Menschen; in Wirklichkeit wissen sie über diese Gegenden wie über ihre Zukunft nicht mehr als ich, nämlich gar nichts, weil alle Einzelheiten ja von den brasilianischen Behörden abhängen, und man hat, wenn man mit diesen Auswanderern spricht, das Gefühl, als wenn hier ein ziemlich skrupelloser Menschenexport im großen stattfindet, organisiert und betrieben wie jeder andere Überseehandel. Und so werden diese Leute vielleicht eines mehr oder minder schönen Abends mit Sack und Pack, mit Weibern und Kindern in einem unübersehbaren, völlig undurchdringlichen Urwald stehen, wo es meilenweit nichts gibt als eben diese Undurchdringlichkeit, und von diesem Urwald wird ein Stück nun ihnen gehören. Niemand wird ihnen raten und helfen, wenn sie sich nicht selber zu raten und zu helfen wissen; Enttäuschungen, Sorgen und Entbehnungen — vielleicht auch Erfolge — werden ihre „Abenteuer“ sein.

Doch das sind Abenteuer, die diesen Namen kaum verdienen, Erlebnisse durchaus der passiven, erleidenden Seite des Menschseins, sehr unähnlich denen jenes Cortez, der mit ein paar hundert Leuten ein von Zehntausenden von Kriegern verteidigtes Reich eroberte, oder jenes Roger de Flor, Sohn eines deutschen Adligen und einer Italienerin, der als Betteljunge begann, als Seeräuber sich einen Namen machte, als Söldnerführer das

oströmische Reich vor den Türken rettete und durch Mord endete, nachdem er die Nichte des Kaisers Andronikus II. von Byzanz zur Frau bekommen hatte. Es gibt heute keine Abenteuer dieser Art mehr, und es gibt auch keine goldstarrenden Reiche mehr zu erobern, höchstens noch ein paar Sandwüsten in Tripolitaniën; die großen Abenteuerer sind ausgestorben, und die letzten überlebenden dieser Menschenart fristen als Kinomänner und Photoreporter ein mehr einbringliches und gehetztes, als erfreutes Dasein. —

Unsere Abenteuerer sind die der Technik: wenn ich beispielsweise heute nur dreißig Meter entfernt von der Libyschen Wüste ein herrliches Schwimmbad in klarstem Wasser nehmen kann angesichts der Cheopspyramide, deren Spitze über die Umzäunung hereinschaut, wobei das allergrößte Wunder eben dieses herrlich klare und gesunde Wasser ist, da doch alles sonstige Wasser in ganz Ägypten ausschließlich aus dem Nil stammt, der es schon an 4000 Kilometer durch sein wahrlich nicht sauberes Bett geführt hat. — Unsere Abenteuerer entstehen, wenn unsere Maschinen versagen oder auch nur die Hand, die sie zu führen gelernt hat, denn wir leben eigentlich schon ganz und gar vom Funktionieren dieser glatten Zweckgebilde, und das Ausfallen nur eines einzigen von ihnen ist imstande, uns sofort aus der Zivilisation hinauszuschleudern in die Ohnmacht eines Primitiven gegenüber den Naturkräften, und nur zu oft heißt es dann, in ganz buchstäblichem Sinn, nicht zwischen die Trümmer zu geraten. —

Und es ist recht gut, daß man die Zukunft nicht voraus weiß, — wer würde sich sonst zum Auswandern in ein unbekanntes Land entschließen? Und es ist ferner gut, daß man technisch viel zu ungebildet ist, um die Gefahrenmomente richtig abschätzen zu können, die solch eine Maschine in sich birgt, — wer würde sich sonst mit wirklicher Unbefangenheit ihr anvertrauen, etwa sich nichtsahnend zu einer Spazierfahrt in ein Flugzeug setzen, wie ich es an einem verhängnisvollen Tage in Rio de Janeiro tat? Nur weil man nichts voraus weiß, weil wir mit all unserer Skepsis und Erfahrung dennoch im glücklichen Zustand naturhafter Ahnungslosigkeit uns befinden, sind wir imstande, neuen Erlebnissen vorurteilslos entgegenzutreten, und solange noch alles gut gegangen ist, winken wir allem Kommenden entgegen: Die alten Abenteuer sind tot, es leben die neuen! . . .

*

So richten sich, zwischen Essen, Schlafen, zwischen viel Zeitvertreib, ein wenig Arbeit und ein wenig Langleweiligkeit die Gedanken mehr und mehr dem neuen Kontinent entgegen, der, wie man uns versichert, eines Tages vor dem Bug des Schiffes auftauchen wird. Und der „Erste“, total erkältet und heiser wie ein Teil der Passagiere auch — das gehört so zu einer Tropenfahrt mit dem ewigen Schwitzen und dem ewigen Zugwind überall —, zählt schon die Stunden bis zur Ankunft, denn inzwischen sind seine Passagiere, fast pünktlich

zu dem Termin, den er auf der Nordsee vorausgesagt hatte, schwierig geworden, quengeln und mäkeln am Schiff, an den Stewards oder am Essen herum, und des Abends glimmen allerhand Reibereien zwischen den einzelnen Nationen auf. —

Für den aber, dem der Zweck seiner Reise nicht auf dem Gesicht geschrieben steht wie dem Auswanderer, beginnt eine schwierige Zeit des Ausgefragtwerdens: Warum verlassen Sie Europa, und wo wollen Sie hin, und was wollen Sie drüben anfangen? Wer reist, soll einen handlichen, marktgängigen und plausiblen Grund angeben können, wie ihn fast jede Tätigkeit, selbst die des Schmetterlingssammlers, dann und wann einmal bietet; er soll auch ein Programm für seine Reise gemacht haben, und sei es nur das im Reiseführer vorgeschlagene, — der internationale Sinn für Ordnung fordert das so.

Wie nun aber, wenn man beschlossen hat, mit dem Zufall zu reisen, wie ihn die verfügbaren Geldmittel und die verfügbare Zeit herbeiführen, mit dem Zufall und jenem geheimnisvollen Spürsinn, der geradeswegs und ohne zu wissen warum in das interessanteste Erlebnis hinein —, zu den merkwürdigsten Menschen und dem landschaftlich schönsten Punkt hinläuft; wenn man dieses eine Mal nur bummelnder Nichtstuer sein will, der seinen Tag möglichst angenehm verbringt, weil es ja auch gar nicht darauf ankommt, das gesehen zu haben, was alle sich ansehen, sondern darauf, das zu sehen, was speziell für einen selbst ein bereicherndes

Erlebnis zu werden vermag? Es mögen viele, es mögen auch nur ganz wenige Dinge sein, die man auf diese Weise sieht, aber mir scheint, daß auch ein Minimum von ihnen genügt, wenn nur ein starker, erschütternder, begeisternder Eindruck aus ihnen erwächst, — man dringt in Minuten gesteigerter Intensität des Erlebens oft tiefer in die Seele und das Geheimnis der fremden Welt ein als durch tausend verwehende Alltagserfahrungen. Und vielleicht genügt es, nur einmal die Luft des Urwaldes geatmet zu haben, um sehr viel von Brasilien und von den Tropen zu wissen, vielleicht auch schon, einmal gesehen zu haben, wie der Wind in der Krone einer Kokospalme liegt . . . Ich will nicht behaupten, daß es um meine Absichten auf den Punkt genau so bestellt gewesen sei, aber irgend etwas von dieser Programmlosigkeit gehört zu jeder wohlgelungenen Reise, von der nachher, in der langen Reihe gewöhnlicher Tage, mehr bleiben und dauern soll als eine Anzahl mehr oder minder geglückter Photos. —

Wortreich und umständlich wird immer über das Wie, Warum und Wozu der Reise und des Reisenden verhandelt in den Rauchsalons oder an Deck mitten in den Grammophonseufzern nach dem Mädels vom Rhein, ohne das es absolut nicht geht, Hoffnungen werden hineingeflochten auf Zukünftiges und Abenteuer erzählt, die waren, und man merkt nicht, wie der wehende Wind, der an den Kleidern zerrt, alles gleich wieder fortträgt in die stumme Weite jenseits der Reling . . .

Die Menschen an Bord haben alle ihre Geschichte, ihre Absichten und ihre Zukunft, das Meer aber hat keine Geschichte, kein Andenken an Gewesenes, es kennt nicht Wollen noch Hoffnungen, — das Meer ist mit seinen Wellen, werdenden und vergehenden, der ewige Augenblick . . .

SANTOS

Viele Inseln und Inselchen liegen zwischen Kap Frio und Santos vor der südbrasilianischen Küste, die aus Mittelgebirgshöhe scharf zum Ozean abfällt; die meisten von ihnen sind nichts als steil aus der See ragende, von den Wettern langer Zeiten glattgeschliffene, spärlich bewachsene Granitkuppen; sie sehen aus wie die höchsten Erhebungen von Gebirgszügen, die langsam wieder in dem Meer versinken, aus dem sie vor Millionen von Jahren emporgestiegen sein mögen. Vielleicht, fragt man sich, haben diese Fluten zwischen Amerika einerseits und Europa-Afrika andererseits noch mehr begraben als jene eine Atlantis, von der die Sagen berichten?

Es ist mehrfach bemerkt worden — aber ich wiederhole es unbedenklich, weil auch mir, dem geologisch völlig Uninteressierten, der Eindruck so stark sich aufdrängte —, daß an dieser Küste, die alt, uralt zu sein scheint, im Laufe unvorstellbarer Zeiten, in einer zeugenlosen, und trotzdem sehr ehrwürdigen Vergangenheit sich viel ereignet haben muß. Jedenfalls: die Erde, so starr scheinend, atmet; ihr Atemholen bedeutet einen Kontinent, ihr Ausatmen: einen Ozean, doch die paar Ewigkeitssekunden, die sie zu einem

Atemzug braucht, sind andere als die Sekunden unserer Menschenzeit. Wir gewahren unmittelbar nur die Seufzer der Erde, die Erdbeben; sie sind kurz, aber durchaus das Einschüchterndste von allem. Wir begreifen, daß wir gegenüber dem Willen und den Plänen der Natur nicht viel auszurichten vermögen, und nehmen mit einigem Vertrauen auf Dauer die Gebiete in Besitz, die die Erde für uns wohnlich gestaltet hat. Wo wir aber einmal unsern Willen, zu bleiben, gegen sie durchgesetzt haben, dürfen wir besonders stolz darauf sein. — Santos ist solch ein Fall.

★

Bläuliche Gebirgsketten, unter schwerem Gewölk hingestreckt, starren fern vom Festland herüber in den Morgen, der fahlsilbern hinter uns auf der See liegt. Dazu die Schären vor der Küste, — man glaubt eher Norwegen vor sich zu haben denn Brasilien. Aber dann gleitet der Dampfer in einen breiten Meeresarm — oder in eine Flußmündung? — hinein und die Vegetation auf den Ufern erweist sich durch irgendetwas als fremdartig, als südlich, tropisch, — man kann nicht sagen wodurch, weil Einzelheiten infolge der Entfernung nicht zu unterscheiden sind.

Der Geruchssinn ist es, der zuerst aufmerksam wird, er konstatiert eine von den reinen Passatwinden der letzten zwei Wochen recht verschiedene Atmosphäre, eine Luft wie dicke Suppe, — und den Augen, die der Bewegung der Nase folgen, entrollt sich ein wunder-

volles Panorama höchst malerisch hinter- und nebeneinander gestaffelter Gebirgsketten. Diese Berge umschließen in lückenlosem Dreiviertelkreis die weite Ebene, durch die unser Wasserweg sich windet und auf der, schon so früh, der den tropischen Tiefländern eigentümliche weißliche Dampf liegt. Selbst der Laie begreift ohne weiteres, daß das Wasser, das von jenen Bergketten dahinten herabströmt — und es regnet hier zweifellos oft und überreichlich —, in dieser völlig flachen, neigungslosen Ebene stehenbleibt und Sümpfe bildet; diese ehemalige, nun mit Erdreich ausgefüllte Meeresbucht muß ein geradezu ideales Fieberterrain sein . . .

Hier also, auf der linken Seite unserer Wasserstraße erbaute man die Stadt Santos, die dahinten links auftaucht, am Fuß eines einzeln stehenden Hügels, und so wurde sie der Schauplatz eines langen und verlustreichen, heroischen Kampfes gegen das Fieber, und zwar gegen das gelbe Fieber, das gefährlichste und tückischste von allen. Die Ufer dieses „Canal Grande“ boten denn auch bis kurz vor dem Krieg noch ein Schauspiel von trauriger Berühmtheit, nämlich die aus dem Wasser ragenden, allmählich vermodernden Gerippe von Segelschiffen, die man samt der Ladung hatte im Stich lassen müssen, weil die ganze Besatzung am gelben Fieber zugrunde gegangen war und kein Mensch sich mehr auf die verseuchten Fahrzeuge hinaufwagte. Beim Anblick dieser drohenden Berge, dieser Ebene und der geduckten Stadt darin werden in der

Kürze eines Augenblicks, eines schreckhaften Augenblicks alle die Schauergeschichten wieder lebendig, die man im Laufe der Zeiten über das Gelbfieber vernommen hat, sie kreisen durch den hellen Morgen wie ein Schwarm der Raubvögel, die man immerzu über dem Hafen von Santos schweben sieht.

Fürchterlich lang ist die Liste der Verluste, die Europa durch das gelbe Fieber erlitten hat, — denn es tötet bisweilen 90 Prozent seiner Opfer und manchmal so schnell, daß der Freund, mit dem man am Morgen noch ahnungslos gefrühstückt hat und der am Vormittag plötzlich ohnmächtig umgesunken ist, des Abends kurz vor Sonnenuntergang in aller Hast und Eile begraben werden muß. Es vernichtete den Franzosen 1802 auf Haiti ein Heer von 25 000 Mann und entriß ihnen die Herrschaft über diese Insel, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts streckte es ihnen in Veracruz abermals 30 000 Mann hin, was wohl die wahre Ursache gewesen sein mag, daß Napoleon III. seinen General Bazaine abberief und den unglücklichen Maximilian von Mexiko seinem traurigen Geschick auslieferte. Das Gelbfieber tötete beim ersten Versuch, den Panamakanal zu bauen, ganze Heere von Arbeitern . . . und so geht die Liste weiter, und ihre Verlustzahlen kommen durchaus denen einer der großen Schlachten des vergangenen Weltkrieges gleich.

Hier in Santos stand es ähnlich damit, aber man konnte und wollte diesen fatalen Platz nicht aufgeben, denn er war der einzige gute Hafen an der Küste des

Staates São Paulo, der stets der kulturell entwickeltste von allen Staaten der brasilianischen Union war. Es ist ferner das unumgänglich nötige Ausfuhrort der industriereichen Stadt São Paulo, die auf der Hochebene hinter jenen Bergketten liegt und heute schon über eine Million Einwohner hat, so viel wie Rio de Janeiro, — Ausfuhrort besonders für den wohlfeilen Kaffee, der auf der roten Erde eben jener Hochebenen gedeiht und mit dem Brasilien 72 Prozent des gesamten Weltbedarfs deckt. Der Wohlstand des Landes ist ja in solchem Maße auf der Kaffeeausfuhr aufgebaut, daß Brasilien vor dem Kriege sogar den Kurs seiner Valuta durch Kaffeeverkäufe regulierte, und aus dem riesigen Lager, das die Regierung zu diesem Zweck in Hamburg unterhielt, konnte Deutschland sich während des Krieges noch zu einer Zeit mit Kaffee versorgen, als es an allen anderen Lebensmitteln bereits fühlbaren Mangel hatte . . .

Lange war man überhaupt gänzlich machtlos gewesen gegen das gelbe Fieber, da man bis 1928 weder den Erreger der Seuche noch ein Heilmittel dagegen kannte; das Chinin, mit dem die Natur selbst uns ein Mittel gegen die Malaria an die Hand gegeben hat, versagte hier vollständig. Man war sich sogar im unklaren, ob das Gelbfieber durch Mückenstiche, wie die Malaria, oder durch Ansteckung übertragen werde, bis schließlich die Amerikaner diese Frage um 1900 herum durch ein in seiner simplen Direktheit und großzügigen Rigorosität echt amerikanisches Experiment lösten.

Sie schützten die eine Hälfte der Versuchspersonen sorgfältig vor Mückenstichen, brachten sie aber dauernd in engste Berührung mit der Bettwäsche und Kleidung von Personen, die am Gelbfieber gestorben waren, während die andere Hälfte gegen alle Ansteckungsmöglichkeiten peinlichst isoliert wurde, dagegen keinen Schutz gegen die Mücken hatte. Und da nur in dieser letzteren Abteilung neue Gelbfieberfälle auftraten, war die Schuld der Mücken erwiesen und durch deren Ausrottung ein Bekämpfungsmittel gegeben, denn den Mücken konnte man beikommen, indem man Petroleum auf jede Lache stehenden Wassers spritzte und die Sümpfe entwässerte. Hier bei Santos erreichte man letzteres durch Gräben, die mit dem Meer in Verbindung stehen und durch die das Sumpfwasser mit der Ebbe abzieht, während die Flut frisches Meerwasser heraufspült, in dem die Mückenlarven nicht gedeihen können. Santos gilt heute für weit gesünder als das ungleich günstiger gelegene Rio de Janeiro, wo das Fieber erst im Sommer 1928 wieder einmal aufflackerte, trotzdem das Carnegie-Institut in Neuyork jährlich an 500 000 Dollar für die Mückenvertilgung in Rio ausgibt. —

Doch wie schließlich die schrecklichen Pestepidemien des Mittelalters heute Märchen sind, so wird vielleicht in zwanzig Jahren schon auch das Gelbfieber mitsamt seinen schaurigen Einzelheiten, den Krämpfen und dem Blutbrechen, zu den Dingen gehören, die kaum mehr wahr sind, denn die Amerikaner sollen sich vorgenom-

men haben, es auf der ganzen Welt auszurotten, und vielleicht wird es ihnen mit ihren reichen Geldmitteln und mit ihrem subtilen Gesundheitsdienst gelingen, so wie es ihnen in Panama gelang. Und doch, oder vielmehr gerade darum soll man diese unangenehmen Dinge im Gedächtnis bewahren, um später einmal den Fortschritt der Menschheit daran zu ermessen, der in diesem Falle einmal nicht nur ein vermeintlicher, wie sooft, sondern ein wirklicher wäre . . .

*

Den Kopf voll solcher Geschichten, die einem das Gefühl geben, als solle man nächstens ein Schlachtfeld überqueren, auf dem noch die Blindgänger herumliegen, bereitet man sich vor, endgültig von Bord zu gehen; aus der Gesellschaft von mehr oder minder befreundeten, allzeit und manchmal störend gegenwärtigen Gestalten sich loszulösen in die Weite eines Landes, über das sich einige wenige Personen spärlich verteilen, an die man Empfehlungen hat oder zu denen man sonst irgendeine Beziehung herzustellen hoffen kann.

Aber zuvor kommt das ewige Kofferpacken, der ewige Kampf, da immer mehr Sachen zu verstauen sind als die Koffer fassen wollen, ein Kapitel über die Tücke des Objekts, das Fr. Th. Vischer entgangen ist, und das daher „auch eines“ deutschen Dichters harrt, der ein Buch darüber zu schreiben gewillt ist. Und es kommen, nach den vielen Abschiedstrünken vom vorigen Abend, die eine schlechte deutsche Sitte vorschreibt, nun die

letzten Händedrücke mit den Mitpassagieren und Schiffshonoratioren; merkwürdig, wie leicht sie in den meisten Fällen wiegen, — leichter als der Brummschädel von gestern; — unsere Art, von Menschen zu gehen, mit denen wir lange und räumlich eng zusammen gewesen sind, ist keine gute. Meist viel zu fahrlässig und gedankenlos, als drohten dem Leben, eigenem wie fremdem, nie plötzliche Gefahren, und immer zu hastig, als hätte man Eile, die Leute los zu sein. Das Schiff hingegen verläßt man nicht ohne ein Zögern, nicht ohne ein Erinnern auch an die verwirrend großen Entfernungen, über die es uns hinweg getragen hat; es beginnt ein Gefühl der Anhänglichkeit zu ihm sich vorzudrängen, jene seltsame Beziehung vom lebenden Menschen zum toten Mechanismus, die sich leider so oft als kräftiger noch erweist denn die von Mensch zu Mensch. —

Dann aber und endlich ist es doch der andere Kontinent, das „Jenseits-der-Wasser“, die Erwartung einer neuen Welt, die dieser Stunde Bewegung und gespannte Schwungkraft des Erlebens verleiht, — denn auf die Dauer erfreut auf Erden doch nur der Wechsel. Dort auf dem Kai, der den Dampfer jetzt mit starken Trossen zu sich heranzieht, beginnt es, das Unbekannte, Fremde — Verlockung ebenso sehr wie Warnung —, aber der Weg diese paar Meter abwärts ist länger als er scheint, und um ihn zurücklegen zu dürfen, war und ist mancherlei zu überstehen, und es ist dafür gesorgt, daß du nun nicht etwa, in dem Gefühl, ein unbeschränk-

ter Herr und stolzer Weltenbummler zu sein, übermütig die Landungsbrücke hinabstürmst.

Denn erst kommen die Landungsformalitäten, und alle Stewards und Oberstewards teilen es dir mit, daß die hohe Kommission schon im Salon sei, sagen es rauh und mit Mienen, die dich um höchste Eile anflehen. Aber natürlich ist es doch nicht der kleine Salon vorn auf dem A-Deck, sondern der ganz hinten auf B-Deck, in dem die Autoritäten sich niedergelassen haben, denn die Gesetze, nach denen sie den Raum für ihre Amtshandlungen auf den Schiffen aussuchen, sind so unerforschlich wie die Einwanderungsbestimmungen selbst.

Also da sind die Herren, und du darfst dich, hinter dem Rücken der Vordermänner heranschleichend, eine gute Weile als der Wurm fühlen, der du in Wirklichkeit vor den Mächten dieser Welt bist, denn zuerst und vor allem heißt es warten, endlos warten, und wehe dir, wenn du als Neuling geglaubt hast, du könntest vielleicht noch den zwei Stunden nach der Ankunft des Dampfers ins Innere abgehenden Zug erwischen, — nichts damit! Ich habe nie ergründen können, was denn dies Warten mit dem ganzen Chaos sonstiger Angelegenheiten zu tun hat, für die sich die fürsorglichen Behörden witzigerweise interessieren: wie meines Vaters Vorname lautete und ob mein Großvater ein vernünftiger Mann war. Zur Zeit neige ich zu der Vermutung, daß es eine menschenfreundliche Gratiszugabe zum übrigen ist, wie in Frankreich beim ländlichen Menu der vin

à discrétion, der immer auf dem Tisch steht und von dem man soviel nehmen darf, wie man mag. Dieses Warten ist sozusagen ebenfalls à discrétion . . .

Aber man rückt langsam vor, die Herren da vorn erweisen sich, eine kleine Abwechslung, nur zum Teil als weiß, andernteils sind sie bräunlich; Kaffee mit Milch sagen die Brasilianer zu dieser Mischung. Und die Weißen tragen der Wärme zum Trotz möglichst dunkle Anzüge, die Braunen dagegen weiße, nach Möglichkeit eingeschmutzte. Sie haben die Tische wichtig mit Papieren bedeckt, und sie sehen niemand an vor Würde, so sitzen sie da, Erzstatuen, leicht schwitzend zwar, aber sie sind die Macht. Die Macht, vor der man fühlt: hier ist alles unnütz, besonders der gesunde Menschenverstand, und vor der man plötzlich unwillkürlich den Hut abnimmt, was schon längst hätte geschehen sein sollen und nur aus Vergeßlichkeit unterblieb. Denn die Herren verlangen das, nur die Dienstmützen der herumstehenden Schiffsangestellten dürfen bleiben, wo sie hingehören: auf dem Kopf . . .

Ich will nicht sagen, daß sie geradezu demütigend sind, diese Buddhas, die immerfort ihre Autorität anstarren wie der indische Gott seinen Nabel, — aber ärgerlich sind sie und höchst eintönig. Denn die Rituale ihrer Verrichtungen gleichen sich in allen Häfen der Welt in wirklich ermüdender Weise, keiner von all den Staaten hat auch nur den geringsten Sinn für eine etwas originellere und nette Inszenierung, nur die Zahl der abzuliefernden Fingerabdrücke und Dokumente, sowie

der nachzuweisenden Impfungen schwankt etwas, je nach dem Grade von Zivilisation beziehungsweise Bürokratisiertheit, den das betreffende Land erreicht hat. Die Schifffahrtsgesellschaften aber, die sich sonst immer den Anschein geben, als sähen sie in jedem Passagier einen höchst kostbaren Edelstein, stehen, wie sich hier zeigt, in schönem Einvernehmen mit den Staatsgewalten gegen die Reisenden, aber das rührt daher, daß im Zweifel sie es sind, die die hohen Geldstrafen für Übertretung der Einreisevorschriften zu zahlen haben. So ist es jüngst vorgekommen, daß ein französischer Südamerikafahrer, der gerade besonders viele blinde Passagiere ohne Einreiseerlaubnis hatte, sich per Radio mit einem heimwärts fahrenden Dampfer derselben Gesellschaft mitten auf dem Atlantik zusammenbestellte, worauf die sehr enttäuschten „Blinden“ mittels Rettungsbootes nach dem Europadampfer übergesetzt wurden. Merkwürdig berührt es auch zu beobachten, welche geradezu panische Angst, in Brasilien sowohl wie auch in Europa, vor der Einschleppung gewisser Augenkrankheiten herrscht, die von hundert Gebildeten bei uns kaum einer auch nur mit Namen kennt . . .

Kurz, wenn die Landungsbehörden einmal Überraschungen bereiten, sind es immer unangenehme, — mir ist da ein in Argentinien der Augen wegen zurückgewiesener französischer Landwirt aus Algier in Erinnerung, dem ich als Laie nichts als Kraft und eitel Gesundheit ansah und der recht traurig und so ziemlich ohne alle Geldmittel wieder heimreisen mußte. Im

großen und ganzen aber gewann ich im Laufe der Zeiten und Reisen doch den Eindruck, daß am allerpedantischsten und am wenigsten nach den Grundsätzen persönlicher Freiheit jene große Republik von Nordamerika verfährt, die sämtliche Weltvorräte an Freiheit aufgekauft zu haben sich einbildet und überhaupt kraft ihrer Vollkommenheit „Gods own country“ sich nennt. Der bekannte Witz, daß die Freiheitsstatue im Hafen von Neuyork das einzige an Freiheit sei, was man in jenem Lande zu sehen bekomme, ist bitter, aber berechtigt.

★

Nun hat die kaffeebräunlichste der versammelten Autoritäten lange genug in einem sehr schmierigen Notizbuch geblättert, das vielleicht die Liste der in Brasilien politisch mißliebigen Personen darstellt, aber er hat meinen Namen offenbar nicht gefunden, und der Schiffsarzt nickt mir zu mit einer Miene, als sei es allein ihm zu verdanken, daß alles glatt geht. Du denkst also, nun bist du frei, „nun kann es losgehen“, aber kaum auf dem Kai, erfährst du, daß du erst durch den Zollschuppen mußt, der die Nummer 3 trägt und der nur zehn Minuten entfernt sei. Aber die „Monte Cervantes“ liegt vor Schuppen 25, und da jeder der 22 zu passierenden Schuppen gegen achtzig bis hundert Meter lang ist, wanderst du so lange, wie man eben für etwa zwei Kilometer Weges gebraucht. In Europa wäre das ein hygienisch sehr empfehlenswerter, halbstündiger Morgenspaziergang mit eingestreutem Hürdenlaufen über die

zahllosen Schiffstrossen und herumliegenden Gegenstände, hier, unter einer verschleierten und scheinbar ganz sanft wärmenden Sonne lernt man gleich die Eigenheiten des Klimas peinlich kennen, die sich vor allem darin äußern, daß es heftig unter dem Hut hervortropft und auch unterirdisch leise über Rücken und Brust rieselt. So stolpert man, da keine Lücke zwischen den Schuppen die Möglichkeit gewährt, zu einer Fahrgelegenheit zu gelangen, recht verdrossen dahin, es geht an zahllosen Dampfern zahlloser Nationen vorbei, die alle die quadratisch flachen Säcke voll Kaffee ihren Laderäumen einverleiben, diesen hohlen Bäuchen, die alle die Eigenschaft zu besitzen scheinen, nie voll zu werden. Der ganze Kai duftet nach dem aromatischen Produkt, und das blieb so ziemlich die einzige reine Freude dieses Morgens.

Denn im Zollschuppen wird bekanntgegeben, daß man das große Gepäck erst gegen drei Uhr des Nachmittags zu verzollen gewillt sei; es geht offenbar nicht überall auf der Welt so schnell wie im tüchtigen Deutschland. Um die besagte Zeit aber hat die Wetterleitung sich dazu entschlossen, den Kaffeefazenderos von São Paulo einen lang benötigten Regen zu spenden; traurig und durchnäßt langt man an, denn es erweist sich, daß selbst die raffiniertest gebauten Regenmäntel ihr Garantieverprechen auf Wasserdichtigkeit nur in Europa zu halten vermögen; gegenüber den hier gangbaren Regensorten, selbst denen von geringerer Qualität, verhalten sie sich wie armselige Siebe . . .

Die hohe Wellblechhalle, vom wasserfallartigen Rauschen des Regens draußen erfüllt, ist nicht ohne Stimmung, die Beamten haben sich wirklich entschlossen, zu arbeiten und schwirren umher, während das zu untersuchende Gepäck auf Reihen von Bänken kunterbunt durcheinandersteht und jeder das Seine zusammenträgt, so gut es eben geht. Wozu draußen noch nasser werden? denke ich und lasse mir viel Zeit. Aber während eine gute Stunde vergeht und die Halle sich langsam leert, wird mir doch auffällig, mit welcher Hartnäckigkeit die Beamten meine verlockend geöffneten Koffer, und meine stumm werbenden Gesten zu übersehen belieben. Erst nach einer weiteren halben Stunde, während der der Regen aufhört, beginnt es mir zu dämmern. Mein Gepäck steht nämlich auf der zweiten Bankreihe, aber die Herren Beamten fertigen prinzipiell nur das Gepäck ab, das auf der ersten Bank steht. Da ich nun aber doch fortzukommen wünsche, tue ich ihnen den Gefallen und helfe dem Übelstand mit ein paar Griffen ab. Und siehe da! Alsbald sind die Herren für mich zu haben und sind auch direkt liebenswürdig und entgegenkommend. —

Die Bekanntschaft mit den Gepäckträgern von Santos, die ich nun zu machen hatte, endete leider nicht so erfreulich, denn diese unentbehrlichen Herren verlangen für einen Kabinenkoffer und einen Handkoffer im Gesamtgewicht von etwa 30 Kilo nach dem knapp zwanzig Minuten entfernten Hotel die Kleinigkeit von 7.50 RM nach deutschem Geld. Mich ergreift sowohl

Entrüstung wie auch Angst um meine Reisekasse. Wenn das in ganz Brasilien so weiter geht . . . Der Blick des deutschen Staatsbürgers schweift in solchen Fällen unfehlbar nach der Autorität des Staates, aber der Gepäckmeister unseres Dampfers, der mir gerade begegnet, erklärt mir warnend die Sachlage: 15 Milreis, das sei sogar ziemlich mäßig für hiesige Verhältnisse; er habe Fälle mitangesehen, wo bis zu 100 Milreis verlangt wurden, denn die Polizei schütze diese organisierten Wegelagerer bei etwaigen Beschwerden, vielleicht, um ihrerseits hohe Konzessionen oder sonstige Abgaben von ihnen zu erheben . . .

Was soll man da machen? Überseereisen bedingen nun einmal ein gewisses Quantum von Gepäck, oder sie sind ein besserer Ulk für amerikanische Studenten. Also ich zahlte, und ich zahlte im selben Tempo weiter bis zum Verlassen des Landes. Als ich in Rio de Janeiro wieder an Bord ging, hatte ich gelernt, wie man mit den Leuten umspringt, aber trotzdem mußte ich meinem Mann, einem riesenstarken Neger, für dieselben zwei Koffer, die nur vom Auto über die unmittelbar daneben befindliche Landungsbrücke aufs Schiff zu tragen waren, den Betrag von 6 RM entrichten . . . Gleich darauf mußte ich, wegen der erwähnten panischen Angst vor Augenkrankheiten, eine Einspritzung in die Augen über mich ergehen lassen, was eine bisher unbekannte, lang andauernde Empfindlichkeit dieser wichtigen und sonst bei mir ganz gesunden Sinnesorgane zur Folge hatte und beim Betreten Europas infolge des dort herrschen-

den kalten Wetters zu merkwürdigen und peinlichen Erkältungserscheinungen der Bindehaut führte.

Das war, in großen Zügen, die Geschichte meiner Landung und meiner Abfahrt von Brasilien, deren Scherereien mir der Aufzeichnung wert erschienen, weil es noch immer Leute gibt, die glauben, Überseereisen seien ein reines Vergnügen. Meine Stimmung wurde nicht besser dadurch, daß ich, die landesübliche Tiefe der Regenpfützen unterschätzend, einen der Seen vor dem Zollschuppen in Santos zu durchqueren versuchte, wobei mir das Wasser oben in die Schuhe hineinlief. Aber Pfützen und nasse Füße hin, Gepäckträger und behördliche Scherereien her, — was tut das? Endlich liegt ganz Brasilien frei vor mir! . . .

★

Der einzelne Hügel, um den Santos gebaut ist, führt den geweihten Namen des Gralsberges: Montserrat, aber er zeichnet sich durch nichts aus als durch ein Hotel auf dem Gipfel, eine Zahnradbahn, die zu diesem hinaufführt und — wenn man so sagen darf — durch ein großes Stück, das ihm fehlt. Es wurde durch die fürchterlichen Regengüsse losgewaschen; die gewaltige Bruchstelle befindet sich in bedenklicher Nähe des Hotels. Von dessen Terrasse aus übersieht man die ganze weite Ebene mit ihren breiten Wasserläufen, umringt von den Bergketten, nach Osten zu dämmert in weißem Dunst der Atlantik, ein Bild, das allein schon fast die Reise nach Brasilien lohnt . . .

Die Stadt unten teilt sich, von den inneren Hafenkais angefangen bis hinaus nach Itararé, dem eleganten Vorort an einer Meeresbucht, in regelmäßige Vierecke von niedrigen, meist nur einstöckigen Häusern, an denen die Höhe der Fenster auffällt. Wo Bedürfnis nach Licht und Luft vorhanden war, hat man einfach einen Block weggelassen und Anlagen dorthin gepflanzt, ein Städtebausystem, das nicht viel Kopfzerbrechen verursacht. Durch die Geschäftsviertel zieht sich eine schräge Folge von auf solche Weise entstandenen Plätzen, neugierig dringt man in die dichtbewachsenen Anlagen ein, um befremdet und ratlos stehenzubleiben: man kennt nicht eine der dort angepflanzten Palmen, nicht ein Blattgewächs, weder den Baum mit den großen, rein gelben Blüten, noch jenen Strauch, dessen Blätter im leisesten Luftzug so merkwürdige und auffällige, sonderbar unpassend wirkende Bewegungen machen; nur jenes Tier, von der Größe einer halbwüchsigen Ziege etwa, das mit seinen starken Krallen festgeklammert unbeweglich an einem Ast hängt, dürfte ein Faultier sein. Schweigt aber der Lärm der Autos und Straßenbahnen, schweigen auch die Lautsprecher, die man hier in die natürlich immer offenen Ladeneingänge stellt, um die Passanten zum Stehenbleiben zu veranlassen, einmal zufällig auf ein paar Minuten, so fängt das Ohr plötzlich einen nicht erwarteten Laut auf, der aus den Bäumen herunterdringt: das Gezwitscher und Singen von Vögeln; wirklich, hier ist ja Frühling, man entdeckt es mit einem heißen Gefühl im Herzen . . .

Freilich, in den Straßen der Geschäftsstadt, in denen die Angestellten in Hemd und Gürtelhose und mit aufgekrepelten Hemdsärmeln unter surrenden Ventilatoren arbeiten, weiß man nicht viel davon. In den Banken, die meist dem Handelsinteresse eines bestimmten europäischen Landes mit Brasilien dienen, in den großen Handelshäusern, die den Kaffee exportieren und alle erdenklichen Waren und besonders Luxusartikel teuerst importieren, hat man zu tun, um aus dem Material der Geschäftsverbindungen, der Kenntnis der Waren, der Produktion und der Absatzverhältnisse die Reichtümer herauszuarbeiten, die dann draußen in Itararé sichtbare Erscheinung werden in Form zahlloser Villen, die alle ein wenig nach dem Muster anglo-indischer Bungalows einfach, geräumig und mit raffiniertem Komfort gebaut sind, und die alle offenbar ganz unverhältnismäßig viel Geld gekostet haben. Santos ist eine nüchterne Stadt, so nüchtern, wie Geld, Kapital und Reichtum überhaupt sind, die in den aktuellen Romanen immer mit einem Schimmer des Interessant-Geheimnisvollen umgeben werden; noch keine Stadt schien mir so ausschließlich dem Erwerb zu leben, einem des Klimas wegen nicht zu hastig, aber dafür mit um so größerem täglichem Zeitaufwand betriebenen Erwerb, noch keine schien so wenig zu wissen von den Dingen, die in der Zeit zwischen Arbeitstag und Arbeitstag das Leben lebenswert zu machen vermögen: ein wenig Geselligkeit, ein wenig Licht und ein wenig Kunst. Ab 7 Uhr abends liegt sie wie ausgestorben da

und zeigt kein Leben mehr, abgesehen von den Ochsenfröschen in den Anlagen, den selten vorbeirasselnden Trams und ein oder zwei Kinos. Und abgesehen von ein paar Gassen, an deren Ecken ein paar mißtrauisch nach Schutzleuten äugende Gestalten stehen, die den Zweck ihres Herumlungerns mit einer unbeschreiblichen und unnachahmlichen Geste von so unbestimmt-zufälliger Harmlosigkeit und geheim-präziser Deutlichkeit den Passanten darzutun wissen, daß ich schleunigst entflohe, um die gefährlichen Herren nicht durch meinen unbezwinglichen Lachanfall zu reizen.

Man würde Santos vielleicht für eine Stadt wirklich allgemeinen Wohlstandes oder gar für eine europäische Stadt halten, wären da nicht die vielen Farbigen im Straßenbild, diese einmal, zweimal, fünfmal mit Europäern gekreuzten Farbigen in ihrer schmierigen Armseligkeit, die Stiefelputzer, Straßenkehrer, Trambahnführer oder gar nichts sind. Manche scheinen auch mit Gelben gekreuzt — denn natürlich laufen auch regelmäßige japanische Linien (von Südafrika her) nach Santos —, und die Hautfarbe dieser Mischlinge ist weitaus die phantastischste und unbeschreiblichste von allen, ein Braun, das unbestimmt nach Grün hinüberspielt. Unterschiede der Rassen kennt Brasilien ja nicht; seit der Sklavenbefreiung, um die sich eine Verwandte des letzten Kaisers in den 80er Jahren sehr verdient machte, verbürgt, ganz anders als in den USA., die Verfassung den Farbigen ausdrücklich die gleichen Rechte wie den Weißen.

Besonders im Hafenviertel fällt auf, wie unterschiedslos Weiße und Schwarze durcheinander dieselben Arbeiten verrichten; sonst unterscheidet es sich in keiner Weise von denen anderer großer Häfen: dieselben schmutzigen Läden, schlechten Straßen, fragwürdigen Wohnungen und zweifelhaften Kneipen, die ihre Gäste durch die Musik oft ganz ausgezeichneter Gramophone zu unterhalten pflegen. Auf solchen Streifen zur Zeit der melancholischen Dämmerung angesichts dieser fremdsprachigen Welt empfindet man es sehr angenehm, wenn da plötzlich ein bekannter Jazzschlager über den dämmernden Platz schallt, nach dem man vor zwei Jahren in Europa getanzt hat,— die Dinger gehen, scheint's, durch die ganze Exotik. —

Ein kleiner Dampfer führt von der Stadt weg an das andere Ufer des Meeresarms; drüben, wo das Land sich kaum einen Meter über dem Wasser erhebt, ist, inmitten von lauter grünem Dickicht, eine elektrische Bahn deutschen Fabrikats zu ersteigen, die alsbald mit energischer Geschwindigkeit durch die tischplattenflache Ebene davonrasselt. Rechts Dickicht, links Dickicht, ein paar Entwässerungsgräben, Grün und wieder Grün, fast undurchdringlich und echt tropisch: Baumfarne, niedere Palmen, ganz selten ein paar Blüten, wie Brasilien überhaupt im Gegensatz zu den tropischen Inseln der Südsee sehr arm an Blumen ist. Weiterhin geben Bananenkulturen einen Blick auf das Erdreich frei, und man beginnt sich zu wundern, wie dieser schwammige Halbsumpf die Belastung des

schnellen Zuges aushält, warum er nicht nachgibt und alles, Bahndamm, Schienen und Wagen im Grundwasser einsinken läßt. Dann ein paar niedere Hügel, mit einem Wald bedeckt, dessen Dichte einfach Kopfschütteln erregt, endlich tut sich eine von Bergen umkränzte Meeresbucht auf, und die Bahn hält in einer Villenkolonie, die sich um das Hotel Guarujá herumgruppiert. Seine Spielsäle sind, wie mir der Vertreter einer Dampfergesellschaft schon vorher erzählte, vor einigen Monaten geschlossen worden, — die Bundesregierung hatte plötzlich irgendwelche moralischen Bedenken bekommen, die sich aber ebenso auf das Jeu im Copacabana Palace Hotel in Rio erstreckten, und die vielleicht ihrerseits wiederum auf Gründen beruhten, die mit der Moral gar nichts zu tun haben.

Darum also und auch, weil erst Frühling ist und die Badesaison noch nicht begonnen hat, ist der weite Strand fast leer; es ist ein Sandstrand, wie ihn Florida nicht herrlicher hat, vollkommen eben und so fest, daß auf dem von der Ebbe freigelegten Teil ein paar Autos mit erklecklicher Geschwindigkeit dahinfahren, die Straße am Meeresufer entlang mündet drüben, aus den Felsen heraustretend, einfach auf diesem Strand, auf dem man sich seinen Weg selber suchen muß.

Dann schlägt der Seewind über dem Lärm der entschwindenden Wagen zusammen, man hört die Brandung des breitgelagerten Meeres, man überdenkt, daß an seinem andern Ende Europa liegt, man überdenkt auch, wie weit es bis dahin ist, und plötzlich fühlt man

sich etwas einsam, deplaciert und ausgeliefert in dem fremden Weltteil. —

Wieder im Hafen von Santos, sieht man gerade, fast mit einem Gefühl von Neid, wie ein deutscher Dampfer vom Kai losmacht, um nach Europa zurückzukehren, man läuft, schweißtriefend vor Eifer, bis ganz nahe an die Abfahrtsstelle heran. Es ist etwas so Eigentümliches um das stille, langsame und doch unaufhaltsam scheidende Sichloslösen des Schiffes vom Lande, um das letzte Winken hüben und drüben, und die letzten Töne der Schiffskapelle . . .

Und im Nachschauen, wie der Dampfer im Strom ist, langsam sich verkleinert, werde ich, mit einem neuen Erschauern, inne, wie alles, was ich hier im fremden Lande zu sehen bekomme, nicht hineingeht in mein Inneres, nicht Bild wird und Symbol, sinnvoller Besitz, sondern Befremden bleibt, Befremden und große Verwirrtheit . . .

Europa — was bekommt dieses Wort hier plötzlich so viel Gewicht, so guten Klang!

SÃO PAULO

Das Interessanteste an São Paulo waren mir nicht die meilenweiten Kaffee-Fazendas mit ihren, der bequemeren Ernte halber, auf 3 Meter Höhe gestutzten, wie Soldaten peinlich ausgerichteten Baumreihen, die sich bis zum Horizont der sonst kahlen Hügellandschaft erstrecken; ihr Gebiet beginnt wenige Kilometer von der Stadt entfernt, und sie bringen, wenn die Preise gut, das heißt die Ernte nicht allzu reichlich ist, ihren Besitzern so viel Geld, daß diese sich im Winter wochenlang mit Familien von 6 bis 8 Köpfen im Copacabana Palace Hotel in Rio de Janeiro einmieten, wo der Tag etwa 30 bis 50 RM pro Person kostet. Das Interessanteste war auch nicht die Stadt São Paulo selbst mit ihrem im Bau befindlichen Renommier-Wolkenkratzer von etwa 30 Stock und ebensowenig das der Gewinnung von Serum gegen Schlangenbisse dienende Staatsinstitut Butantán. Diese mit Wassergraben und Betonwall sicher umzäunte Wiese mit den kleinen, weißen Halbkugel-Häuschen, auf der mächtige Jarraraccas und Klapperschlangen träge sich winden und nur ab und zu mal durch den dicken Wächter gestört werden, der es fertigbringt, die giftigen Bestien einfach hinter dem Kopf zu packen und hochzuheben, ist so oft beschrie-



Hafenbucht von La Coruña



Äquatortaufe

ben und photographiert worden, daß ich mir diesen Ausflug ersparte, um so mehr, als ich zu den Menschen gehöre, denen der Anblick von Schlangen nicht sonderlich erfreulich ist, und seien sie noch so schön gezeichnet. Weniger bekannt ist, daß das Institut sich neuerdings auch mit der Gewinnung von Seren gegen Skorpion- und Spinnenbisse befaßt; es entwickelt auch eine wichtige publizistische Tätigkeit durch die Ausgabe aufklärender Postkarten, aus denen zu ersehen ist, daß gewisse Riesenspinnen die geschworenen Feinde der Giftschlangen sind, und daß es unter den 170 Schlangenarten Brasiliens eine völlig ungiftige Spezies, die *Mussurana* gibt, die ebenfalls ihre Lebensaufgabe in der Vertilgung von Giftschlangen sieht und demgemäß zu schonen ist. —

In einer in São Paulo erscheinenden Zeitung stand vor längerer Zeit einmal eine Schilderung von Professor Bertarelli, der Gelegenheit gehabt hatte, dem Kampf zwischen einer *Mussurana* und einer *Jarraracca* beizuwohnen; es möge mir gestattet sein, ihn in ganz kurzem Auszug hierher zu setzen.

„Als die beiden Schlangen, die ungefähr gleich groß sind, sich gewahr werden, erheben sie die Köpfe und gehen ohne Zögern, aber langsam, ruhig, in langen, fast elegant wirkenden Spiralen aufeinander los, beide ihres Sieges gewiß. Die *Jarraracca* weiß durch tausendjährige, von den Voreltern auf sie vererbte Erfahrung von der tödlichen Wirkung ihres Giftes; sie hat es selbst in vielen Kämpfen erprobt und noch viel gefährlichere

Gegner als diese Schlange da in wenigen Sekunden gelähmt, getötet; aber die Mussurana ist ihrer Schnelligkeit und Kraft ebenso sicher . . .

Die Mussurana eröffnet den Kampf, plötzlich schießt sie überraschend schnell auf die Jarraracca los und packt sie mit furchtbarem Biß in der Mitte des Körpers. Sie hatte auf den Hals der Jarraracca gezielt, aber diese, nicht weniger schnell, war geschickt ausgewichen und gräbt nun ihrerseits ihre gewaltigen Giftzähne tief in den Körper der Mussurana. Dann scheint sie ruhig abwarten zu wollen, bis die Bewegungen der Gegnerin langsamer werden, ersterben.

Vergebliches Warten. Im Gegenteil, die Mussurana, nunmehr wütend geworden, benutzt die Pause und preßt sich in immer engeren und immer schärfer angespannten Windungen um den Körper der Jarraracca. Diese beißt ein zweites Mal zu, und ein drittes Mal, dicht hinter dem Kopf der Mussurana. Sie verschwendet alles Gift, das in ihrer Drüse vorrätig ist. Nun kann die Wirkung doch nicht mehr lange auf sich warten lassen? . . .

Aber nichts dergleichen geschieht. Die Mussurana, völlig immun selbst gegen die stärksten Gifte, umschlingt die Gegnerin noch fester, schon kann sich die Jarraracca kaum mehr bewegen. Durch den Knäuel der beiden Schlangenleiber windet sich der Kopf der Mussurana immer näher an den ihren heran, nicht einmal zu beißen vermag sie die Gegnerin, ihre Kräfte lassen nach, und sie hat genug zu tun, ihren Kopf vor den zuschnappenden Kiefern der Mussurana zu decken.

Noch ein kurzes Hin und Her, dann öffnet die Mussurana ihr schreckliches Gebiß noch einmal, so weit sie kann, und packt nun den Kopf der Jarraracca, dessen Knochen mit einem gräßlichen Knacken zerbrechen . . . Dann beginnt sie langsam, gemächlich, die Beute zu verschlingen . . .“

★

Mindestens ebenso interessant wie alle Schlangen und Kaffeepflanzungen, aber weit weniger berühmt, ungerecht wenig berühmt, ist die Bahn, die Santos mit São Paulo verbindet. Die räumliche Entfernung ist gering, nur 79 Kilometer, und die Fahrzeit beträgt knapp zweieinhalb Stunden. Fast fünf Sechstel des Weges entfallen auf die sumpfige, aber sonst keine Hindernisse bietende Ebene, in der Santos liegt, und auf die trockene und für den Bau ganz bequeme Hochebene von São Paulo. Dazwischen aber ist in dem übrigbleibenden Sechstel der Strecke eine Steigung von etwa 700 Metern zu überwinden! Kehrtunnels wie bei den schweizerischen Gebirgsbahnen, die die Strecke künstlich verlängern und es gestatten, die Trasse weniger steil zu machen, genügten hier nicht, es muß, um die Züge aufwärts zu ziehen, an mehreren Stellen ein Drahtseil mit-helfen, das von gewaltigen Dampfmaschinen bewegt wird, die in Hallen neben der Strecke am Bergabhang stehen. Hinzu kommt noch ein anderes, sehr kostspieliges Moment: das zu ersteigende Gebirge ist zwar der Form nach durchaus Mittelgebirge, aber in den Tropen

gelegen. Es hieß also beim Bau Rücksicht nehmen auf die enormen Regenfälle, Rücksicht nehmen auch auf den katastrophal schnellen Pflanzenwuchs dieses Klimas. Eine normal angelegte Bahn wäre hier binnen kurzem entweder vom Regenbach fortgewaschen oder völlig überwachsen.

Man hat daher da, wo die Bahn das Gebirge zu ersteigen beginnt, erst einmal den Urwald, ein gegen 30 Meter hohes, mit zwei oder drei Blätterdächern versehenes, unerhörtes Dickicht von Sträuchern, Bäumen, Palmen und Schlingpflanzen, etwa 40 Meter rechts und links neben dem Bahnstrang weggeschlagen, mußte nun aber wieder die dicken Schichten von Humuserde, die auf diese Weise haltlos der Einwirkung des Regens ausgesetzt wurden, irgendwie zu fixieren suchen, was zum Teil durch gewaltige Untermauerungen und Stützmauern geschah, teils dadurch, daß man die Abhänge mit einer Betondecke überzog. Alle Brücken über die zahllosen Bäche haben übermäßig weite Durchlässe, ober- und unterhalb der Bahnstraße, die an der rechten Seite eines tief eingeschnittenen Tales sich um die Bergflanken windet, läuft außerdem ein kompliziertes System von breiten Abflußrinnen aus Beton, die alles auf den Bahnanlagen sich sammelnde Wasser zu fassen haben, und es erst tief drunten freigeben, wo es keinen Schaden mehr anrichten kann. Diese Abflußrinnen sind außerdem noch mit Asphalt ausgekleidet, da sich auf dem Beton doch noch Pflanzen ansiedeln könnten: kein Wunder, daß diese Eisenbahn, die kein geringeres tech-

nisches Meisterwerk ist als die Jungfraubahn etwa, den Engländern ungeheuer viel Geld gekostet hat. Man spricht von 280 Millionen, und das ist um so glaubhafter, als sich noch eine zweite, völlig ausgebaute, aber ältere Trasse das Gebirge hinaufwindet, die aber nicht mehr benutzt zu werden scheint.

★

Droben auf der hügeligen Hochebene ist's wie in Europa; nichts mehr von der Dampfluft der Tropen, es weht herbe, kühlend, und an den kleinen Vorortstationen vor São Paulo rankt sich der Wein über die Häuschen der Bahnangestellten.

Offenbar sind hier alle klimatischen Bedingungen gegeben, unter denen der Europäer sich wohlfühlt und gesund bleibt, darum will ich die Stadt São Paulo auch loben, so sehr ich es vermag. Sie hat Luxushotels, riesige öffentliche Palmengärten, die man besser Palmenmuseen nennen sollte, so vollständig scheinen alle Arten vertreten; sie hat, wie erwähnt, Wolkenkratzer, auch Autos in schwerer Menge, Lichtreklamen, tadellos gepflasterte Straßen, die sich auf Überführungen kreuzen, denn das Terrain ist sehr hügelig. Ich vergesse nicht die vielen eleganten Läden mit auffallend viel deutschen Erzeugnissen und die eleganten Schutzleute, beamtete Gentlemen in Uniformen nach Maß, weiß behandschuht, Uhrarmband am linken Handgelenk. São Paulo hat nicht zu viel Farbige, es hat Ordnung, Industrie und Geschäftsgeist, es hat auch große Kinos, denen

ich es verdanke, daß ich nun Budapest, wo ich noch nie war, in- und auswendig kenne, und denen ich es ferner verdanke, daß ich nun über die Unterschiede zwischen spanischem und portugiesischem Stierkampf unterrichtet bin, von denen ich nur den ersteren gesehen habe. Doch vermochte dieser Film seine Absicht, den spanischen Stierkampf herabzusetzen und ihn als abscheulich hinzustellen, bei mir nicht durchzusetzen. Der portugiesische ist in einzelnen Phasen, die dem spanischen fehlen, recht elegant und reizvoll, die ursprüngliche Idee jedoch, Kampf zwischen menschlicher Intelligenz und tierischer Kraft, ist in ihm entartet, es fehlt ihm jenes Moment, das den spanischen Stierkampf unter allen Umständen adelt: die Gefahr. Und sicher ist, daß fast alle Verurteilungen der Stierkämpfe nur Vorurteile derer sind, die sie nie gesehen haben; wie überraschend man an Ort und Stelle bekehrt wird, zeigt, weit besser als ich es selbst schildern könnte, eine Äußerung von Leo Matthias (Neue Rundschau 1929, Seite 551):

„Als ich mit 19 Jahren zum erstenmal einen Stierkampf sah, und zu meiner Überraschung erlebte, daß ich, der ich damals keine Katze leiden sehen konnte, nicht das geringste Mitleid mit dem Tier besaß, versuchte ich, mir und andern diese Wirkung dadurch zu erklären, daß ich sagte: es war durch diesen Kampf etwas viel Tieferes angerührt als das Mitleid mit der Kreatur. Ich schrieb: Es stehe nicht der Mensch gegen einen Stier, sondern gegen etwas Übermenschliches,

ein Unabwendbares, einen Gott. Und obgleich der Ausgang beinahe so gewiß sei wie bei einem Film, so sei es am Ende doch befreiend und hinterlasse ein Gefühl menschlicher Macht, das kein anderes Spiel auch nur annähernd mit dem gleichen Ruck übertragen könne“...

Aber alle diese Filme sah ich mir nur deshalb so genau und eifrig an, um mir São Paulo nicht länger ansehen zu müssen. Denn die Vorzüge, die ich aufzählte — und es hat deren sicher noch weit mehr —, sind gewiß lobenswert, aber nicht besonders interessant. Am wenigsten interessieren sie in Brasilien, denn Musterstädte und -städtchen von der Art von São Paulo haben wir in Europa und Nordamerika genug. Das Vorhandensein von Elektrizität, W. C. und Schutzleuten macht eine Stadt in meinen Augen noch nicht zum erfreulichen Wohnort, ich meine sogar, daß Neuyork und Chikago recht unerfreuliche Wohnorte sind; — auch die schönsten Autostraßen geben einer Stadt noch lange kein Gesicht, dieses bekommt sie erst dadurch, daß sie Charakter hat, Individualität wird, so, wie Paris Paris ist und nur Paris, Großstadt zwar gleich anderen und doch einmaliges Sonderwesen, keiner anderen Stadt der Welt gleichend und durch keine andere zu ersetzen, mit keiner anderen zu verwechseln. São Paulo aber, Großstadt nach Schema F, das heißt mit elektrischen Aufzügen, Schutzleuten, W. C.'s und Wolkenkratzern, ist nichts anderes als hundert andere Städte auf der Welt auch, wie Buenos Aires, Melbourne, Kapstadt, Konglomerat von Eisenbeton und Mauerwerk, entstanden

ohne andern Anlaß als den Zufall und ohne andern Zweck als Geldverdienen. Kurz, diese völlig mechanische, jeder Originalität bare Kopierung von Europa-Nordamerika unter dem 23. Grad Südbreite reizte mich keineswegs zur Bewunderung, sondern ich fand sie einfach langweilig.

Die Folge war, daß ich meine Beziehungen zu dieser Stadt, auf die die Brasilianer sicher sehr stolz sind, rasch und schmerzlos — für beide Teile — löste, São Paulo wird mir ebensowenig nachgetrauert haben wie ich ihm. Ich nahm nur noch einen Eindruck von seinem Bordellviertel als eines Stadtteils mit, wie ich ihn in solchem Umfang bis dahin noch nicht gesehen hatte. Da es sich ganz in der Nähe meines Hotels befand, geriet ich natürlich auf dem Abendspaziergang hinein, und ich sah staunend: straßenlang Bordell an Bordell, von dem in Brasilien üblichen Wohnhaustyp: Erdgeschoß und ein Stock darüber, mit schmaler Front bis höchstens 10 Meter und 2 bis 3 hohen Fenstern. Lächerlicherweise hatte man, sicherlich aus Gründen der „Ästhetik“ und der „Züchtigkeit“, den Mädchen verboten, die Fenster offen zu halten. Also saßen sie hinter geschlossenen Holzläden, die aber, aus einem weitspaltigen, horizontalen Gitterwerk bestehend, den Blick von der Straße aus nach oben durchaus nicht verwehrten; man konnte die Feen recht gut erkennen, zumal die Straßen düster, die Zimmer dagegen mit allen Machtmitteln der modernen Technik erleuchtet waren. Andererseits waren auch die Huldinnen, eifrig herabspähend, nicht müßig

und riefen den meist paarweis und mit gekünstelter Gleichgültigkeit vorbeistolzierenden, größtenteils ganz jungen Leuten eifrig zu, mit Stimmen wie alte Ofenrohre. Ab und zu sah man einen einzeln und in beschleunigter Gangart möglichst schattenhaft um die nächste Ecke verschwinden . . .

Es ist nicht heiter, zu sehen, wie junges, unverdorbenes Blut gezwungen ist, seine ersten Liebeserfahrungen an solchen Orten zu machen, und da diese äußerst wichtige Angelegenheit, wie man in Pompei feststellen kann, vor 2000 Jahren auch nicht anders und besser gehandhabt wurde, braucht man sich auf den Fortschritt während unserer christlichen Zeitrechnung nicht so sehr viel einzubilden. Wobei noch gar nicht an die zahlreichen Mädchen gedacht ist, die nicht aus natürlichem Hang, sondern infolge bloßer Unerfahrenheit und durch männliche Bosheit in diese Karriere gerieten, — das Problem scheint unlösbar . . .

Nicht nur die Ausdehnung des ganzen Betriebs hier schien ungewöhnlich, sondern auch die Typen, die aus der rosa Helligkeit der Häuser herausplärzten. Mehrmals wünschte ich mir Dix und Arnold herbei, soviel an lasterhafter Verkommenheit oder körperlichem Ruin hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Ich wette, jene beiden Maler der menschlichen Unterwelt hätten hier noch Neuland entdecken können . . .

BLICK INS INNERE

Die Züge auf der Eisenbahnlinie, die in geringem Abstand von der Küste sich hinziehend São Paulo mit Rio de Janeiro verbindet, machen einen recht wildwestlichen Eindruck. Die Lokomotive ist unten, dicht über den Schienen, bewehrt mit jenem spitz zulaufenden, aus starken Eisenstäben bestehenden Gitterwerk, das sie droben in Nordamerika cow-catcher, Kuhfänger, nennen, und oben am Schornstein glotzt ein riesiger Scheinwerfer in die Weite. Auch gibt es, gegen einen geringen Zuschlag zu benutzen, mit Ventilatoren reichlich ausgestattete Pullmanwagen im Zuge, die aber ebenso rütteln und schütteln wie die andern. Nordamerikanisch sind auch die Heulorgien, Pfeifkonzerte und Tutintermezzos, die die Lokomotive den ganzen Tag ohne Unterlaß veranstaltet, da man auch hier weder Schranken an den Bahnübergängen noch Streckenwärter kennt.

Aber das Gebiet, das wir durchfahren, ist alles andere als wildwestlich, eine durchaus friedliche, leicht gewellte Hochebene, grasiger, endlos gedehnter Kamp, im Osten, gegen das Meer zu, begrenzt von fernen Höhenzügen, recht langweilig im Grunde und gar nicht zu vergleichen mit den Schönheiten der Santos—São-Paulo-

Bahn oder gewisser anderer Strecken weiter im Süden Brasiliens. Aber ich fahre mit guter Absicht am Tage und durch die Mittagshitze, denn es gibt, wenn man zu sehen versteht, kein besseres Mittel, um in Kürze einen Begriff vom Lande zu bekommen als eine Fahrt mit der Bahn oder mit dem Auto. —

Daß das Land dicht besiedelt sei, kann man mit bestem Willen nicht behaupten, der Boden taugt entweder nichts oder er ist schon völlig ausgesogen wie in den Oststaaten der USA. oder es fehlt an Kolonisten; sogar Kaffeepflanzungen, die fetten Boden gar nicht gut vertragen, fehlen hier völlig, und wenn man die paar Bananen, Reisfelder, Säulenkakteen und Termitenhügel in der Nähe der paar Stationen fort- und an deren Stelle Kiefern hindenkt, könnte es geradeso gut eine Fahrt durch den Osten Deutschlands sein, wo er am ödesten ist, — von der Hitze abgesehen.

Aber dann, als wir kurz nach dem Mittag in das Tal des oberen Rio Parahyba gelangen, strömt der Nachmittag plötzlich über von einem unbeschreiblich warmen Licht, der breite Fluß windet sich durch leicht gewellte Prärien, durch Täler und enge Felsendurchlässe in buntem Wechsel und zur Linken stehen gewaltige, wolkenbeschattete Berge, die Serra de Mantiqueira, mit 2700 Metern eine der höchsten Erhebungen Brasiliens. Es ist wundervoll, durch diese Landschaft zu fahren, die — ja, wie soll man es ausdrücken? — nicht wild ist sie, das nicht, aber „malerisch“ im höchsten Grade, auch „pittoresk“ könnte man hier wieder einmal sagen,

und selbst der gänzlich lahme und heute nichtssagende Ausdruck „romantisch“ würde passen. Denn was den Reiz dieser Bilder ausmacht, ist, abgesehen von ihrer Schönheit an sich, etwas, was es in Mitteleuropa überhaupt nicht mehr gibt: die völlige Unberührtheit der Landschaft durch des Menschen Hand. Alles steht und liegt und wächst so, wie es Gott und seine Sonne und seine Winde gewollt haben; wo aber findet man bei uns ein Fleckchen Erde, auf dem der Mensch nicht schon korrigierend und formend, ackernd, Wiesen umgrenzend, Bäche und Flüsse regulierend und aufstauend, Wälder und Gebüsch niederlegend, ausholzend, anpflanzend seit Jahrhunderten eingegriffen hätte? —

Wie wir tiefer ins Gebirge kommen, mehren sich die Stationen, überall werden die in Brasilien ganz vorzüglichen, aber scharf gewürzten Fleischpasteten feilgehalten. Der Fluß, der zusehends an Breite gewonnen hatte, entschwindet den Blicken, wir verlassen ihn, da er weit nordwärts von Rio ins Meer mündet. Langsam sinkt die Nacht, vom ungewissen Schein des hinter Wolken halb versteckten Mondes schwach erhellt, so daß wenig mehr zu sehen ist, und gewaltige Leuchtkäfer schwirren im Bergwald, durch den es abwärts geht . . .

RIO DE JANEIRO

Was soll man über Rio de Janeiro sagen?
Oder richtiger: wie soll man es sagen?
Da wir gerade von São Paulo sprachen,
ist ein Punkt vorhanden, bei dem man einsetzen
kann, ein Vergleichspunkt.

Wie dieses rühmt sich Rio de Janeiro völliger Modernität. Aber das ist, wie gesagt, ein Nachteil ebenso wie ein Vorteil. Man täusche sich nicht! Vergangenheitslosigkeit ist nicht nur jene Jugend, die restlos erfreut und mit der man alles entschuldigt, sie ist ebenso auch Strukturlosigkeit, sie ärgert durch die schlechten Manieren der Parvenüs und durch eine langweilige Unbildung, die nichts auf der Welt kennt außer dem Geld. Der Eindruck von Rio bleibt zwiespältig.

Ein kleiner Unterschied: São Paulo ist straffer, energischer, nordamerikanischer, Rio lässiger und romanischer, das heißt prunkender und — stellenweise — noch geschmackloser. Die Schutzleute in Rio sind braun, nicht Weiße, und weit weniger sauber angezogen (was ein Symptom ist), — die unzähligen Mischlinge fallen hier störend auf, was sie zum Beispiel in Afrika nicht tun, und besonders unangenehm fand ich die vielen „Weißen“, Männer wie Frauen, mit dem ganz

kleinen und doch so deutlichen Schuß Negerblut . . . Es ist immer eine rechte Freude, gelegentlich einmal wieder, nach so vielen grellfarbig gekleideten, aufgedonnerten Mischlingen und Negerinnen eine schlanke, dezent angezogene, einwandfrei reinblütige und einwandfrei europäische Frau zu sehen.

Um bei den beiden Städten zu bleiben: fraglich, ob ein Fremder es merken würde, wenn man sie nächstens miteinander vertauschte. So sehr gleicht Rio, als Stadttypus, dem in seiner langweiligen Hochebene gelegenen São Paulo, der überflüssigsten aller Städte. Aber Rio hat eben, als Rechtfertigung seines Daseins, die landschaftliche Lage voraus. Und die ist unbeschreiblich.

So unbeschreiblich, daß man alles verzeiht.

DIE „BESTBELEUCHTETE STADT DER WELT“

Da ist vor allem die Einfahrt! Die meine geschah leider des Nachts; in einer sehr dunklen und ziemlich kühlen Nacht. Kap Frio, das wir am Abend passiert hatten, brachte Wind und im Westen geballtes Gewölk. Der junge Mond verbarg sich früh dahinter, eine schmale, ganz wagerecht auf ihrer äußeren Rundung liegende, feierlich langsam, senkrecht zum Horizont absinkende Schale . . .

Stille auf dem kleinen Deck oberhalb der Kommando-
brücke, kaum ein Wellenrauschen von unten herauf, das

die Fahrt verrät. Hinter uns ragen unbeweglich, willensstarke Striche, die Schlote und die Masten gegen einen Himmel wie trübes schwarzes Glas. Im Norden, wo es klar ist, steht der Orion, auf dem Kopf natürlich, wie immer südlich des Äquators.

Schwarze Schatten von ein paar Passagieren in der Dunkelheit, manchmal die weißgekleidete, dicke Gestalt des Kapitäns dazwischen; die leisen Gespräche des Abends, wie sie sich mit Leuten entzünden, mit denen man während mehrerer Wochen gut Freund geworden ist, heut angeregter, schärfer gespannt als sonst, unterbrochen von spähenden Blicken nach vorn. Ein Wellenrauschen wieder einmal, die Spitzen der starren Masten tasten mit leiser Bewegung den Himmel über ihnen ab, um dann wieder regungslos an derselben Stelle zu verharren.

Endlich, Stunden vor der Ankunft, ein erster, ganz schmaler heller Streif im westlichen Gewölk, der breiter wächst, allmählich zur rötlichen Lichtbrunst wird, die ein Viertel des Himmels in Brand setzt, und in der Bergsilhouetten schwärzlich und gezackt stehen: Widerschein einer Straßenbeleuchtung ohnegleichen auf der Erde; die der großen Boulevards von Paris reicht nicht heran, die von Neuyork-downtown kaum.

Aber das sind nicht etwa die Verkehrszentren von Rio, es sind die um diese Zeit — lange nach Mitternacht — völlig menschenleeren Strandavenidas; schon blitzen die vierfachen Lichterreihen über den Horizont, viele Kilometer lang die Küste begleitend: dort ganz

links die Avenida Niemeyer, rechts daneben die Ipanema-Bucht, daran anschließend Copacabana; auch an Steuerbord blitzen Lichter, und überall stehen hoch und schwarz aufragende, rötlich umrandete Berge und Bergketten im Hintergrund. Sie beginnen uns einzuschließen, einsam in phantastischer Steilheit, und wunderlich geformt gleitet der Zuckerhut hart an Backbord vorbei: wir sind in der riesengroßen Bai von Rio. Neue Lichter, Lichterreihen links, Botafogo, Beiramar; erleuchtete Grandhotels weiter hin, Wolkenkratzer voller Lichtreklamen, Lichter kreuz und quer die Berge hinauf. Es ist schwer, sich einen genauen Begriff zu machen, wie es hier am Tage aussieht, aber man ahnt schon, ahnt eine Landschaft von unendlicher Bewegtheit, von unendlichem Formenreichtum, eine Landschaft jenseits aller Schilderungsmöglichkeiten, — dank der Dämmerung, in die die Nacht über dieser Bucht verwandelt ist.

Dies war die Einfahrt, so strahlend empfing uns Südamerika.

„IN SONNE UND BLAUEM WIND“

Und dann der nächste Vormittag auf dem Corcovado! Eine weit vorgelagerte, alles beherrschende und 700 Meter fast senkrecht über dem Botanischen Garten, hinter der Ipanema-Bucht, aufsteigende Felsnase. Man sollte mit geschlossenen Augen vom Dampfer heruntersteigen, um sie erst droben wieder zu öffnen.



Rio de Janeiro mit dem „Zuckerhut“



Wohnstraße in Rio

Fast geschah es auch so, durch die zufällige Laune eines Taxichauffeurs, der uns, ohne viel zu fragen, in gestreckter Fahrt in ein Seitental entführte und zu dem Bimmelbähnchen wies. Nach einer Stunde Fahrt durch wildnishaftes, fremdartiges Dickicht stand man dann oben, in Sonne und blauem Wind, vor Meer und Bucht und Inseln in der Tiefe, vor Hängen, Bergen und Bergketten und hellem Häusergewimmel dazwischen. Das ist so verwirrend, daß einem fast der Atem stehenbleibt, keine Schweizer Bergaussicht, deren man ja manche kennenlernt im Lauf der Zeiten, bietet Ähnliches, — schnell greift man zum Banalsten, zum Photographieren oder zum Ansichtspostkartenkaufen, um nicht überwältigt zu werden!

Aber stille nur, still, mein Herz! Noch einmal, noch großartiger sollst du dies Bild schauen, auf eine Weise, die du heut nicht ahnst. Auf die Weise des Vogels nämlich, vom Flugzeug aus.

„DIE INGENIEURE KAMEN ZU SPÄT . . .“

Fast jeden Morgen nun, wenn ich mein Haus verlasse, geschieht es, daß ich vor dem Besteigen des Bond, wie man die Tram in Rio de Janeiro nennt, schnell durch die Anlagen des Largo da Gloria nach dem Ufer der Bucht laufe. An ein paar Rasenflächen, mit Palmen besetzt, vorbei, über drei oder vier wunderbar gehaltene Autowege an die Kaimauer. — Es ist

immer dasselbe Bild, etwa vom Orgelgebirge bis zum Zuckerhut reichend, aber es ist so unausschöpfbar schön, daß einem jeden Morgen von neuem ein Schauer der Freude den Rücken hinabläuft.

Ist man etwas näher vertraut mit der Landschaft ringsum, so fällt einem auf, wie häufig hier — abgesehen von dem einen berühmt gewordenen Exemplar — die Berge vom Zuckerhuttyp sind. Auch die orgelpfeifenartigen Gebilde, denen das Orgelgebirge seinen Namen verdankt, sind im Grunde nichts anderes. Ein ebenfalls häufig vorkommender Bergtypus sieht aus, als sei eine verhältnismäßig dünne Gesteinsplatte aus der horizontalen Lage in die Höhe gedrückt und auf die schmale Kante gestellt worden, dabei aber durchgebrochen und dann in steilem Winkel gegen das Meer geneigt stehengeblieben.

Es muß ein Schauspiel von äußerster Großartigkeit gewesen sein, diese Kräfte am Werke zu sehen, denn so viele Tonnen Granit so mir nichts dir nichts, mehr oder weniger schnell, durch die Luft zu schwenken, das bringen wir mit unserer sonst ganz achtbaren Technik denn doch nicht fertig. „Schade, die Ingenieure kamen zu spät zum Zuschauen auf die Welt, aber auch die — Dichter . . .“ endet diese Morgenbetrachtung der hundert und aberhundert, zu auf und ab schwingenden Ketten verschlungenen Gipfel jenseits der Wasser.

„VERWEILE DOCH . . .“

bleiben wir noch etwas bei der Landschaft von Rio, diesem Weltwunder an plötzlichem, überraschendem Wechsel der Bilder.

Der Bilder? Man muß hinzufügen: auch der Stimmungen. Bald verschwimmt alles weißlich im Dunst des Tropentages, bald flirrt es von Licht, glasig klar bis in die tiefsten Fernen, ein andermal ist es trüb, richtig nordisch trüb mit blau und blauschwarz hinübergestrichenen Schatten zwischen ein paar helleren Flecken. Wenn eine Landschaft ein grämliches, ja böses Gesicht machen kann, dann diese.

Wir wollen auch das Spiel der Wolken nicht vergessen, dieser so sehr häufigen und oft so hartnäckig verhüllenden Wolken, daß ich am Strande von Ipanema einmal eine ganze Stunde in einer tollen Sonne warten mußte, bis der Gipfel der über das Vorgebirge hinten herüberragenden Gavea frei wurde, die ich aufnehmen wollte. Oft treiben sie als Nebelschwaden malerisch vom Meer herein, so tief, daß der obere Teil des nur 400 Meter hohen Zuckerhuts darin verschwindet.

Nehmen wir aber auch die Sonnenuntergänge draußen am Ozean mit hinein in das Bild, diese Sonnenuntergänge in Apfelgrün oder in der Farbe glühenden Eisens. Die unglaublich hellen Vollmondnächte, und ferner jene ganz dunklen und von matten Sternen erfüllten, in denen das Licht in der Kabine der Schwebebahn, die gerade auf den Zuckerhut hinauffährt, sich lustig und

verwirrend als Wandelstern durch die Ruhe der Sternbilder am Himmel hindurchbewegt.

Und bleiben wir, wenn wir dies alles sorglich gesammelt haben, besonnen und bescheiden bei den kleinen Ausschnitten aus dem großen Bild! Denn im ganzen ist es nicht zu geben, auch mit vielen Worten nicht; die veraltete und törichte Redensart bequemer Romanschreiber, die Feder versage ihnen gegenüber der Herrlichkeit der Natur, — der Landschaft von Rio de Janeiro gegenüber wäre sie wirklich einmal am Platze.

DAS „ABENTEUER DER LANDSCHAFT“

Die Strandaveniden von Rio sollte man zu Fuß entlangwandern, denn die Autos hier fahren sie viel zu schnell hinunter, Geschwindigkeiten von 60 bis 70 Kilometer sind fast die Regel, auch bei den zahlreichen Autobussen. Aber vom Ende der Hauptgeschäftsstraße von Rio, der Avenida Rio Branco, bis dahin, wo an der Gavea-Bucht die Straßen aufhören und die unberührte Wildnis anfängt, sind es 10 oder 20 Kilometer — ich weiß es nicht genau —, und bei dem Klima in Rio überlegt man sich eine solche Fußwanderung denn doch. Dagegen macht das Auto mit seiner Geschwindigkeit den ununterbrochenen und höchst interessanten Szenenwechsel eindrucksvoller, sinnfälliger, indem es seine einzelnen Phasen zeitlich näher aneinander rückt. Zuerst, an den Windungen der Bai der Ausblick auf die

blauen Gebirgsketten links drüben am Ufer von Nictheroy und auf den schmalen Zugang zum Ozean, derweilen rechts von diesem der Zuckerhut seinen etwas gekrümmten Rücken fortwährend hin und her dreht. Dann am Ozean, völlige Veränderung des Bildes; links die Meeresweite, die kapriziöse Nadel des Corcovado schießt rechts drüben über steilen Abhängen empor, und an der Ipanema-Bucht und auf der Avenida Niemeyer droht die wundervoll geschnittene Gavea vom Ende ihrer Bucht herüber, ein dunkel-eigensinniger Granitwall . . .

Als einer der intensivsten landschaftlichen Überraschungen gedenke ich eines Spaziergangs ins Ungewisse hinein, unternommen von irgendeiner Endhaltestelle des Bond in einem unbekanntem Villenviertel, das sich durch besondere Üppigkeit seiner Gärten auszeichnet. Die Straße, scheinbar ins Innere des Landes führend, windet sich den Berg hinauf durch das übliche dunkelgrüne, der Schlangen wegen nur mit Vorsicht zu betretende und zum Glück meist gänzlich undurchdringliche Walddickicht, immer mit den wundervollsten Rückblicken auf den Corcovado und den Zuckerhut in einer besonders eigenartigen drohenden Regenwolkenstimmung. In welcher fatalen Waldwildnis und in welcher Sintflut von oben wird das wohl enden? war die neugierige und etwas bängliche Frage dieser Stunde, die sich aber alsbald auf eine ganz unvermutete, ja aufregend überraschende Weise löste. Denn nach dem Durchschreiten einer Art von kleiner Paßhöhe

tut sich die Landschaft nach vorn auf, mit einer fast erschreckenden Jähheit sich verwandelnd, und unten in der Ferne flimmert im Sonnenlicht des Nachmittags — der Ozean mit seinen Felsinseln, rechts begrenzt von der Gavea, die im Schatten der letzten darauf lastenden Wolken riesig und düster emporwächst. Ich hatte alles andere eher erwartet, als diesen mir schon vertrauten Berg zu sehen und ans Meer zu gelangen.

Die Aussicht, die breite, schwere Wolke, die die Sonne und den burgartigen Berg beschattet, neben der lichten Ferne der Meeresbucht, hat eine derartige, fast magische Anziehungskraft, daß ich nicht widerstehen kann, — ich beginne, die Serpentinaen der Straße durch den totenstillen Wald hinabzumarschieren. — Etwas zögernd freilich, indem ich zuerst auf die Uhr schaue, denn ich habe keine Möglichkeit, abzuschätzen, wie weit es bis zum Meere drunten sein mag, aber es ist ja noch fast zwei Stunden Tag, die Uhr zeigt erst fünf. Sodann ist es hier, überlege ich, so etwas wie ein gesellschaftlicher faux pas, ein öffentliches schlechtes Benehmen, wenn man, als Weißer und Fremder, eine Landstraße zu Fuß entlangwandert, und sei es auch in Tennisschuhen und weißem Anzug. Und endlich werde ich drunten im Tal ein Negerdorf passieren müssen, das sich dort zwischen Bananengärten versteckt, und ich weiß, daß man das ohne Begleitung nicht tun soll, denn es geht das Gerede, daß schon mehr als ein Auto mit Insassen aus Rio in solchen Dörfern spurlos verschwun-

den sein soll, natürlich meist Nachts; die Messer und Revolver sitzen hierzulande überhaupt sehr locker, die Leute greifen um ein Nichts darnach oder vielmehr nach dem Rasiermesser, das sich noch weit größerer Beliebtheit erfreut und das, mit ungeheuer raschen Schleuderbewegungen gehandhabt, eine furchtbare Waffe ist, zumal in Anbetracht der leichten Kleidung, die man hier das ganze Jahr hindurch trägt. —

Aber das alles erscheint mir kein Grund, mich jener fernen Lockung nicht zu überlassen, also gehe ich gemächlich fürbaß, die Hitze ist durchaus erträglich, und ich freue mich sogar über die Leere und Verlassenheit der Straße — ich begegnete an diesem Nachmittag kaum einem halben Dutzend Autos —, irgendwo am Bergabhang kommt ein Trupp Arbeiter daher, dann überhole ich einen Jungen, der eine jener riesengroßen Früchte, die unmittelbar aus dem Hauptstamm des Baumes herauswachsen, durch den Staub der Straße rollt, das Negerdorf ist völlig verlassen und still, doch mag der Kuckuck wissen, von wieviel Augen ich beobachtet werde. — Drunten im Talkessel halte ich links den Bergabhang entlang neben einem Wasser, das in einen typischen Mangrovesumpf mündet, in dem wohl noch Kaimans hausen mögen, und dann stehe ich am Ozean, auf der berühmten Avenida Niemeyer, von einer herrlichen Brise begrüßt, und beobachte, wie der Tag sich in einem unendlich leichten und glückhaften Abend auflöst und wie die am klar gewordenen Himmel

absinkende Sonne Farben von so samtener Zartheit erzeugt, daß dieses Violettblau tief unten am Horizont, mit dem Rot der selig-schmalen Wolkenbänke dazwischen, und das Rosa weiter oben in der Höhe des Himmels mir die „Farben der Durchsichtigkeit selbst“ zu sein scheinen. Das Meer brandet mattblau und leicht an den in sehr tiefes Wasser abfallenden, schrägen und glatten Granitplatten der leichtgewundenen Küste, ab und zu raschelt etwas in dem Gestrüpp, mit dem die steilen Hänge links über mir bedeckt sind; ein kleiner Engpaß bleibt noch zu durchschreiten, der eine wunderschöne kleine Palmenbucht mit Sandstrand umschließt, und dann bin ich wieder an der Ipanema-Bucht mit dem Bewußtsein, den eigenartigsten Spaziergang meines Lebens getan zu haben, gerade als es dunkelt und die vierfache Kette der Lichter aufflammt an der überbreiten Autostraße dicht neben der weiten, eleganten Kurve des Strandess . . .

Bei anderen Ausflügen, etwa nach Tijuka oder São Francisco, erlebt man dann ähnliche „Abenteuer der Landschaft“, aber dann weiß man schon, daß immer Unerwartetes kommt, und man fragt sich nur, was es diesmal sein wird.

Es sind fast immer dieselben Berggestalten, um die, wie um ruhende Pole, die Landschaft ewig wechselnd sich gruppiert, ohne daß man aber sagen könnte, daß sie das Bild beherrschten, ohne daß man imstande wäre, die Art ihres Daseins auf eine schlagwortartige Weise zu charakterisieren. Und dieses gewissermaßen laut-

lose Auftauchen und Wiederverschwinden, diese Unberechenbarkeit gibt dem Landschaftsbild etwas Befremdendes, etwas Drohendes fast . . .

DIE VERLOBUNGSINSEL

U nter den 70 Inseln der Bai, von denen mehr als eine einfach ein kahler Granithöcker über den Wassern ist, sind einige doch recht bemerkenswert. Da ist die Ilha das Enxadas mit ihren Flugzeugschuppen, die in dieser Geschichte noch eine besondere Rolle spielen wird, auf anderen befinden sich die Quarantänestation, Kasernen, Arsenale, in der Nähe des anderen Ufers bei Nictheroy liegt die Blumeninsel, auf der die deutschen Kriegsgefangenen viele, viele Monate lang interniert waren — manche von den Armen wurden trotz der verhältnismäßig schönen und freien Unterbringung wahnsinnig und wurden dann irgendwo in Rio tot aufgefunden —, und da ist endlich die von den Fremden weniger besuchte Insel Paquetá, eine Stunde Wasserfahrt von Rio entfernt, das Sonntagsausflugsziel aller verliebten Pärchen, daher vom Volke die Verlobungsinsel genannt. Ich habe sie die Kokospalmeninsel getauft, denn nur hier in der ganzen Umgebung von Rio fand ich diese echt tropische Pflanze, wahrscheinlich liegt die Insel besonders warm.

Der Weg beginnt an der Praça 15. Novembre, in deren Nähe die Kathedrale von Rio steht mit dem un-

glaublich barbarischen und hohen Betonturm, den eine unmögliche vergoldete Riesenstatue der Jungfrau krönt. Dort fahren von den Caes de Pharoux die Dampfboote ab, sie gehören oder gehörten einer englischen Gesellschaft, aber die Besatzung ist natürlich brasilianisch, und ich habe mit meinem Laienauge nie eine so völlig verdrehte Maschinenanlage gesehen wie auf diesen Fähren, die nach nordamerikanischer Art ganz breit und flach gebaut sind und auf ihrem unteren Stockwerk einer guten Anzahl von Autos und Lastwagen Platz zu bieten vermögen. Eine Dünung kommt vom Ozean herein durch die enge Öffnung der Bai, die Fähre gerät in merkliche Bewegung, allmählich entwickeln sich über dem Häusergewirr die bekannten Berggestalten: Zuckerhut, Corcovado, „Gottesfinder“; das Orgelgebirge im Norden ist des Dunstes halber nicht zu sehen.

Die Insel selbst ist eine wunderbare Überraschung in dieser strenggesichtigen Landschaft: ein Bild des Gepflegtseins, des Friedens, des gesunden, ungefährdeten und geruhigen Daseins vor allem, ganz bedeckt mit Gärten um villenartige Häuschen herum, und mit Palmen, immer wieder Palmen. Ich kenne die Märchenwelt der Südseeinseln nicht, aber so, gerade so müssen die Atolle dort sein. Wirklich, etwas weiches Verführerisches, ja gefährlich Verführerisches liegt über dem Eiland, ich merke das daran, daß ich abstruser- und gänzlich zusammenhangloserweise an die Stimmungen denken muß, die Aschenbach am Strande des Lido erlebt in Th. Manns merkwürdigem „Tod in Venedig“,

— und da, an der nächsten Biegung des Strandweges, der die ganze Insel umzieht, ist auch schon ein Spiel brauner, köstlich wohlgestalteter Kinder, die sich in paradiesischer Losgelassenheit jagen und besser zu schwimmen scheinen als die Fische selbst. Merkwürdige Bäume stehen an meinem Wege, der eine oder andere mit großen, tief roten oder violetten Blüten, wieder andere hängen ganz und gar voll trockener, aufgeplatzter Schoten vom vorigen Herbst, die wie Seide glänzen und bei jedem Windhauch ein sonderbares Rascheln hören lassen; die Sonne brennt, daß ich Kopfschmerzen bekomme und mir einen Tropenhelm herbeiwünsche, über den Gebirgen im Norden braut gewittriger Wolkendunst.

Und es endet damit, daß ich, zum erstenmal auf dieser Reise, Ruhe, Stimmung und Sorglosigkeit genug finde, mich im Schatten auszustrecken, gedanken- und sinnlos zu den grünen Nüssen der Kokospalmen hinaufstarrend; die Abendfähre kommt, und die ganze Einwohnerschaft der Insel steht, wie in den kleinen Orten am Starnberger See, an der Landestelle, um zu sehen, wer ankommt und wer abfährt, der Fleischbedarf der Insel für morgen wird ausgeladen nebst Körben voll der riesig großen Fische des tropischen Meeres, die untergehende Sonne liegt über einer Wolke, zu der, kullissenartig gestaffelt, eine Gruppe von Bergsilhouetten aufsteigt; das Rosa, das sich über den Himmel gießt, ist mit einem seltsam scharfen Strich von dem intensiven Grün darüber abgegrenzt . . .

„BRASILILIEN IST SO GROSS, DASS . . .“

So wächst allmählich das Bild der Umgebung dieser Stadt zu einem Ganzen zusammen, einem nie ganz begriffenen, enträtselten, immer etwas fragwürdigen Ganzen. Bis man sich eines Tages wieder darauf besinnt, ein wie winziges Stück diese Bai mit ihren 140 km Umfang ist im Vergleich zum ganzen Lande Brasilien, das 15 mal so groß ist als Deutschland.

Aber was nützt es zu sagen: so und so groß ist Brasilien? Was helfen statistische Zahlen, um die ungeheure Ausdehnung der Wildnisse im Stromgebiet des Amazonas und seiner Nebenflüsse begreiflich zu machen? Wo doch selbst auf den neuesten Karten von Brasilien an vielen Stellen noch die Worte zu lesen sind: „Wenigerforscht“. Was sagen will, daß eigentlich noch niemand dagewesen ist, und was auch ganz begreiflich ist, wenn man an jene „schönen“ Waldgegenden an der peruanischen Grenze denkt, in die Brasilien seine Schwerverbrecher schickt und die man, vielsagend und verschämt, die „Grüne Hölle“ zu nennen pflegt.

Brasilien ist so groß, muß man sagen, daß es erst in diesem Jahr eine Kommission ausgesandt hat, um endlich einmal seine Nordgrenzen gegen Venezuela genau feststellen zu lassen. Man muß sagen: Brasilien ist so groß, daß es trotz seiner ungeheuren Urwälder an — — Holzmangel leidet, weil die zahllosen herrlichen Nutzhölzer, nach der Laune der Natur verstreut, oft tau-

sende von Kilometern entfernt von den Orten stehen, wo man sie dringend gebraucht. Brasilien ist so groß, daß man die Teilnehmer der letzten Revolution noch heute nicht hat fangen können, weil die geschlagenen Rebellen, sich in kleine und kleinste Trupps auflösend, in den Wildnissen des Staates Matto Grosso (= großer Urwald) verschwanden, als seien sie vom Erdboden verschlungen. Und endlich: man kann es gar nicht besser, treffender sagen, als der brasilianische Volksmund es auszudrücken gewußt hat in diesem ehrfürchtig-frommen und zugleich etwas fatalistisch seufzenden Wort: „Gott ist groß, aber der Matto ist noch viel größer . . .“

ZUKUNFTSAUSSICHTEN

Bedenkt man, zu diesem Reichtum an Land, den Reichtum an Wasserkraften, das heißt an Elektrizität in den südlichen Teilen des Landes, den Reichtum ferner an Bodenschätzen, besonders im Staate Minas Geraes, wo ganze Berge von höchstprozentigem Eisenerz frei daliegen und bloß weggebrochen zu werden brauchen, so beginnt man zu ahnen.

Man ahnt Entwicklungsmöglichkeiten, Zukunftsaussichten, denen gegenüber der über Gebühr bewunderte Aufstieg Nordamerikas nur eine klägliche Stümperei ist. Welch ein wirtschaftlicher und politischer

Machtfaktor von morgen, — nein, sagen wir lieber: von übermorgen, denn die Brasilianer sind keine Nordamerikaner! Aber es muß ein stolzes Gefühl sein, daß man dazugehört; 900 Millionen Menschen sollte, seinem Flächenraum nach, dieses Land zu ernähren imstande sein, falls man es so dicht besiedeln könnte wie Deutschland. Und es spricht wenig gegen diese Möglichkeit; seine geil wuchernde Pflanzendecke ist Anzeichen genug dafür, ist nur eine seiner Kraftäußerungen, nicht letztes und alleiniges Resultat.

Groß, unheimlich groß, ein Schatten von fast beklemmender Wucht, beginnt der Name Brasilien aufzuwachsen hinter dem weitgeschwungenen Bergkettenhorizont rings um die Stadt Rio de Janeiro . . .

„CINZANO UND PUNKTROLLER ÜBERALL . . .“

Derweilen diese selbst nur an sich zu denken scheint, an das Jetzt, das Heute und den Alltag, die von Europas und Nordamerikas Gnaden sind, da das Land sichtlich nur mit den Kapitalien arbeitet, die jene hineinstecken sich einstmals herabließen. Kein Wunder also, daß die Stadt nur den einen Ehrgeiz zu besitzen scheint, die Geldgeber zu kopieren, indem sie straßenlang all den flimmernden Talmiglanz unserer Weltstädte in Läden aufstapelt, den schlechtgesinnten Bombast unserer Bankpaläste imitiert und die kalte Ruhe

unserer Wolkenkratzer im schmetternden Lärm der Verkehrsadern.

Indes geschieht das alles durchaus mit der Miene: „Bitte, meine Herren, das können wir hier auch, und vielleicht sogar noch besser als ihr. Und was wir nicht machen können, kaufen wir eben von euch: Autos aus Nordamerika, Bleistifte aus Nürnberg und Schminke für den ach so schnell gelbwerdenden Teint unserer Damen aus Paris . . .“ Cinzano und Punktroller überall, ist die Devise . . .

Aber die Kopie wird bekanntlich um so schlechter, je genauer sie ist, das bedenken die Tüchtigen nicht, denn es wird eben immer nur von der Wurzel Losgerissenes verpflanzt, dem die historischen Notwendigkeiten, die es drüben wachsen ließen, hier fehlen. Und so bleibt die Stadt Konglomerat, halb Amerika, halb Europa, und ist fast nichts von dem, was sie sein sollte: Brasilien. Es ist, als ob die Brasilianer selber begonnen hätten, es zu spüren, denn man redet seit längerem davon, die Bundeshauptstadt ins Innere, in den Staat Minas Geraes zu verlegen. — —

So lärmt Rio de Janeiro, Oase eines wahllosen Imports von Zivilisation, in dem stillen und wilden Land, es trägt Hügel ab, um Platz für neue Geschäftsviertel zu gewinnen und mit dem gewonnenen Erdreich sumpfige Uferstrecken in Anlagen und Autostraßen zu verwandeln. Es arbeitet und schnauft und beeilt sich rechtschaffen, trotz der angeborenen Lässigkeit des romanischen Bluts, von dem so viel in ihm steckt, und

trotz der fatalen Eigenschaften des heißen Klimas. Es schwitzt mit Überzeugung und Ausdauer, es weiß, daß das dazu gehört und fühlt sich heilig verpflichtet, auch das Tempo seiner Vorbilder nach Möglichkeit zu erreichen.

DAS LAND DER UNBEGRENZTEN — UNMÖGLICHKEITEN

Aber so sehr sie ihr eigenes, abgesondertes und unorganisches Leben lebt, sie teilt doch auch das des Landes ringsum. Sie atmet seine Luft, und es ist, als ob sie zwangsläufig dem fieberhaften Wachstum der sie umgebenden Natur anheimfiele, denn nie kann die Wasserversorgung mit der rapiden Ausdehnung ihrer Villenvorstädte Schritt halten. Mit jedem Windstoß, der von den Bergen herab durch die Straßen fährt, gehört sie Brasilien an, und von den Segnungen, Gefahren, Geheimnissen und Kräften dieser Erde, die eine tropische Sonne peitscht, fließt immerfort ein Raunen in sie hinein.

Die Natur steht in den Tropen in einem völlig verkehrten Verhältnis zu ihren Geschöpfen, nicht mehr als gütige und mütterliche Erhalterin des Lebens wie in den gemäßigten Breiten, sondern als rücksichtslose Urkraft, die nichts erzeugen kann, ohne eben Erzeugtes zugleich zu zerstören, kronidisch ihre eignen Kinder fressend, — das gilt es nicht nur zu wissen, wenn man

zwischen den Wendekreisen lebt, sondern auch sich darnach zu richten, ewig und mit nie aussetzender Aufmerksamkeit auf der Hut zu sein. Und es dürfte wenig Länder auf der Erde geben, in denen die Laune der Natur so viel gefährliche Merkwürdigkeiten hervorgebracht hat wie in Brasilien; die Erzählungen davon klingen oft wie tolle Märchen, ersonnen, um Kindern das Gruseln beizubringen. Aber die Berichte der Jäger über die schnelle Kraft und Größe der Riesenschlangen sind unwiderlegt, und einer der bekanntesten dieser Jäger, ein gewisser Nikolas, behauptet sogar, daß die Jagd auf diese Tiere weit gefährlicher sei als die auf den Jaguar. Er hatte sein Leben ganz und gar der Vernichtung der Riesenschlangen geweiht, seit er einmal, als 16jähriger, im Schlafe von einem dieser Tiere überrascht worden war, das sein aus der Hängematte herausragendes Bein ergriffen hatte und drauf und dran war, ihn bei lebendigem Leibe zu verschlingen. Natürlich hielt er sich aus Leibeskräften an seiner Hängematte fest, aber die Schlange erwies sich als wesentlich stärker, und ohne die nahezu wunderbare Dazwischenkunft zweier Reiter, die sein Geschrei gehört hatten, wäre er verloren gewesen . . . Auch die Statistik der in Brasilien jährlich von Giftschlangen, Skorpionen und giftigen Spinnen Gebissenen sowie das Institut Butantán reden eine deutliche Sprache. Man braucht auch nur an jenen heute noch gar nicht alten Naturfilm aus Brasilien zu denken, in dem gezeigt wurde, wie die Piranhas, jene handgroßen, höchst ge-

fräßigen Raubfische, die in großen Scharen in gewissen Nebenflüssen des Amazonas leben, in der Zeit von sechs Minuten ein 120 Pfund schweres Wasserschwein buchstäblich bis auf die Knochen aufessen. „Ein Reiter trieb“, so erzählt der brasilianische Volksmund, um die Gefährlichkeit dieser scharfzahnigen Fische zu demonstrieren, „eine Kuh vor sich her durch einen Fluß. Alle drei, die Kuh, der Reiter und das Pferd, kamen zwar am andern Ufer an, aber als Skelette; die Piranhas hatten sie so schnell aufgefressen, daß sie es gar nicht gemerkt hatten . . .“

Auch ein Gegenstück zu dem auf Java vorkommenden Upasbaum, der giftige Dämpfe ausströmt, findet sich in gewissen Gegenden Brasiliens; er hat die unangenehme Eigenschaft, daß der müde Wanderer, der sich darunter lagert, nach kurzer Zeit die schrecklichsten, furchtbar juckenden Hautausschläge bekommt; man vermutet, daß es mikroskopisch feine, von dem Baum niederschwebende Samen sind, die das Unheil verursachen. — Und ein würdiger Dominikanermissionar, der vor einigen Jahren durch das Innere Brasiliens reiste und den man weder seinem geistlichen Stande noch seiner Photographie nach für einen Aufschneider und Fabelerzähler halten kann, berichtet ein Renkontre mit den Tücken der tropischen Natur von solcher Groteske, daß ich mir die Wiedergabe dieser Geschichte nicht versagen kann (M. H. Tapie: *Chevauchées à travers le Brésil inconnu*):

„Gegen Mittag“, erzählt er, „machen wir nahe an einem Flusse, in einer Gegend von bezaubernder Schönheit, halt. Das Wasser ist frisch, durchsichtig, wie das unserer Gebirgsbäche in den Pyrenäen. Es ist nun schon drei Wochen her, daß meine armen Füße — und bei dieser Hitze! — in großen Stiefeln stecken, die wir sogar manchmal in der Nacht anbehalten, weil es das einzige Mittel ist, um uns vor Insektenstichen zu schützen. Wirklich, die Versuchung ist zu stark. Ich entschieße mich, ein Fußbad zu nehmen.

Der gute Pater Dominique und Rosen, die abgehärteter und erfahrener sind, versuchen mich davon abzuhalten, aber sie ‚predigen in der Wüste‘. Das kann man hier wirklich sagen.

Was kann es hier schon groß zu fürchten geben? frage ich. Krokodile, Arrayas, Piranhas oder andere schädliche Tiere können doch in einem solch herrlichen Wasserlauf nicht hausen, und wenn es wirklich welche gibt, kann ich leicht sehen, wenn sie ankommen und werde auf meiner Hut sein.

Und da ist, wie geschaffen für meine Absicht, eine dicke Wurzel, die über das Wasser hinauswächst, und sie bietet einen Sitz, wie eigens dazu eingerichtet von der göttlichen Vorsehung, die die Missionare niemals vergißt. Man soll sich die Gaben Gottes nicht entgehen lassen, sondern sich ihrer mit Dankbarkeit bedienen.

Meine lieben Gefährten, die einsehen, daß alle Einwände und Ratschläge nichts fruchten, gehen zum Lager, um die Mahlzeit zu richten, wobei sie jedoch

mich Unvorsichtigen und Eigensinnigen immer im Auge behalten, bereit, mir beim ersten Ruf zu Hilfe zu eilen.

Inzwischen befreite ich mich von meinem schweren Schuhwerk und installiere mich rittlings auf der erwähnten Wurzel; mit Füßen und Beinen im Wasser plätschernd, mokiere ich mich über die anderen, die sich vor einer eingebildeten Gefahr gefürchtet haben. Aber sie geben sich keineswegs besiegt und bitten mich inständig, mit dieser übertriebenen Reinlichkeit Schluß zu machen, denn selbst, wenn es keine Piranhas hier gibt, so ist doch zu fürchten, daß ich mir ein Fieber holen werde, das mich nicht sobald loslassen wird.

Endlich gebe ich ihrem Drängen nach, und da ich mich außerdem genügend erfrischt fühle, will ich meinen Sitz, den mir, wie ich glaubte, die Vorsehung bereitet hatte, verlassen und mich wieder ans Ufer zurückbegeben. Zuerst merke ich, daß das gewisse Schwierigkeiten macht, ohne mir aber darüber klar zu werden, was mich auf meinem Platz festhält. Ich versuche es nochmal und nochmal, indem ich mit Füßen und Händen nachhelfe, aber vergeblich. Man könnte meinen, daß die unsichtbaren Fangarme eines Tintenfisches mich mit dem ausgedehntesten Teil meiner Person an der Wurzel festhalten. Ich beuge mich nach allen Seiten, schaue ins Wasser, schaue unter die Wurzel, entdecke aber weder ein lebendes noch ein totes Wesen. Es ist nichts zu sehen, weder Tintenfisch noch Liane, nichts, absolut nichts, weder Sichtbares noch

Greifbares, was mich festhält. Ich bin vollkommen frei, scheint mir, und doch besteht die Tatsache, daß ich nicht aufstehen kann.

Gerade wie Theseus, der einst verurteilt wurde, ewig auf einem Fleck sitzenzubleiben, weil er die Götter des Olymp schwer beleidigt hatte.

Bin ich etwa zu derselben Folter verurteilt, weil ich dankbar die Geschenke Gottes angenommen habe? Ich kann es mir nicht denken.

Rosen, der etwas gemerkt hat, kommt näher und sagt lächelnd:

„Aber Vater, was ist Ihnen denn passiert?“

Ich antworte mit Überzeugung: „Nichts!“

Entschlossen, der Sache ein Ende zu machen, klammere ich mich mit beiden Händen an einen Ast, der sich über meinem Kopf befindet, und sammle alle meine Kräfte zu einer gewaltigen Anstrengung wie zu einem Klimmzug am Trapez. Plötzlich ist ein fatales Geräusch zu hören, ich komme los, aber ein Teil meiner Reithose bleibt an der Wurzel festkleben.

Ich hatte mich auf die Wurzel eines Baumes gesetzt, der einen Saft ausscheidet, dessen sich die Rothäute zum Ankleben ihrer Pfeilspitzen bedienen. Kein Kleister auf der ganzen Welt kann sich damit vergleichen. Mit diesem Saft könnte man sogar Eisen zusammenleimen.

Rosen, weit entfernt, über das Abenteuer zu lachen, beginnt sich reumütig an die Brust zu schlagen und sich zu beschuldigen, daß er die Art und Eigentümlichkeit dieser Wurzel nicht erkannt hatte.

Und der Pater Dominique, immer freundlich, fügt abschließend hinzu: „Man muß trotz allem der Vor-
scheidung inständigst danken. Das Unheil ist nicht
schlimm, und die Hirschlederhose eines der Führer
wird die Ihre leicht ersetzen können. Aber wenn Sie
einige Minuten länger sitzengeblieben wären, so wäre
der Saft unter dem Einfluß der Körperwärme in reich-
licheren Mengen herausgequollen, würde das Gewebe
durchdrungen und die Haut erreicht haben. Und dann
hätte es nur ein Mittel, ein einziges Mittel gegeben, um
Sie von diesem Platz loszubringen, nämlich, Ihnen bei
lebendigem Leib die Haut abzureißen, wie einem neuen
heiligen Bartholomäus.“

Beschämter und verwirrter als der Rabe in der Fabel
schwor ich, aber ein wenig zu spät, daß mir das nicht
noch einmal passieren sollte.

In diesen Gegenden tut man immer sehr gut, die
Ratschläge der Führer nicht in den Wind zu schla-
gen . . .“

Daß es Ameisenvölker gibt, die imstande sind, ein
Paar lange Strümpfe in kürzester Zeit in kleine Fetzen
zu zernagen, hört man auch aus andern tropischen
Ländern, eine Spezialität Brasiliens dagegen dürften
Kühe sein, die — — Gebetbücher fressen, wenn sie zu-
fällig im Grase liegengeblieben sind. Aber es gibt für
diese Geschichte eine durchaus plausible Erklärung.
Die Weiden im Innern sind infolge der heftigen Regen
völlig salzarm, das Bedürfnis des Viehs nach Salz fol-
glich sehr groß, dagegen dürften die Blätter des lange

und häufig benutzten Buches durch das viele Umwenden der Seiten mit den ewig feuchten Fingern stark mit salzigem Schweiß durchtränkt gewesen sein. Immerhin kann man, das vielgebrauchte Schlagwort über die Vereinigten Staaten von Nordamerika umändernd sagen, Brasilien sei das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten.

„CHA DE MEDIA NOITE“

Die riesige Größe exotischer Länder macht es leider schwierig, alles nachzukontrollieren, was einem von den Landeskundigen erzählt wird, die es häufig genug selber nur aus zweiter oder dritter Hand wissen oder sich den Spaß machen wollen, dem Neuling das Gruseln beizubringen. So entsteht vieles Tropenlatein in den Beschreibungen von Überseereisen, der gute Wille, dem Leser Interessantes aufzutischen, verführt dann häufig dazu, die Geschichte niederzuschreiben, selbst wenn der Berichterstatter seine heimlichen Zweifel hat; hier hilft nur allerskeptischstes Ausforschen der Gewährsleute und allergrößte Vorsicht bei der Wiedergabe dessen, was man nicht selbst gesehen hat. Wie leicht so eine total verzerrte Darstellung entsteht, beweist die Geschichte vom Eiskeller; sie beweist aber auch, daß selbst an den merkwürdigsten Märchen immer irgend etwas „dran ist“.

Berichtet wurde mir nämlich, von mehreren Seiten und mit ernsthaft hochgezogener Braue, die Polizei in

Rio de Janeiro sperre renitente Arrestanten, um ihnen das Geständnis zu „erleichtern“, so lange in einen Eiskeller, bis die Leute, die vielfach solche Temperaturen noch nie erlebt haben, vor Frost um Gnade winseln. Ich fand diese Art, mit Delinquenten umzugehen, ein wenig exotisch und war wenig geneigt, der Sache Glauben zu schenken, denn wer denkt bei dem Wort „Eiskeller“ nicht gleich an die Kühlräume der Brauereien und auf den Dampfschiffen mit dick beeisten Kühlröhren und Temperaturen um null Grad herum?

Aber da man andererseits von einer gewissen europäischen Polizeiverwaltung weiß, daß sie mißliebige Individuen mit nassen Handtüchern verprügelt beziehungsweise totschießt, was den Vorteil haben soll, daß keinerlei Spuren der verübten Gewalt auf dem Körper zurückbleiben, beschloß ich, der Sache doch auf den Grund zu gehen. Auf Erkundigung bei einem Herrn der deutschen Gesandtschaft — die Vertreter Deutschlands in Brasilien tun an Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft ihr Äußerstes — erwies sich die Sache denn doch als im Kerne wahr, wenn auch als wesentlich harmloser. Das Polizeigefängnis in Rio hat beim Volke allerdings den Spitznamen der „Eiskeller“, weil es an der Nordfront des Gebäudes liegt und sehr kühl ist, was man besonders empfindet, wenn man aus dem sonnenglühenden Hof hineinkommt. Ein längerer Aufenthalt in diesem meist überfüllten Raum, besonders bei Nacht, ohne Liegegelegenheit und ohne Decken, gehört daher nicht zu den Annehmlichkeiten des

Lebens und hat schon zu manchem tüchtigen Schnupfen Anlaß gegeben, — das ist alles. — —

„Es wird schon etwas Wahres daran sein“, darf man aber auch bei folgender Geschichte sagen, die immer noch in Rio herumgeflüstert wird, trotzdem schon so viel Zeit, mehr als zehn Jahre, darüber vergangen ist. Sie nennt sich die Geschichte vom Mitternachtstee.

Man erinnert sich noch der schrecklichen Grippe von 1918, die fast wie Lungenpest auftrat, und die damals um die ganze Welt zog und sogar Australien erreichte, das sich durch die strengsten Absperrmaßregeln zu schützen versucht hatte. Am allerheftigsten wütete sie in den tropischen Ländern, in Indien und in Brasilien; in ersterem Lande sind ihr Zehntausende zum Opfer gefallen. In Rio glaubten die Behörden denn auch energisch vorgehen zu müssen; wer müde auf einer Bank saß oder durch kränkliches Aussehen auffiel, wurde aufgegriffen und in die Isolierstationen geschafft. Und hier nun bekamen die Kranken, oder vielleicht nicht alle, sondern nur die Todeskandidaten, die das Ende des Tages noch erlebt hatten, jenen ominösen Mitternachtstee, „cha de media noite“ auf portugiesisch, von dem sie nicht mehr erwachten, denn der Tee enthielt — ein starkes Gift.

War es eine Maßregel höchst moderner ärztlicher Mildtätigkeit, die in hoffnungslosen Fällen den Todeskampf erleichtern will, oder eine einfache, rüde Verwaltungsmaßnahme, um schnell Platz zu schaffen für die neuen zahllosen Kranken, oder eine verzweifelte

Abwehrmaßnahme, die die Krankheit zu vernichten hofft, indem sie die am stärksten Verseuchten schnell beiseite schafft? Man fragt vergebens . . .

Die Brasilianer jedenfalls waren überzeugt davon, daß die Sache auf Wahrheit beruhe. Denn als im Februar 1919, mitten im Hochsommer, in Rio der Karnevalsanzug stattfand, bei dem, wie bei uns, allerhand satirische Darstellungen von Aktualität herumgefahren werden, sah man im Festzug einen Wagen daherkommen, der weiter nichts darstellte als ein großes Teegefäß, und auf dem stand in großen Buchstaben das lakonische Wort: „Cha de media noite“ . . .

DIE

„GOTTGEWOLLTEN ABHÄNGIGKEITEN“

Man würde einem Brasilianer kein Kompliment sagen, wenn man das Portugiesisch lobt, das er spricht. Er würde stolz ablehnen: seine Sprache sei das „Brasilianische“. Die Meinung von Portugiesen aus Lissabon hinwiederum über dieses Brasilianisch war alles andere als anerkennend, sie tadelten die schlechte Aussprache. Es scheint zwischen der Sprache des Mutterlandes und seiner ehemaligen Kolonie derselbe Entfremdungsprozeß sich zu vollziehen wie zwischen dem Englisch in England und dem in Nordamerika.

Aber Portugiesisch hin, Brasilianisch her, — man spricht nicht umsonst die Sprache eines alten europä-

ischen Kulturlandes. Das bedeutet mehr als bloße Gemeinschaft von Worten, Grammatik und Syntax, das bedeutet — die Brasilianer können leugnen soviel sie wollen — eine Abhängigkeit. Wenn diese nicht mehr politisch und finanziell ist, so ist sie geistig, kulturell, sozial. Die Abhängigkeit Brasiliens von den Lebensformen und von der „Mentalität“ jenes Landes am Westrand der Iberischen Halbinsel ist überall zu spüren.

Über die Mischlinge, die Brasilien der portugiesischen Angewohnheit, sich mit Negerklavinnen zu kreuzen, verdankt, wie überhaupt über die Negerfrage, wird die Zukunft ein großes Wort zu reden haben. Auch dieser Prozeß dürfte ähnlich verlaufen wie in den USA. Während die Weißen, als die schon müdere Rasse, kinderarm, wenn nicht steril sind — das Klima, hier wie dort, tut das seine dazu —, vermehren sich die Farbigen überall in einer kaninchenhaften Weise. Wenn es nicht möglich ist, das zahlenmäßige Gleichgewicht durch weiße Einwanderung aufrechtzuerhalten, wird der Druck der Farbigen — und diese nehmen, wie Südafrika zeigt, sehr schnell auch die „höhere“ Zivilisation an — in jeder Beziehung schließlich so groß, daß er auch durch noch so rigorose Maßnahmen nicht mehr eingedämmt werden kann. Außerdem sind die Farbigen, wie bereits bemerkt, in Brasilien den Weißen heute schon nicht nur dem Buchstaben nach, sondern auch praktisch gleichberechtigt. —

Portugiesisch ist vor allem die Stellung der Frau in Brasilien. Das etwas haremhafte, von irgendwelcher geistigen Anteilnahme nicht berührte Abgesperrtsein der Frau von allem wirklichen Leben, wie es vor 30 Jahren auch bei uns noch in bester Blüte stand, die Frau als zwitscherndes und ätherisches Luxustierchen, Regiererin allenfalls der Dienstboten und Kindergebärerin, und mit Schmuck und Putz bis zum Überdruß behängt, während der Mann sich in nichts dreinreden läßt, — das ist hier zumindest noch das „Ideal“. Hinzu kommen die Beschränkungen der persönlichen Freiheit, die auch heute noch, wenigstens zum Teil, Spezialität der Iberischen Halbinsel sind, zum Beispiel daß die Frau, besonders aber das junge Mädchen, nicht allein auf die Straße gehen darf, nur zu zweit oder in Begleitung der Dueña. In Buenos Aires geht man noch weiter: keine Dame darf allein mit einem Herrn im Auto zusammenfahren, der nicht ihr Mann, Vater oder Bruder ist, und wie bei solcher, hysterisch ängstlicher Absperrung ein junger Südamerikaner eine „ehrbare Annäherung“ an seine auserwählte Unbekannte zustande bringt, blieb mir Zeit meines Aufenthalts Geheimnis. Wahrscheinlich wird er monatelange abendliche Fensterpromenaden anfangen wie in Andalusien. Ich habe sogar junge Deutsche gefunden, die diese Methode priesen. „Aber der Erfolg davon dürfte doch der sein, daß der immerhin erhitzte und auf so unbestimmte Wartezeit gesetzte Jüngling sich vorerst einmal an anderen, weit schlechteren und auch weit

gefährlicheren Orten abreagiert“, erlaubte ich mir zu erwidern, wobei ich an ein gewisses Viertel in Rio dachte, das dem in São Paulo an Ausdehnung nicht nachstehen soll.

Daß die Brasilianerinnen auch den Bubikopf tragen, der sich auf der ganzen Welt durchgesetzt hat, und möglichst neue und teure Pariser Moden, dürfte wohl nur in ihren eigenen Augen ein Zeichen von Modernität sein; denn von der Selbständigkeit, die sich die Engländerin, die Skandinavierin und vor allem die Amerikanerin erkämpft haben, „spürest du keinen Hauch“, vielleicht verzichten sie sogar sehr gern auf die Mühe, selbst über sich zu bestimmen. Und die gymnastischen Künste, die seit 1920 in Europa in tausend komplizierten Systemen und mit ebensoviel Versprechungen ewiger Jugend und Schönheit verhökert werden und deren man allgemach schon ein wenig überdrüssig ist, wurden mit Bildern aus dem uralten Ufafilm: „Wege zu Kraft und Schönheit“ gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Rio von einer der größten dortigen Zeitungen als allerneueste Neuigkeit und Extravaganz aus Europa zur Kenntnis der südlich schönen, meist etwas zu dicken Leserinnen gebracht. —

Einen nicht unbeträchtlichen Einfluß scheint sich die Damenwelt dagegen in der Entscheidung der Frage, was schicklich ist und was nicht, vorbehalten zu haben. Die beinahe witzige und durch nichts aus dem Konzept zu bringende Unlogik, mit der in diesen Dingen drüben

dekretiert wird, läßt darauf schließen. Man fühlt sich jedenfalls etwas an die Gynäkokratie in Nordamerika erinnert, die sich sogar an einen Künstler wie Chaplin heranwagte, um moralisch zu töten, und an der die USA. vielleicht einmal zugrunde gehen werden, wenn die Neger es nicht vorher besorgen.

So ist es in Rio durchaus erlaubt, sich im Pyjama am Fenster oder im Garten zu zeigen, was schauerhaft schlampig aussieht, auch ist Rio bisher die einzige Stadt gewesen, in der ich Leute im Bademantel oder bloßen Badeanzug durch die Straßen nach dem Strand wandeln sah. Das geniert hier niemanden, aber man kann es erleben, daß man vom Schutzmann angehalten wird, weil man bei bedecktem Wetter ohne Hut umhergeht; ein eleganter Tennisanzug, weißes Hemd und weiße Gürtelhose, gilt als vollkommen „shocking“, und in Argentinien wird man damit einfach in die zweite Klasse der Trambahn, unter die Arbeiter verwiesen. Ich habe es selbst erlebt, daß in der Eisenbahn bei 30 Grad Hitze der Schaffner kam und mich höflich darauf aufmerksam machte, daß es nicht statthaft sei, in Gürtelhose und Manschettenhemd dazusitzen, wobei zu bemerken ist, daß in dem fast leeren Waggon gar keine Damen anwesend waren.

DER VÄTER EHRWÜRDIGE BRÄUCHE

Alle jungen Kolonialländer empfinden das Fehlen jeder Tradition in ihren gesellschaftlichen Formen als peinlich, sie bemühen sich daher mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, die Bräuche der Heimat in ihr Land hinüber zu verpflanzen und am Leben zu erhalten, besonders aber dann, wenn sie erst einmal von Europa unabhängig geworden sind. Gewiß ist dieses Festhalten am alten sehr schön, wenn man es macht wie die Engländer: mit Klugheit und mit dem Willen, sich den veränderten Verhältnissen nötigenfalls anzupassen. In Brasilien aber ist man zu dieser weisen Beschränkung häufig nicht geneigt, und so kommt es hier und da zu Konsequenzen, die der Komik nicht entbehren.

Dabei ist der Fall, den ich im Auge habe und der mir von einem jungen Deutschen berichtet wurde, der ihn während langer Jahre in mehrfacher Wiederholung erlebte, ein so ernster wie nur möglich; es handelt sich nämlich um ein Begräbnis. Für solche Gelegenheiten hat man nämlich in Brasilien den Brauch importiert, daß der Sarg — in der Regel eine unsolid dünne, ganz flache Kiste — nicht von bezahlten Mietspersonen, sondern von den Verwandten, Freunden und Berufskollegen des Verstorbenen zum Grabe getragen wird. Aber nicht genug damit, die Sitte will ferner, daß dies, wie in Europa, mit unbedecktem Haupte geschehe, und an diesem entblößten Haupt wird eisern festgehalten.

Da es aber bekanntlich mißlich und sogar gefährlich ist, seinen unbedeckten Schädel viele Minuten lang der tropischen Sonne auszusetzen — denn die Geschichte spielt am hellen Mittag in Bahia, unter dem 13. Grad Südbreite —, so kam man auf den famosen Ausweg, den Trägern zu erlauben, einen aufgespannten Regenschirm über den Kopf zu halten. Und so, den Sargring in der einen, den Regenschirm in der andern Hand, konnte man die sechs oder acht Leute gemessenen Schrittes durch die gleißende Sonne dem harrenden Grabe des Verblichenen zuwanken sehen, aber das Ziel war erreicht: die Häupter blieben entblößt . . .

EIN BISSCHEN GELBFIEBER

Im Südwinter 1928, etwa in den Monaten März bis September, war wieder einmal eine kleine Gelbfieber-epidemie in Rio zu verzeichnen gewesen. Klein ist auch nur ein optimistischer Ausdruck, denn es kam so weit, daß Argentinien die europäischen Dampfer nicht mehr landen lassen wollte, wenn sie vorher brasilianische Häfen angelaufen hatten. Natürlich erkundigt man sich neugierig und auch etwas persönlich interessiert, wie es jetzt um die Dinge stehe, aber man erhält als Antwort nur ein achselzuckendes Schweigen auf der ganzen Linie. Ein Schweigen, das alle Möglichkeiten offen läßt. Die Krankheit sei schon seit Wochen von Amts wegen als erloschen gemeldet, und auch die Zei-

tungen schweigen — und das ist alles, was man feststellen kann. Schließlich läßt man die Sache auf sich beruhen.

Bis einem dann eines Tages die Sanitätsautos auffallen, von denen man, zu allen Tageszeiten, immer wieder mal eins in einem tollen Tempo die Strandaveniden entlangrasen sieht. In keiner Stadt sah ich je so auffällig viele dieser etwas fatalen Fahrzeuge. Man weiß von der Grippeepidemie 1918 her, mit welcher brutalen Schnelligkeit hier der Kranke abgeholt, mit welcher Rigorosität er von allem schriftlichen und mündlichen Verkehr isoliert wird, und daß man ihn, falls er stirbt, nie wieder zu sehen bekommt, nicht einmal seine Asche. — Und man denkt gleich wieder an das offiziell erloschene Gelbfieber.

Neue Versuche, den Tatbestand zu eruieren. Aber die offizielle Stelle, an die ich gerate, antwortet mir mit einem weitausladenden Vortrag, in dem Sinne etwa, daß man sich halt fatalistisch einstellen müsse: wen es treffen solle, treffe es doch, trotz aller Vorsicht; und das Gelbfieber sei doch nur eine Krankheit der ärmeren, unterernährten Schichten, ein richtig genährter, also widerstandsfähiger Organismus werde sich schon der Ansteckung zu erwehren wissen. Was, nach meinem laienhaften Dafürhalten, vielleicht für eine Anzahl von harmloseren Infektionen, etwa mit Tuberkeln, gilt, aber nicht für Gelbfieber.

Eine exakte Antwort zu erhalten, ist unmöglich, und währenddem arbeitet das Carnegie-Institut unermüd-

lich weiter an der Mückenbekämpfung, aber durchaus wie in normalen Zeiten. Oft sieht man es mitten aus dem Asphalt der Straßen, aus den Gullys, rauchen: die Kanalisation wird ausgegast. Und jede Woche zweimal steckt vormittags eine kleine weiße Fahne mit dem roten Genfer Kreuz an meinem Hause, und daneben lehnt eine Leiter. Das bedeutet, daß eine Kommission von zwei oder drei Gesundheitsbeamten im Hause ist, die alle Winkel durchsuchen und Petroleum auf jede verdächtige Wasserlache spritzen, sogar in die Wasserbassins der W.C.'s. —

Eine Anzahl von Nächten hatte ich sorglos bei offenem Fenster geschlafen. Sind eigentlich Mücken im Zimmer? — Die Frage ist leider zu bejahen, also findet jeden Abend vor dem Zubettgehen eine kleine Jagd statt, ein schweißtreibendes Geschäft, das aber verhältnismäßig einfach ist, wenn man die Gewohnheiten der Tiere kennt, sich im Dunkeln summend dem Bett zu nähern und sich in der Nähe schnell hinzusetzen, sobald Licht gemacht wird. — Ob die spezifischen Gelbfiebermücken darunter sind, kann ich nicht mit Bestimmtheit erkennen, aber es scheint mir so. Ich töte also mit vielem Eifer jeden Abend zwei bis drei der Tiere und werde von zwei weiteren, die ich übersehen habe, dann im Schlaf gestochen.

Denn da ist ein sehr mißlicher Umstand: es hat keinen Zweck, zur Abenddämmerung, wenn die Mücken zu fliegen anfangen, die Fenster zu schließen, weil die untersten Rechtecke derselben, zufolge einer baupoli-

zeitlichen Verfügung, die in Rio fast überall durchgeführt ist, nicht aus Glas bestehen, sondern aus einem Holzladen mit horizontalen, nach unten gerichteten Öffnungen. Durch diese können die Mücken natürlich hereinspazieren, wann und sooft es ihnen beliebt.

Man sollte nun denken, die Brasilianer würden sich die kleine Mühe machen und Gaze hinter die Holzläden nageln. Oder sie würden ein übriges tun und Moskitonetze über den Betten montieren. Weit gefehlt. Kein Mensch denkt daran, und gar bis zu der hierzulande stets übermäßig hohen Zimmerdecke hinaufzusteigen, um den Nagel einzuschlagen, an dem das Netz hängen muß, fällt niemand auch nur im Traum ein. Die Brasilianer tun's nicht, um keinen Preis; wenn man darauf drängt, wird man ausgelacht als banger Neuling oder als weiß ich was. Sie wollen unter allen Umständen so tun, als lebten sie im gesündesten Europa und nicht in dieser ehemaligen Gelbfieberhöhle. Das ist ihr Spleen, und sie halten daran fest.

„FRIEDE ERNÄHRT . . .“

Daß die Nachricht vom Gelbfieber in Rio überhaupt in die Zeitungen kam und sogar in europäischen Blättern zu lesen war, war ein Kunstfehler; es schädigte den Fremdenverkehr Rios sehr, da die reichen Argentinier im Winter nach dem wärmeren Norden hinauf zu gehen pflegen, wenn ihnen eine Reise nach Europa ein-

mal zu zeitraubend oder geschäftlich untunlich erscheint. Und all das ist dem Unfrieden zu verdanken, der bekanntlich verzehrt. Der neue Bürgermeister von Rio war es, der sich den Zorn der Presse zugezogen hatte, denn er hatte bei seinem Amtsantritt, als schwerreicher Mann, zwar die ausstehenden Gehälter der städtischen Beamten aus eigener Tasche bezahlt, dann aber angefangen, rücksichtslos „abzubauen“, wahrscheinlich weil ihm der Spaß auf die Dauer doch zu teuer wurde. Auch die paar städtischen Mückenjäger wurden davon betroffen, was wenig ins Gewicht fiel, da Rio jährlich nur ein Zwanzigstel oder noch weniger für die Mückenbekämpfung ausgibt als das Carnegie-Institut. Da aber der ganze Abbau der Presse nicht paßte, schrie sie: „Siehst du, nun hat uns deine Amtstätigkeit das gelbe Fieber beschert!“ —

In Argentinien war man um dieselbe Zeit in einem ganz ähnlichen Fall weit disziplinierter. Der deutsche Artist, der mir diesen Bericht gab, ein glaubwürdiger Mann, mußte etwa im Juli 1928 zum Antritt eines Engagements von Buenos Aires nach Tucumán fahren. Aus nichts, nicht aus dem leisesten Gerücht, aus keiner Andeutung in den Zeitungen war zu ersehen gewesen, daß er auf dem Weg dahin durch eine Stadt namens Santiago del Estero (das aber mit dem chilenischen Santiago nicht zu verwechseln ist) kommen würde, in dem gerade die Lungenpest herrschte. Man erfuhr das erst auf der Reise, wenige Stunden, bevor man den Ort erreichte.

Nun ist Lungenpest, muß man wissen, so ungefähr die fürchterlichste aller Infektionskrankheiten; Pest an sich tötet schon mit ziemlicher Sicherheit, und die Ansteckung mit dieser Form der Krankheit geschieht noch dazu durch bloßes Einatmen der überall in der Luft umherwirbelnden Bakterien. Die argentinische Regierung hatte daher, wie sich herausstellte, Santiago durch einen Militärkordon aufs allerschärfste gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt. Aber was tat sie, um den Zugverkehr mit dem Nordwesten nicht unterbrechen zu müssen? An ein Umleiten der Züge, in Europa eine Kleinigkeit, ist bei dem völligen Mangel an Nebenstrecken in den Pampas nicht zu denken. Es gibt immer nur die eine Bahnlinie.

Man war daher auf eine in ihrer Einfachheit geradezu geistreiche Idee verfallen. Auf der letzten Station vor Santiago wurden hinter der Lokomotive zwei Güterwagen eingehängt, auf denen sich, nebst allerhand geheimnisvollen Vorrichtungen, mehrere mit Gasmasken versehene Männer von entschlossenem Aussehen befanden. Und während der Zug, natürlich ohne anzuhalten und mit geschlossenen Fenstern, Santiago passierte, bliesen diese Männer auf ihren Wagen mächtige Chlorgaswolken ab, die infolge des Fahrwindes am Zug entlangtrieben und ihn völlig in eine desinfizierende Gasschicht einhüllten. Auf der nächsten Station mußten dann sämtliche Passagiere noch einmal durch die aus den Güterwagen ausströmenden Reste des Gases hindurch. — Die Seuche hat denn auch, soviel ich fest-

stellen konnte, nicht weiter um sich gegriffen, — ein wirklich begrüßenswerter Triumph der modernen, sonst so berüchtigten Gasttechnik!

„AMERIKA, HAST DU ES BESSER
ALS UNSER KONTINENT, DER ALTE?“

(FREI NACH GOETHE)

Welcher Angehörige eines amerikanischen Staates würde nicht behaupten, sein Land sei „das Land der Zukunft“? Und welcher würde es zu Unrecht behaupten, welchem würde man es nicht ohne weiteres glauben? Besonders, wenn das Gespräch an Ort und Stelle stattfindet. Der Augenschein dort überzeugt sofort und widerspruchslos, wobei aber unter Zukunft die wirtschaftliche Entwicklung verstanden werden muß.

Lediglich wirtschaftliche Entwicklung und nichts weiter. Wir in Europa, das sich in einem ungeheuerlichen Krieg geschwächt hat und das daran geht, sich in einem nächsten Krieg sein eigenes Grab zu graben, schauen viel zu viel nach drüben, über die Ozeane, ob da wohl etwas zu finden wäre, was uns aus unserer Mißlichkeit heraushilft. — Diese unsere Tendenz und der plötzlich grell in Erscheinung getretene Reichtum der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die Gründe, warum dieses Land in der letzten Zeit so ungeheuer populär bei uns wurde. Indessen aber liebt man statt

der USA. ein Traum- und Wunschbild, das man sich von ihnen gemacht hat, nicht die Wahrheit, die hier nur wenige kennen. Wer wissen will, wie die Umstände drüben wirklich sind, wie närrisch, abstrus und scheußlich, wie kulturlos im letzten Sinne sie sind, der lese die ausgezeichneten Schilderungen seiner Reiseeindrücke in den USA. von Jakob Wassermann. Aus den Aufsätzen, die er 1928 in einer Berliner illustrierten Zeitschrift veröffentlichte, möchte ich ein paar Stellen, die sich auf hier Erwähntes beziehen, kurz und ohne Kommentar zitieren.

„Daß die Juden sich in das staatliche Gefüge einleben und als Volksteil von der Nation aufgenommen werden, leidet keinen Zweifel. Anders steht es mit den Negern. Ihre stets zunehmende Zahl bildet ein ernstes Problem für das Land. Wenn ein Amerikaner von der Rassenfrage spricht, meint er die Negerfrage, und man fühlt, daß ihm nicht ganz wohl dabei ist. Sie sind still, fügsam, sehr gesittet . . . ihre repräsentativen Künstler sehr kultivierte Leute, geistige Köpfe, dabei voll Melancholie, mit einer elementaren Dunkelheit im Wesen . . .

Die Hälfte aller Läden in den Straßen sind solche für Damentoiletten. Das ganze öffentliche Leben Amerikas ist auf die Frau zugeschnitten. Die unsinnige Überheizung aller Wohnräume ist für die Frau und ihre leichte Kleidung berechnet, die Männer müssen schwitzen und tun es widerspruchslos und achselzuckend. Sie zucken überhaupt gerne die Achseln . . .

Der unwiderstehliche gesellschaftliche Herdentrieb ist hier im Westen noch bemerkbarer als im Osten. Zu sagen, was nicht alle sagen, fällt bereits unangenehm auf. Nun erst zu tun, was nicht alle tun . . .

Alle kleiden sich zur gleichen Zeit gleich. Individuelle Lebensformen gibt es nicht. Liebhabereien darf sich nur der sehr reiche Mann gestatten . . .

Wenn zum Beispiel ein Mann auf dem Lande am Sonntag nicht regelmäßig in die Kirche geht, ist einfach seines Bleibens nicht. Er verfällt der Ächtung. Auf eigene Faust selig werden kann er nicht. Auf eigene Faust reich werden, das allein kann er . . .

H. gab mir ein Buch: ‚Wealth against Commonwealth‘, von einem gewissen Lloyd, eine Rarität. Als es vor 25 Jahren erschien, ließ Rockefeller alle Exemplare aufkaufen und den weiteren Druck verhindern. Es stellt auf mehr als 500 Seiten in nüchternen Fakten den Verbrechensweg dar, auf dem der alte Rockefeller das Ölmonopol durchsetzte. Ein Weg, der tatsächlich über Leichen ging, denn es verschwanden unter anderem Leute, die unabhängig genug waren, seine Absichten zu durchkreuzen, einfach aus dem Leben, ohne daß man je ergründen konnte, wohin sie gekommen waren. Das ungeheure Vermögen ist im Wortsinn aus Blut entstanden . . . Der jetzt 50 Jahre alte Sohn Rockefellers ist als strenger und lauterer Charakter geachtet . . .“

Und nun noch, als Gegensatz zu dem Bilde des Milliardärs, das erschütternde Bild des Lebens, wie es drüben in Amerika für die Millionen Armer ist. Aus Bronx,

dem Judenviertel von Neuyork, wobei zu bemerken ist, daß jeder fünfte Mensch in Neuyork Jude ist.

„In diesem Getto ist nichts Heiteres . . . Der bloße Aspekt ist zermalmend. Eine Mischung von orientalischem Schmutz und moderner Industrie. Marktstände in den Gassen, häßliche eiserne Feuerleitern an allen Fassaden von Balkon zu Balkon. Auf diesen Balkons schlafen in den unleidlich heißen Sommernächten Neuyorks ganze Familien, zehn bis zwölf Personen auf einem Raum, nicht größer als ein Eisenbahnkupee. In den unendlich langen Straßen . . . tummeln sich Tausende von bleichen, schmutzigen, großäugigen Kindern von morgens bis mitternachts. Das Pflaster ist bedeckt mit greulichem Unrat, in den Häusern wohnen die Menschen so dicht wie die Bienen im Stock, in zahllose Wohnungen dringt überhaupt kein Tageslicht, die Verfinsterung wird bewirkt durch die Hochbahn, die unmittelbar vor den Fenstern vorüberdonnert. Ich habe mit vielen von den Leuten gesprochen, und sie haben mir gesagt, daß sie richtigen Schlaf seit Jahren nicht mehr kennen . . .

Wozu dies Leben, fragt man sich, im Sumpfdickicht der Riesenstadt, zwischen Häusertrichtern, baumlos, himmellos, freudlos? Was findet die geplagte Kreatur an solchem Dasein? Jeder dieser nach Licht und Luft gierenden Menschen hat eine Seele, an der er haftet, jeder haftet vor allem an sich selbst. In jedem Leben gibt es wahrscheinlich jeden Tag zwei bis drei Minuten relativen Glücks, der Hoffnung und Zuversicht. Also

entscheiden Wirklichkeiten keinesfalls, denn eine Wirklichkeit wie diese müßte sonst zur vollendeten Verzweiflung und zum Selbstmord führen . . .“

Besser und überzeugender kann das wohl nicht gesagt werden, und aus eigener Erfahrung hätte ich diese Berichte nur in dem einen Punkte zu ergänzen, daß ich Nordamerika als ganz junger Mensch, ein Jahr vor dem Kriege, Punkt für Punkt genau so empfunden habe; es hat sich drüben in den letzten 15 Jahren offenbar nichts gebessert, eher ist es schlimmer geworden. Wäre ich damals auf die Idee gekommen, über meine Eindrücke zu schreiben, hätte ich es in demselben Sinne tun müssen.

JUNGE WELT

Also was kann aus Ländern, die schließlich nicht mehr und nicht weniger als alle Grundlagen ihrer Existenz und Entwicklung Europa zu verdanken haben, denn schon Neues, Kulturbildendes kommen, an dem Europa sich geistig erneuern könnte? Und nun gar aus den noch ganz ungeformten Ländern Südamerikas? Und dann: sind wir uns denn klar darüber, was wir eigentlich suchen? Hand aufs Herz: wir wissen es nicht.

Aber gestehen wir es uns nur: uns imponiert die Jugend dieser Länder, man wünscht sich ja immer gerade das am meisten, was einem fehlt oder verlorengegangen ist oder wozu man nie Talent hatte. Uns imponiert

dieses Amerika, in dem nur gehandelt wird, das sich kritisches Nachdenken verboten zu haben scheint. Uns gefallen diese Nordamerikaner mit der unnachahmlich intensiven und konzentrierten Kenntnis ihres engsten Berufsfaches und der völligen Ahnungslosigkeit in allem, was es außerhalb desselben auf der Welt gibt, diese grauhaarigen, gutaussehenden, respektablen und würdigen jungen Leute von 50 Jahren, die nicht wissen, ob Barock zeitlich vor oder nach der Gotik war, denen ihre moralische Weltanschauung zusammenbricht, wenn man sie über die einfachsten, hier jedem Zwanziger geläufigen Sexualanomalien aufklärt, und sie sich für das Allerdümmste, was in einer Zeitung empfohlen oder von der öffentlichen Meinung dekretiert werden kann, mit einer Art von militärischer Gedrilltheit sofort und kritiklos begeistern.

Diese Jugend, von der Technik abgesehen, ist denn auch das einzige, was diese Völker uns gegenüber für sich anzuführen haben, aber mit der Jugend allein ist es eben nicht getan. Noch denkt drüben, außer ein paar Außenseitern, noch kein Mensch im Ernst an Schaffung neuer Kulturwerte, noch hat irgendeiner eine Ahnung, wo diese zu finden wären, ohne Europa kläglich zu imitieren; man denkt lediglich an technischen Fortschritt, dessen beglückende Kraft etwas zweifelhaft ist und der zunächst auch zu weiter nichts dient, als neue wirtschaftliche Werte, neue Berufe und Arbeitsmöglichkeiten, neues Geld für den Erfinder zu schaffen. Es ist noch zu früh, um von drüben das Heil zu er-

warten, — wenn man es überhaupt von drüben erwarten darf. Helfen wir uns lieber selbst, und vergessen wir nicht, daß wir uns, bei aller Hilfsbedürftigkeit, geistig immer noch als die Gebenden beziehungsweise die unfreiwilligen Lehrmeister fühlen dürfen!

Hierbei bleibt eine äußerst wichtige und sehr nahe-
liegende Frage fast immer unerwähnt, unberührt. Wodurch sind diese Völker so jung, da sie doch aus dem Blut der alten Völker Europas stammen? Ist es der Boden Amerikas, sind es die kosmischen Kräfte des Erdteils, die ja auch die Physiognomien und Schädel-
formen der Eingewanderten verändern, sind es die günstigen Zufälligkeiten der Rassenmischungen oder ist diese Jugend nur ein Kunstprodukt, aufgepeitschtes Sich-zu-Tode-Rennen? —

Hier bleibt ein Geheimnis.

DIE „GRÜNE HÖLLE“

Aber die wirtschaftliche Entwicklung — um bei dieser zu bleiben — ist in allen südamerikanischen Ländern eine Frage der Einwanderung. Wird es gelingen, so viele Menschen ins Land zu ziehen, wie nötig sind, um die Ausnützung aller brachliegenden Möglichkeiten in Angriff zu nehmen? Nordamerika ist, wenn es noch eines solchen bedürfte, der Beweis, daß es auf nichts ankommt als auf Arbeitskräfte, das dazugehörige Kapital findet sich dann schon, wenn nur diese vorhanden

sind. In dem Augenblick, als Nordamerika genug Menschen hatte, stieg die Entwicklungskurve steil und hemmungslos nach oben, und mit der Einwanderung steht und fällt auch die Entwicklung Südamerikas. Die Staaten dieses Erdteils wären also im Grunde sehr daran interessiert, daß Europa sich nicht in weiteren Kriegen zerfleischt, — denn woher hochwertige Einwanderung nehmen, wenn nicht aus Europa? — aber ich weiß nicht, ob es die Macht ist oder die Einsicht, die ihnen fehlt, um in diesem Sinne auf Europa zu wirken.

Von welcher Aktualität und Wichtigkeit die Einwanderungsfragen drüben sind, zeigen die Verhandlungen, die Peru gerade in diesem Augenblick mit Polen führt, das genötigt ist, von seinem Menschenüberschuß jährlich Zehntausende, die es nicht ernähren kann, nach Übersee abzugeben. Bei dem Projekt dreht es sich um die Ansiedlung von nicht weniger als einer Million Polen, zu Bedingungen, die fast der Gründung eines polnischen „Dependance-Staates“ in Peru gleichkommen, derart dringend ist drüben der Bedarf an landwirtschaftlich arbeitender Einwanderung. Aber wie die Verhandlungen ausgehen werden, weiß niemand zu sagen, denn die Sache hat für Polen ein schwerwiegendes Bedenken: die für die Kolonisation in Aussicht genommenen Gebiete befinden sich an der Ostgrenze Perus, jenseits der Anden, in eben jener klimatisch so fatalen Waldgegend, die, wie erwähnt, auf der brasilianischen Seite die „grüne Hölle“ genannt wird, weil

selbst der gesündeste Weiße es dort nicht länger als zwei Jahre aushält. Dann machen ihm die Fieber oder auch nur der Rheumatismus, den er von der schrecklichen Feuchtigkeit bekommt, den Garaus.

Und hier, in dem tropischen Klima des größten Theiles von Südamerika, liegt überhaupt der wunde Punkt aller Voraussagen über die Zukunft dieses Erdtheils, der nicht, wie Afrika, eine genügende eingeborene Bevölkerung hat, die unter weißer Leitung arbeiten könnte. Hier steigt denn auch in meiner Erinnerung eine Reihe höchst interessanter, zum Theil aber auch höchst trüber Bilder auf, Berichte, gegeben an den vielen einsamen Abenden der Rückfahrt von einem polnischen Schullehrer, der im Auftrag seiner Regierung über ein Jahr lang die zahlenmäßig sehr starken polnischen Kolonien Südbrasilens bereiste. Denn die Regierungen der Einwanderungsstaaten machen es sich, vielleicht nolens volens, aus Geldmangel, sehr bequem. Sie geben, unter der Bedingung, daß es zu gewissen Zeiten bezahlt und innerhalb einer gewissen Frist eingezäunt werde, ein Stück Land ab, von dessen Vorhandensein sie notdürftig überzeugt sind, aber im übrigen kümmern sie sich um gar nichts und garantieren für nichts. Ob das Land trockene Einöde oder Sumpf ist, in dem man von Mücken fast aufgefressen wird, ist ihnen meist völlig unbekannt und leider meist auch völlig gleichgültig. Gegen Hunger und Krankheiten — Kaufläden wie Apotheken sind meist erst nach tagelangen Ritten zu erreichen — sowie gegen Indianer und Raubgesindel

mag sich der Einwanderer selber schützen, meinen sie, — und jener Pole hat in mehr als einem Falle die traurige Feststellung machen müssen, daß von Familien, die in Stärke von 12 und mehr Köpfen in den Urwald kamen, nach ein paar Jahren nur noch 3 oder 4 Personen übriggeblieben waren. Die Kolonisierung selbst subtropischer Gebiete wie im Süden Brasiliens fordert eben immer wieder die schrecklichsten Opfer, es gehört der Mut dazu, sein eigenes Leben an die Sache zu setzen — oder große Unerfahrenheit.

TAGAUS, TAGEIN —

Wie also sind die Tropen, wie ist Brasilien? Wenn man diese Frage so allgemein stellen darf, angesichts eines Landes, dessen oberflächliche Bereisung, schlecht gerechnet, ein Jahr erfordern würde, so mag diese Aufreihung von Bildern am Faden eines streiflichterhaften Hintereinander immerhin einen Teil der Antwort geben, die in ihrem ganzen Umfang, mit all ihren verwickelten Verzweigungen nicht gegeben werden kann und auch nicht gegeben werden soll. Es handelt sich gar nicht darum, vollständig zu sein oder begrifflich präzise zu sagen: so und so ist es (wenn das überhaupt möglich ist); es handelt sich nur darum, dem Leser eine innere Anschauung zu geben von der beklemmenden Größe des Landes, in dessen feucht-warmer Luft letzte europäische Zivilisation und äußerste

tückischste Wildheit dunkel durcheinander brodeln, eine Andeutung aber auch vom Befremden eines aufnahmewilligen Beschauers über all das. Bei allem Bemühen, meine „Einstellungen“ und „Mentalitäten“ daheim zu lassen, als unbeschriebenes Blatt vor die Dinge hinzutreten, konnte ich doch niemals vergessen, hier in Brasilien weit weniger als in Afrika, daß ich aus Europa kam, Europäer bin. —

Am schönsten sind die Morgen in Rio, denn dann bringt die ältliche Portugiesin, so pünktlich und leider auch so früh wie die Sonne, den mit Rohrzucker stark gesüßten prachtvollen brasilianischen Kaffee und die in dem feuchten Klima stets schwammigen Semmeln und erkundigt sich immer mit der gleichen Freundlichkeit, wie ich geschlafen und ob ich mir keinen Schnupfen geholt habe, denn man muß sich bekanntlich in den Tropen vor Erkältungskrankheiten weit mehr in acht nehmen als im gemäßigten Klima. Und die Sonne scheint über die Kronen zweier herrlicher Königspalmen hinweg in mein Zimmer. Dann sind die Mückenjagden vom Vorabend vergessen und die Kämpfe mit den flinken Baratas, den ekelhaften, daumenlangen Kakerlaken, die in Rio überall und unvermeidlich sind, die drückende Schwere der Nachtluft und die Last der vielen spukhaften Geschichten. Dann sind die Tropen schön, es kümmern einen wenig mehr die heillosen Berichte über die Sandflohgegenden im Süden und über die bei den Indianern so fürchterlich wütenden Pocken, deren Verheerungen jeden europäischen Impf-

gegner im Handumdrehen bekehren würden. Und man schert sich auch nicht mehr um die skandalöse Geschichte von jener europäischen Militärmission, die den brasilianischen Offizieren das Fliegen beibringen sollte und das auch tat, aber mit dem Erfolg, daß die Schüler einer nach dem andern abstürzten, weil ein Sergeant der Kommission die wichtigsten Teile der Maschinen anzufeilen pflegte, so daß den Brasilianern, da die Kommission exterritorial war, nichts anderes übrigblieb, als die Herren höflichst nach Hause zu komplimentieren und sich andere Lehrmeister kommen zu lassen . . . Ja, es passiert viel in Brasilien, was in Europa nicht möglich wäre. Aber des Morgens juckt die vom ewigen Schwitzen entzündete Haut nicht mehr, der nackte Unterarm klebt nach dem Bade nicht so feucht auf der Schreibunterlage, und man sieht alles mit Humor an und mit der Aufgeräumtheit, die alle Kuriositäten erzeugen . . .

Denn die Tropen sind wirklich schön, ja wunderbar, und ohne das „Wenn und Aber“ wären sie das Herrlichste auf der Welt, und die Sonne ist herrlich und die unheimlichen Brandungswellen, die im Winter in der Bucht entstehen — niemand weiß wodurch — und die die Kais immer wieder zerstören. Das Baden ist schön in der Copacabanabucht, trotz der hohen Leitern, auf denen Leute sitzen und nach auftauchenden Haien spähen, die schwarzen Geier sind schön, die überall herumstreichen, nach Aas suchend, das sie, als Gesundheitspolizei, vertilgen, und wir sind im Lande der

kosmisch gewaltigen Regengüsse, die vor ein paar Monaten den Speisesaal meiner Pension fast einen halben Meter unter Wasser setzten, und im Lande der Victoria Regia, dieses beispiellosen Pflanzenwunders.

Und die Stadt ist schön, und der Christuskopf auf dem Autokühler wirkt nur rührend und weder lächerlich noch blasphemisch, an der Praça Maréchal Floriano und der Avenida Rio Branco mit ihren Girlanden von Glühlampen blenden die protzig-kalten Architekturen der Hochhäuser in der Sonne, und ein Verkehr lärmt hindurch, weit stärker als der von Berlin; aus den offenen Läden in den engen Querstraßen der Avenida tönen Grammophone, die vollendetsten, die ich bisher zu hören bekam, und wenn sie Wagner spielen, dessen abgedroschene Melodien ich sonst gar nicht mehr leiden mag, dann bleibe ich das ganze Stück über in der Nähe stehen, denn das ist etwas von der Heimat, aus Europa. Und überall ist etwas zu sehen, und alles, selbst der europäische Talmi, erregt gespannte, freudige, aufnahmewillige Teilnahme, eine heiße, verschlingende Bereitwilligkeit aller Sinne für das Neue; man versöhnt sich sogar mit dem Greuel von einem Haus in „maurischem“ Stil, das an der Avenida steht, gerade gegenüber von dem kleinen Lokal, in dem ich den Kaffee zu nehmen pflege, und das sich, wenn ich nicht ganz irre, in guter Vorbedeutung „Casa de sympathia“ nannte.

Dann aber kommt die Mittagsstunde, in der die Sonne jetzt genau senkrecht steht, und das ist einer der merkwürdigsten Beleuchtungseffekte, die ich sah. Alle die

zahllosen weißen, hellen und dunklen Anzüge der Männer — man sieht auffallend wenig Frauen auf der Straße und des Mittags fast gar keine — sind auf Brust und Rücken ganz gleichmäßig bestrahlt, und zwar sitzt der Sonnenschein ausgerechnet in den Falten des Stoffes; auf dem Pflaster der dahingleitende Schatten des Körpers ist zu einem unglaublich kleinen Gebilde zusammengeschrumpft, und dieses unregelmäßige Klümpchen Schwarz schiebt von Augenblick zu Augenblick nach vorn und hinten zwei dicke Fühler in die Gegend, die Schatten der schreitenden Beine; ganz außen aber pendeln noch, wie nicht dazugehörig, zwei weitere, sich bisweilen ballonartig aufblähende Anhängsel, die Schatten der hin und her schlenkernden Arme. Man muß aber schon etwas aufpassen, um dieses Phänomen zu erspähen, denn es dauert nur knapp zwanzig Minuten; schon um halb eins hat jedermann wieder seinen ganz normalen Schatten wie anderswo auch, wenn die Sonne sehr hoch steht.

CHAPLINFILM — IN DEUTSCHLAND VERBOTEN

Solange der Tag noch währt, kostet man neugierig und genießerisch die immer neuen, kleinen Sensationen der Mahlzeiten, die vielen fremdartigen Gemüse, Fische und Früchte, besonders die berühmten schwarzen Bohnen, die zusammen mit Reis das Hauptnahrungsmittel der Armen bilden, die schönen Refrescos

nicht zu vergessen, eine Art von amerikanischen Ice-cream Sodas und ähnlich zubereitet, nur daß die Auswahl an Fruchtsirups infolge des Reichtums an tropischen Früchten, wie Mango, Pitanga, Tamarinde weit größer ist als in USA. Natürlich trinken die Leute hier auch viel Bier, das aber im Tropenklima, wie jeder Alkohol, von verheerender Wirkung ist; weit mehr zu empfehlen ist da der einheimische grüne Tee, der sehr wohlschmeckende Maté, den man mit einer Siebröhre aus kleinen, mit Metallrand versehenen Kürbissen saugt, er gilt geradezu als gesundheitliches Schutzmittel gegen die Einwirkungen des hiesigen Klimas, das vor allem die Nieren anzugreifen pflegt. Leider ist das Fleisch — dieselben Sorten wie bei uns — der Fäulnisgefahr halber immer zu frisch und zu zäh . . .

Man freut sich der Einladungen der Bekannten, die Erlaubniskarten zum Schmetterlingsfang haben und die die Stellen in den Wäldern kennen, an denen man am Vorabend der Jagd gewisse Früchte als Köder auslegen muß; andere wieder sind passionierte Angler, was bei der Größe der anbeißenen Fische kein ungefährlicher Sport ist, denn manchmal heißt es das teure Angelzeug im Stich lassen, will man von dem anderthalb oder zwei Meter langen Riesen nicht ins Wasser gezogen und ersäuft werden. Und wieder andere, eigentlich fast alle, haben ungewöhnliche Dinge zu erzählen wie der Ingenieur, der die vom Wald überwucherten Städte im Innern gesehen hat, die man mit Häusern, Schulen und Kirchen einfach stehen und liegen ließ, weil der Boden

in der Umgegend erschöpft war, oder wie jener junge Attaché, der in Berlin fast mit Rathenau zusammen ermordet worden wäre, und der nur dadurch gerettet wurde, daß Rathenau sagte: „Fahren Sie mit dem einen Auto voraus ins Ministerium, ich komme in ein paar Minuten mit dem andern Wagen nach.“ — Und man genießt das immer wechselnde Wetter, die Landschaft, den Botanischen Garten mit seinen vielen tropischen Pflanzen und der Doppelallee haushoher Königspalmen, oder die hochmütige Stadt.

Nun der Abend; Rio flammt auf, die Ufer und die geleerten Straßen des Geschäftsviertels entlang; was tun in einer Stadt, die so wenig gutes Theater, gute Musik und Vorträge zu bieten, so wenig geistige Interessen hat? Der durchschnittliche Brasilianer, etwas mürisch und träg von Wesen, kennt ja außer ein wenig Grammophon, Radio, Kino und Autofahren nur die ewige Sorge um seine Gesundheit, die er weit intensiver und ununterbrochener noch beobachtet als die romanischen Völker Europas — und nicht ganz zu Unrecht, denn die meisten sind magenkrank von den Eisgetränken — und er kennt ferner nur das eine Ziel, Geld zu verdienen, möglichst schnell und möglichst viel! Aber auch dieses ist nur Mittel zum Zweck, um nämlich, ach einmal nur, oder vielleicht gar zweimal, dreimal nach — Paris, dem Zentrum ihrer Welt und aller irdischen Glückseligkeit, fahren und alles dort möglichst restlos ausgeben zu dürfen. — Was tun also, wenn man die alkoholisch-feuchte Langeweile der

Abende in deutschen Klubs vermeiden will, die ein abseitiges, wenig beachtetes Dasein führen, ihre besonderen Interessen, Klatschereien und natürlich auch — der Erbfehler der Deutschen — Zänkereien haben. Man tut wie die Brasilianer, man saust entweder mit Autos die Strandaveniden entlang oder man geht ins Kino.

An Filmen gibt es in Brasilien offenbar stets das Neueste, sogar auf einer ganz kleinen Station im Innern sah ich das damals neueste Werk von Emil Jannings angezeigt; auf einigen aufrecht in den Boden gesteckten schwarz angestrichenen Eisenbahnschwellen leuchteten die weißen Buchstaben durch den dunkelnden Abend: „Nächsten Sonntag, Sein letzter Befehl, Emil Jannings.“ Aber es gibt auch alte Filme zu sehen, darunter interessante Stücke aus der Zeit, da man noch mit Deutschenhetze Geld machen konnte. Man ist drüben leider noch nicht so weit, dergleichen zu verbieten, obwohl die Stimmung gegen Deutschland, wie mir von sachverständigster Seite versichert wurde, sich sehr gebessert hat, man kann sie freundlich distanziert nennen. Zu engerer Freundschaft reicht es nicht, denn Brasilien sucht bei europäischen Staaten Macht und Einfluß, den es gegen England oder Nordamerika ausspielen kann, ferner Kapital und landwirtschaftlich arbeitende Einwanderung, und mit allen diesen Dingen kann Deutschland nicht aufwarten. Industrieprodukte aber werden Brasilien auch von anderen Ländern genügend angeboten.

Aber einen dieser älteren Filme möchte ich doch mit

Namen nennen, weil er im Grunde kein Hetzfilm ist, und vor allem, weil er von Chaplin höchstselbst ist, es ist dessen berühmter Kriegsfilm: *Shoulder Arms!* (Gewehr über!) ein Film, der in Deutschland, wie leicht denkbar, bisher nicht zu sehen war.

Also Chaplin, drüben, wie auch in Frankreich und Spanien Charlot genannt, ist zum Militär eingezogen, sein Tag vergeht unter ewigen Marschierübungen, bei denen sein berühmter Gang das händeringende Entsetzen des ausbildenden Unteroffiziers ist, und abends verschwindet er todmüde unter einem Zelt Dach des Soldatenlagers. Nicht lange, und er kommt im Schützengraben an, beladen mit unnötigen Dingen, wie einer Mausefalle, die ihm beim Zuschnappen den Finger ein-klemmt, und auch mit nützlichen, auf die man weniger gefaßt ist: einem Reibeisen, das, an die Wand genagelt, treffliche Dienste leistet, wenn einen die Läuse an un-erreichbarer Stelle des Rückens beißen. Und nun er-lebt man wieder die spielballhafte Beweglichkeit dieses Körpers, bei dem alles schmal und kümmerlich ist, die verschmitzte Pseudoeleganz seiner Bewegungen, wenn alles glatt geht, und die tolle, zu äußerster Bewegungs-losigkeit (oder Beherrschtheit?) versteinerte Angst, wenn etwa die kolossalen Granateinschläge ihm den Stahlhelm in die Höhe fliegen lassen, und den aus dieser Angst geborenen Ubereifer beim Sturmangriff, der nur bewirkt, daß er von der Leiter auf die hinter ihm Stehen- den fällt und als letzter aus dem Graben kommt. Aber man gewöhnt sich an alles, auch an den Krieg, und nie

ward die Pose bramarbasierenden Heldentums feiner und wirkungsvoller verspottet als an jener Stelle, wo Chaplin als Scharfschütze hinter den Sandsäcken steht und die Zahl der abgeschossenen Feinde mit Kreidestrichen auf einem Holzbrettchen markiert, wobei er, mit lächerlicher Gewissenhaftigkeit den letzten Strich wieder auslöscht, wenn er nicht getroffen hat. So geht es viele Filmkilometer lang durch alle Phasen des Feldsoldatenlebens, das ja nicht nur aus Kampf gegen Feinde besteht, sondern auch aus dem Kampf gegen Dreck, Kälte und Nässe. Furchtbar komisch ist die Szene in dem meterhoch überschwemmten Unterstand, wo Chaplin bei dem Versuch, sich in sein überflutetes Bett zu legen, mit dem Kopf unter Wasser gerät, weshalb er sich einfach den Trichter des Grammophons in den Mund steckt um beim Schlafen atmen zu können, jene Szene ferner, wie er sich morgens beim Erwachen das Bein warm reiben will, aber so gänzlich erstarrt und gefühllos ist, daß er nicht merkt, daß er das Bein des neben ihm liegenden Kameraden aus dem Wasser gezogen hat und daran herummassiert, und endlich jener groteske, einzigartige Einfall: Chaplin auf Patrouille, hinter den feindlichen Linien, als — Weidenbaum verkleidet, so geschickt verkleidet und täuschend in seiner Bewegungslosigkeit, daß er den deutschen Soldaten, der ihn verfolgt, immer wieder täuscht. Wenn dann dieser Weidenbaum auf zwei grotesk großen Füßen sich auf ihn zu zu bewegen beginnt, ein wahrhaftiger Weidenbaum mit zwei armartigen Aststümpfen, in

dessen knorriger Kuppe sein unbewegtes Gesicht zu sehen ist, mit den Augen, die immer wie aufgezehrt und erloschen über all den tobenden Ulk hinwegschauen in eine melancholische Ferne, dann schreien die Leute vor Lachen, ächzen, schnappen nach Luft in einem Zustand von Durchschütteltsein, der fast aussieht wie ein epileptischer Anfall.

Und dann kommen die „Feinde“ an die Reihe, die Deutschen, und der Spiegel, den er dem einfachen deutschen Soldaten und Menschen vorhält, ist zwar etwas malitiös, aber im großen und ganzen von freundlicher Duldsamkeit, die Karikaturen dagegen der Offiziere von der üblen Sorte, die bei uns wie in allen Heeren anzutreffen waren, sowie die vom Kaiser und Kronprinzen sind bei weitem schärfer, ja gehässig. So wird der Film in Deutschland vielleicht immer verboten bleiben, zumal er damit endet, daß Chaplin schließlich den Kaiser und den Kronprinzen gefangennimmt, indem er sich als kaiserlicher Chauffeur verkleidet und das kaiserliche Auto hinter die amerikanischen Linien fährt. — Aber natürlich ist dies alles nur ein Traum Chaplins gewesen, dies sowohl, wie leider auch die Worte der Schrift, die er über dem Siegesjubel der Seinen am Himmel hat aufleuchten sehen: „Friede allen Menschen auf Erden!“ Eine rauhe Hand greift unter das Zelttuch und rüttelt den völlig schlaftrunkenen Chaplin wach, zu neuen Qualen des Exerzierens, und damit entschwindet er uns, für diesmal wieder, wird rätselhaft weggesogen aus dieser vorgetäuschten

Leibhaftigkeit, in der er die eindringlichste Verkörperung des Menschen von heute und unserer gehetzten, vereinsamten, immer atemlosen Leere und Not ist, und vielleicht hat er, in dem wirklichen Leben, das er führt, heute nacht wieder stundenlang in phantastischer Marmorbadewanne gesessen und, unergründlich schwerflüssig und belastet, über den Dämpfen des heißen Wassers auf einer kostbaren Stradivari gegeigt, die er damit verderben wird, — in seinem genialen Spleen . . .

Filme aber können durch ein paar Scherenschnitte allen Gesinnungen und Zwecken wundervoll angepaßt werden. Bei einer zweiten Aufführung dieses Werks, die ich in Tripolis erlebte, hatte die faschistische Zensur die Gefangennahme des Kaisers gänzlich weggeschnitten, wohl weniger aus zarter Rücksicht auf den ehemaligen Verbündeten des Hauses Savoyen, als um die monarchistische Gesinnung des italienischen Staatsbürgers nicht zu untergraben. Weggeschnitten war aber auch, als offenbar nicht passend in die von Mussolini diktierte Weltanschauung, jenes „Friede allen Menschen auf Erden“, das dem ganzen Film erst Daseinsberechtigung und Hintersinn verleiht . . .

VORAHNUNGEN

So vergehen die brasilianischen Tage und die brasilianischen Nächte, ein wenig irritierend manchmal in der Überfülle des Unglaublichen, bis zur Groteske Seltsamen, als eine jagende Fülle von grellen Bildern

und alles in allem doch als eine hochaufschnellende Freude, es sehen zu dürfen, sei es mit den kalten Augen des ironisch gestimmten Beobachters, sei es mit dem warmen Blick des von der schönen Welt Verzückten, als ein Gefühl begnadeter Fülle und intensivsten Lebens.

Was aber ist es, das in dem dampfigen Dunkel der Nächte aufsteigt, mich aufweckt, mahnt und belästigt? Warum kommt mir immer wieder der Gedanke an die vielen Leute daheim, die einem wert und teuer sind, und für die man einfach verschollen bleibt, wenn einem eines Tages hier etwas Jähes passiert? Was bedrängt mich diese lächerliche Erwägung, was gibt sie mir den ernsthaften, aber dann doch nicht ausgeführten Entschluß ein, in meine Papiere einen Zettel zu tun mit den Worten: „Im Falle meines Todes bitte ich folgende Personen davon zu benachrichtigen!“ . . . ?

... BLITZSCHLAG NEBENAN ...

Wie kam es, daß dieser Morgen des 3. Dezember dennoch gut ablief — für einige von uns? — Und daß ich zu diesen wenigen gehörte?

War es Zufall? Oder was war es sonst, das jene Auswahl unter uns traf? Oder — anders betrachtet — was war es, das noch zwei junge Menschen auf eine verhängnisvolle Weise hineinwirbelte in diese Ereignisse, an denen sie nach aller menschlichen Voraussicht niemals hätten beteiligt sein sollen?

Nach aufregenden Erlebnissen philosophiert man gern, aber meist zwecklos. Ich habe die Antwort heute noch nicht gefunden, ich frage mich nur: was ist Zufall?

★

Rio de Janeiro bereitet sich auf den Empfang des weltbekannten brasilianischen Fliegers Santos-Dumont vor, der am Montag hier eintreffen soll, nach jahrelanger Abwesenheit von seiner Heimat. Der deutsche Dampfer „Kap Arkona“, mit dem er kommt, ist offiziell gebeten worden, seine Ankunft wegen der geplanten Feierlichkeiten in die späteren Vormittagsstunden zu verlegen, und der Kapitän hat zugesagt, daß er sein möglichstes tun wolle.

„Man wird Santos-Dumont wie einen Nationalheros empfangen“, erklärt mir der Direktor des deutschen Flugverkehrssyndikats. „Er war ja in der Tat einer der ersten, denen es gelang, einen praktisch erfolgreichen Flug mit einem Lenkballon durchzuführen. Es wird eine große Sache.“

Wir lächeln uns an, denn wir wissen beide, daß der Präsident von Brasilien und einige andere hochoffizielle Persönlichkeiten sich bereits unter fadenscheinigen Vorwänden haben entschuldigen lassen. Die hohe Politik . . .

„Jedenfalls kann das Syndikat nicht zurückstehen, wenn Santos-Dumont hier gefeiert wird; wir haben deshalb dem Empfangskomitee unsere Maschine ‚Santos-Dumont‘ zur Verfügung gestellt.“ Der Direktor heftet die starken Augen in dem überarbeiteten Gesicht auf mich: „Es werden wohl noch Plätze frei sein — wenn Sie Lust haben mitzukommen? . . .“

Ein Flug auf den Atlantischen Ozean hinaus, etwa bis Kap Frio, das schöne deutsche Schiff hereingleiten und vor allem über Rio und seiner herrlichen Bai hinwegfliegen dürfen? Abgesehen von einigen Routen über die Alpen, die heute noch nicht für den Passagierflug eröffnet und daher wenigen nur zugänglich sind, wird man in Europa nirgends auch nur annähernd so Schönes aus der Luft sehen können. Ich bin entschlossen, mir das nicht entgehen zu lassen . . .

Der Direktor wendet sich zu seinem Sekretär, der ihn mahnend angesehen hat: „Wir lassen die ‚Guanabara‘ auch aufsteigen, dann reichen die Plätze auf alle Fälle“,

bestimmt er. Beide rechnen die Zahl der gemeldeten Personen zusammen. „Das Komitee fährt natürlich auf der ‚Santos-Dumont‘“, fügt er hinzu.

Wir sprechen weiter, vom Fliegen in den Tropen insbesondere. Er erklärt mir, wie besonders heikel das sei, wegen der starken Sonnenstrahlung, die ungemein heftige Vertikalböen verursacht. „Und dabei“, bemerkt er, „ist die ganze Atmosphäre so schön gleichmäßig durchgewärmt, daß einer meiner Piloten, der heute früh für die Regierung aufstieg, in 2900 Metern noch 11 Grad Wärme fand, bei einer Bodentemperatur von 28 Grad — merkwürdig . . .“

Der Haustelegraphist kommt herein und meldet, daß die „Kap Arkona“ zwar höre, aber wegen der starken Beschäftigung ihres Senders noch nicht habe anfragen können, wann sie übermorgen vormittag einlaufen werde.

„Gut, dann auf alle Fälle Montag früh 6 Uhr auf der Praça Mauá, am Hafentor“, sagt der Direktor nach einigem Hin- und Herberaten zu mir. Keiner von uns denkt irgend etwas Besonderes dabei, es ist, als hätten wir eine gemeinsame Trambahnfahrt verabredet. Man zieht, wenn man heutzutage einen Flug unternimmt, gefährliche Zwischenfälle so wenig in Betracht wie bei Antritt einer Eisenbahnfahrt. Die Statistik der Flugunfälle rechtfertigt das durchaus.

Und zudem haben wir alle immer ein so schönes Zutrauen zu den Maschinen, die unsere waghalsige Technik sich für uns aussinnt.

*

Einer der Piloten vom Syndikat hat sich in derselben Pension eingemietet, in der ich wohne. Er war als Kaufmann in Porto Alegre wohlhabend, ging nach dem Tode seiner Frau nach Deutschland, um Flieger zu werden, jetzt fährt er als 2. Pilot auf der „Santos-Dumont“. — Ein älterer Mann schon, etwas über 40, ruhig, bescheiden, völlig schlicht. Aber ein Blick in sein Gesicht genügt, um ihn zu lieben: männlich, sehr männlich die Züge und wie aus Bronze gegossen, und darin leuchten die Augen mit jenem strahlenden, übermächtigen Metallblau wie die Flügel gewisser sehr kostbarer brasilianischer Schmetterlinge. Sein Blick: zeitlos und kühn wie der eines Raubvogels, man sieht ihm die Nerven aus Stahldraht an; er ist die absolute Sicherheit in Person, man fühlt: dem passiert nie etwas.

Da sitzt er also am Sonntagabend im Gartenzimmer am Nebentisch und liest bedächtig, ein wenig mühevoll fast, scheint es, wie er das dünne Buch weit von den Augen abhält, und Stille ist um dieses regungslose Darsitzen und Geschlossenheit. Dann tritt er langsam zu uns an den Mitteltisch, wo wir die Ausbeute eines Schmetterlingsfanges bewundern, tropisch grelles, in jedem Atemzug zitterndes Farbengeleucht, erhascht unter Strömen von Schweiß in den weg- und steglosen Urwäldern der Berge rings um Rio de Janeiro.

„Frühstücken Sie wie gewöhnlich, damit Sie nicht luftkrank werden“, rät er mir fürsorglich zum Abschied und beschreibt das Café auf der Avenida Rio Branco, das als erstes geöffnet wird.

„Also dann will ich Sie morgen früh mal ein wenig schaukeln“, sagt er noch, ruhig und ahnungslos, und verschwindet in der von fremdartigem und bestürzendem Lärm, dem scharrenden Klappern von windbewegten Palmwedeln, dem Geräusch der „Eisenbahnkäfer“ und nervösem Zikadengezirp erfüllten Nacht des Gartens.

„Ich werde wahrscheinlich mit der ‚Guanabara‘ fahren müssen“, will ich ihm nachrufen, und der Gedanke kommt mir, ob es nicht besser sei, zu ihm auf die „Santos-Dumont“ zu steigen, denn ich fühle von neuem: „Dem kann nichts passieren“. —

★

Wie sich die Gesichter der Weltstädte des Morgens doch gleichen, ihre Art aufzuwachen, still wartend und etwas apathisch noch dazuliegen mit verschlossenen Häusergesichtern, sich reinigen, auskehren zu lassen von kümmerlichen Gestalten in einem grauen Licht, indes von fern eine erste Trambahn angerumpelt kommt. Rio de Janeiro, schwerblütig und etwas keuchend zwischen seinen schwülhauchenden Urwäldern, ist da nicht anders als Paris, der zitternde, brausende Block von toller Lebendigkeit.

Aber dann ist auch schon gleich das Licht da, und die Stadt beginnt ein leises Rauschen, die Sonne der Tropen, schnell steigend, scheint hell, aber sanft noch auf die weite, wunderbare Bai, über die ein leichter, stetiger Nordost hinstreicht. Es gibt einen friedlichen festlichen Tag. —

★

Und festlich gestimmt sind auch wir in dem Motorboot, in dem der Direktor uns nach der Ilha das Enxadas übersetzen läßt, zu den Flugzeugschuppen des Syndikats. Von keinem Schatten getrübt, sitzt eine illustre Gesellschaft neben mir auf den Bänken: Abgeordnete, Hochschulprofessoren, angesehene Parteiführer und Journalisten. Eine einzige Frau im Kreise, die Gattin eines der Zeitungsleute, klein, rundlich, in einfachem braunem Kleid, ihr nicht unintelligentes Gesicht sticht angenehm ab von den dickgeschminkten, haremhaften Zierpuppenphysiognomien der Damen hierzulande. Lebhaft plaudernd schlagen sie die riesigen Blumensträuße in Papier, die auf die „Kap Arkona“ abgeworfen werden sollen — warum die Brasilianer doch immer soviel europäische Blumen verwenden müssen, denke ich dabei —, und sie unterschreiben die Begrüßungsadressen, die an den Sträußen festgebunden werden. „A Santos-Dumont“ steht mit Schreibmaschine auf den Kuverts, weiter nichts. —

Dann auf der Insel, in der von Geräten und tausend Dingen erfüllten Halle ein mächtiger Dornier Wal, auf seinem Schwimmkörper, der die Passagierkabine enthält, in großer Schrift der Name, den alle Welt heut feiert, „Santos-Dumont“. An den Seitenstreben, die die Tragflächen stützen, hängen festlich zwei brasilianische Flaggen; Ordem e Progresso (Ordnung und Fortschritt) verheißt die Inschrift auf dem blauen Streifen.

Der Metallvogel wird aus der Nähe besehen, oben beim Motor steht bereits der Pilot, mein Freund, er

sieht prachtvoll aus in seinem Fliegerdreß, und es lockt mich, ihn zu knipsen, aber ich unterdrücke die Regung, die Pressephotographen zücken ohnedies schon die Apparate, man ruft uns zu, uns vor der Maschine aufzubauen.

Dann kommt das Abwiegen, der junge Pilot schreibt meine Kilos auf die „Guanabara“-Seite, die der Dame in braunem Kleid ebenfalls, aber dann darf sie doch auf der „Santos-Dumont“ mitfahren, denn einer der Herren vom Komitee tritt ihr seinen Platz auf dieser Maschine ab, damit sie mit ihrem Mann zusammen sein kann. Wie mag diesem Herrn heute zumute sein, wenn er an diesen Akt der Höflichkeit denkt?

Es wird Zeit, einzusteigen, einer nach dem andern verschwindet durch die Luke in dem Flugzeug, wie weggeschluckt. Wir andern sehen zu. Neben mir der Direktor, in einer Lederjacke, hält einen langen, blonden, jungen Mann an, offenbar einen Büroangestellten des Syndikats:

„Wollen Sie nicht mitfliegen, ein Mechanikersitz ist noch frei?“

Der andere hat offenbar wenig Lust.

„Holen Sie sich schnell meinen Pilotenanzug, ich brauche ihn nicht“, drängt der Direktor wohlgesinnt.

Schade, denke ich, bei den Piloten oben zu fahren, welch erhöhte Sensation! Und außerdem wird die „Santos-Dumont“ von meinem Freund gesteuert — wer steuert eigentlich die „Guanabara“? Eine sekundenlange Unentschlossenheit, dann wende ich mich, um den

Direktor zu bitten, mich auf dem Mechanikersitz mitfliegen zu lassen, aber während dieser kurzen Spanne Zeit sind beide von meiner Seite verschwunden, wie fortgeblasen, nirgends zu sehen. Und der junge Mann kommt zurück, schon mit dem Pilotenanzug bekleidet, die Piloten der „Santos-Dumont“ reichen ihm beim Aufsteigen die Hände entgegen, ziehen ihn an Bord, in das Verhängnis hinein . . .

Dann gleitet die „Santos-Dumont“ ins Wasser, die Motoren springen an, die Flaggen breiten sich flatternd nach hinten, Wasser beginnt zu den viereckigen Fenstern der Passagierkabine aufzuschäumen, — ein ganz schwächtiger Mensch könnte sich zur Not noch gerade durch sie hindurchzwängen, denke ich . . .

★

Als wir aus dem kleinen Boot auf die im Wasser verankerte „Guanabara“ hinüberklettern, ist die „Santos-Dumont“ schon weit, die tropische Sonne macht sich bereits bemerkbar, es ist erstickend heiß in der engen Kabine mit den kleinen runden Bullaugen.

Es mag gegen einhalb acht sein. Womöglich kommen wir noch zu spät, finden die „Kap Arkona“ schon in der Bucht?

Droben über unsern Köpfen der Direktor gibt Anweisungen: „Wir fliegen von hinten über sie hinweg . . . die Blumen immer mit den Stielen nach vorn abwerfen . . .“

Und dann knattern auch unsere Motoren, wir schweben über dem Wasser, höher, immer höher, scheinbar

getragen von dem donnernden Lärm, der ein wunderbares Gefühl von Sicherheit gibt. Wir halten auf die Kokospalmeninsel Paquetá zu, links, auf meiner Seite, ragen in der Ferne die Dolomitzacken des Orgelgebirges ganz klar in die Luft, dann wenden wir nach Süden, dem Ozean zu, und unter uns rollt das Bild, das Gott in der höchsten Inbrunst seiner Schöpferphantasie ersann. Die ganze Bai auf einmal mit ihren 70 Inseln, den weit geschwungenen, ineinanderverschlungenen Linien der zahllosen Buchten, den launisch und jäh von den Ufern ringsum zu uns aufschießenden Bergen: ein nicht mehr zu überbietender Wechsel der Konturen, der Überschneidungen, der Durchblicke, der Spiele der Sonne auf den Bergflanken — und stumm trotz allem das Bild, sehr stumm, eine Melodie in Largo, beinahe melancholisch.

Man schaut und starrt, überrieselt von immer neuen Begeisterungen, links in der Ferne tauchen immer neue Berge auf, schließen sich zu immer malerischeren Ketten, vor uns der Ozean breitet sich weiter und weiter, die Sekunden ziehen langsam zerdehnt. Kaum bemerke ich, wie schief wir in der scharfen Kurve um den Zuckerhut herum liegen, es geht nun über Rio hinweg, dem schlangenhaft und prunkend um die Berge und Buchten an der Bai und am Ozean sich windenden, — es geht also schon wieder zurück, nach Hause, aber das ist einerlei, man schaut und starrt . . .

Bis plötzlich, wir sind schon wieder nahe der Geschäftswelt, der Ilha das Cobras, nahe den Wolken-

kratzern und den Kais und unweit von unserm Aufstiegsort, die Maschine sich hemmunglos nach vorn wirft, — und in einem sausenden Stoß, der uns von den Plätzen schleudert und auf die Ohren drückt wie Blei, fast senkrecht hinuntersaust, mit Vollgas!, wohl an die 200 Meter in der Schnelle von ein paar Sekunden: das war der Augenblick, in dem die oben, die Piloten, das Steuern vergaßen, und magisch von der Tiefe ange lockt durch einen lähmenden Anblick, fast die Fassung verloren und fast die Gewalt über das Flugzeug; — der Augenblick, in dem ganz nahe an unserer rechten Seite, mir unsichtbar, die „Santos-Dumont“ mit allen, allen 14 Menschen, die darauf waren, abstürzte, Schraube voran, — sich um sich selber drehend abstürzte auf die Wasser der Bai und zerschellend, ein Trümmerhaufen, sofort 20 Meter tief auf den Grund sank . . .

★

Wir wollen nicht zu ergründen suchen, welches die Ursachen waren, ob der Motor der „Santos-Dumont“ versagte, ob bei einer zu scharfen Kurve, einer Ausweichsbewegung der Flügel abbrach, ob der Vergaser brannte, ob der Tank explodierte . . .

Wir wollen auch nicht von unseren eigenen Gefühlen sprechen, als wir eiligst landeten, als der Direktor uns mit halb erstickter Stimme zum Aussteigen aufforderte, als wir dann sahen und begriffen . . . auch wollen wir die letzten Gefühle der Opfer und ihren jähen Fall aus der Seligkeit des Lichts nicht in eine tragisch klingende

Phrase zu fassen suchen, — wir wollen vom Tode nicht lässig reden und als sanft weinerliche Schönfärber . . .

Wir wollen berichten — vorbeistreifend nur berichten von dem Fischer, der in der Nähe der Aufschlagsstelle war und geistesgegenwärtig sein Netz darüberbreitete, um sie zu markieren — von dem Mechaniker auch, der mit gebrochenen Knochen auftauchte, ans Land gezogen ward, aber verstarb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, so daß kein Mensch je wissen wird, was vor sich ging —, wir wollen auch das greuliche Bild nicht vergessen, das der Taucher in der Kabine sah, und daß dieser Taucher beim zweiten Versuch, die Toten zu bergen, als 15. Opfer durch Reißen der Luftzuführung ertrank . . .

★

Wie das ist, was man fühlt, wenn der Blitz so unvermutet und so dicht nebenan eingeschlagen hat? — Wie sollte ich's wissen? Man kann auf der Straße gehen oder sich umziehen, man kann mit Leuten reden oder sich beglückwünschen lassen, ohne zu denken, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Erst, als ich am folgenden Tage, bei der Trauerfeier in der kleinen, schrecklich heißen und schrecklich überfüllten deutschen Kirche den Direktor wiedersah, und als wir uns an den mit Blumen überschwemmten Särgen der deutschen Piloten die Hände gaben, fest, sehr fest, hatte ich wieder einen klaren Augenblick; ich sah

sein Auge matt werden, und zugleich las ich die Frage darin: was ist Zufall?

Und ich darf sie wohl noch einmal stellen, diese Frage, denn es ist ja schon das zweitemal in meinem Leben, außerhalb der Kriegsjahre, daß die schwarzen Flügel so dicht an mir vorbeistreifen . . .

BAHIA

Rio de Janeiro, wo meist nur die vielen Schwarzen, die weißen Anzüge der Herren und die haushohen Königspalmen im blendenden Dezembermittag daran erinnerten, daß man sich nicht in Europa, sondern unter dem Wendekreis des Steinbocks befand und beiläufig gegen 10000 km von Hamburg entfernt, verschwand in der Nacht. Lichterkranz um die Buchten, dann dunkle, sanft wehende, sanft rauschende Nacht, voll grenzenloser Ermattung. —

Nun taucht, nach drei Tagen einsamer Fahrt nach Norden, aus dem starken Blau des tropischen Meeres fahl die Küste. Segeljachten reicher Herren begegnen uns, auch eines von den neuen Motorschiffen, die so tief eingesenkt ins Wasser wie Töpfe und so wunderbar sicher daherkommen. Am Eingang einer riesengroßen Bucht, deren Ende kaum abzusehen ist, baut sich an der rechten Spitze Bahia auf, mit Leuchtturm, Villen und Kokospalmen am Meer; dann hinter der Ecke die Stadt auf rotem Hügel, mit vielen kleinen, flachgedeckten Häusern und zahllosen Kirchtürmen, anzusehen wie südliche Europastädte. In Bahia, so behaupten dessen Einwohner, sei der liebe Gott höchstselbst geboren, daher es denn auch genau 365 Kirchen

besitzen soll und, wenn nicht die frömmste, so doch sicherlich eine der ältesten Städte des Landes ist, viel älter als Rio, das ihm den Rang abließ und die Würde der Bundeshauptstadt dazu nahm. —

Es wird später Nachmittag, ehe wir auf der Reede vor Anker gehen. Und als die Lantsche, deren Segel aus amerikanischen Mehlsäcken genäht ist, die halbe Stunde bis zum Kai zurückgelegt hat und als wir mit der Drahtseilbahn in die 80 Meter hoch gelegene obere Stadt gefahren sind, bricht schnell die Dunkelheit herein. Nichts auf der Welt gibt wohl eine erwartungsvollere, spürfrohere, spannendere Stimmung, als des Abends in einer wildfremden Stadt zu stehen, in der man keine Seele kennt und von der man, außer einigem Bordgeschwätz, nichts weiß, außer, daß sie gegen 300000 Einwohner hat und in Brasilien unter dem und dem tropischen Breitengrad liegt.

Denn der Abend ist es, der das wahre Wesen der Städte aufzeigt, der sie, in doppeltem Sinn, erhellt. Und darum ist es, als sei mit dem ruhigen starken Licht des Nachmittags etwas wie eine Maske abgefallen von Bahia, eine Maske alltäglicher Redlichkeit und geschäftigen Biedersinns. Was Rio de Janeiro ist, Rio gleicht oder Europa, was Pracht und Repräsentation der Hauptstadt eines brasilianischen Staates oder Geschäft ist und Überseehandel, liegt nebenan sozusagen: die wenigen gut erleuchteten Hauptstraßen, der prunkende, verschwenderisch große Platz mit Palmen und Denkmal, die Drahtseilbahn und der Aufzug. — — —

Das andere Bahia, allerchristlichste Stadt, gegründet von Weißen an exotischer Küste, die nicht ihnen gehört, sondern nur Gott, den Giftschlangen und den Kolibris, ehemals bevölkert mit armen, stumpfen und kettenbeschwerten Negersklaven aus Afrika, von denen die Hälfte schon auf dem Transport an der unmenschlichen Behandlung zugrunde ging, — das andere Bahia, Stadt aus Herrschsucht von fernen Königen und Priestern, liegt durchstrichen von feuchtdunstigen Stößen des Abendwinds in der dickschwarzen Nacht. Und darum stehen jetzt die Tore der Kirchen auf wie Schlünde, Licht dringt heraus auf den Platz und ein todmüder, fein harmonisierter, summender Mollgesang von Mönchen, ein ora pro nobis, das ist eine nachhallende Bußklage jener Zeiten und Fürbitte für die zahllosen Menschenleben, die hier verkamen durch gelbes Fieber und meuchelnde, schnell geschwungene Waffen. Im Halbdunkel der Altarnische hockt es bewegungslos in braunen Kutten, indes man sprachlos den irrsinnigen Prunk echt vergoldeter Ornamente anstarrt, der von allen Pfeilern und Wänden herabblitzt, ein beulenhaft herausschwärender, buchstäblich keinen Zentimeter freilassender, zum Heulen protziger, unfeiner und großmäuliger Kitsch: „Sehet, so herrlich und reich sind wir!“ Europa der Barockzeit, des eleganten Pompes, hier verzerrt von hartfäustigen Eroberernaturen, die von ihrem weit und milde gesinnten Gott mit Kirchenbauten die Vergebung zu erpressen versuchten für ihre gewalttätige Beschränktheit und ihren

groben Hochmut, — Europa, das, von der urweltlichen Zeugungskraft dieser Welt überfallen, rasend sich überschlägt und wuchert wie die Tropen selbst . . .

Man wendet sich mit dem Wunsche, diese Dinge sich selbst zu überlassen, man gerät in zielloses Laufen, — aber schon wieder ist es da, tausendfach andersgestaltet, windet sich von Geheimnissen flüsternd um alle Straßenecken, hockt verhalten und gefährlich in den Kronen der Palmen, dieses ungesund Weiche und fatal Überheizte, dieser aufreizende und zugleich lähmende Dunst von taumeliger Triebkraft und schlangenhafter Starre, von Herrlichkeit und Verfluchtsein — Kolibris und Giftschlangen —, und immer der Schuß barbarisierten Europas dazwischen. Böse und befremdlich vor sich hinbrütende Gassen von abgründiger Finsternis öffnen sich mit ihren von der Sonne wie totgebrannten Häuserfronten, erstorbenen, traurigen Kisten aus Ziegeln und Kalk, dicht neben den langsam erlöschenden Straßen voll eleganter und lächerlich teurer Läden, Gassen von abenteuerlich schlechter Pflasterung, deren ebenso abenteuerliche Steilheit plötzlich von grell hereinbrechenden Autosforsch genommen wird.

Immerhin, was diese Häusermumien schon gesehen haben oder noch verbergen, bleibt Geheimnis, in der unteren Stadt indes, am Hafen, staut sich die Menge vor einer mit Europas Glühbirnen bis zum Turmknauf illuminierten Kirche, in den Gesang zu Ehren irgendeines Heiligen mischt sich das Bimmeln des Jahr-

markts jenseits der Straße. Aber in den kleinen Buden wird benebelnder Zuckerrohrsafft ausgepreßt und fließt braun in die Gläser, die Barbieri in der Straße nebenan haben Hauptgeschäftszeit, und auf den Fußböden ihrer Läden, die weder Fenster noch Türen haben, ringeln sich die Wollhaare von Negern und die schwarzen Strähnen von Portugiesen trübselig in dem sonstigen exotischen Dreck. Am Kai sind Berge von Abacaxi, der brasilianischen Ananas, aufgeschichtet, und Aze-tylenbrenner beleuchten vom Boden aus die danebenstehenden Neger und ihre breitrandigen Strohhüte mit bühnenhaften Schlaglichtern. Sprachen schwirren plötzlich, breites USA.-Englisch, Deutsch auch, hinten fällt ein dürftiges Feuerwerk in die Wasser des Hafens, auf dem Boote mit dreieckigen Segeln an Daheim erinnern, das heißt eigentlich an Italien, aber das fällt hier in der fernen Exotik mit Deutschland in einen Topf.

In den Cafés hockt, lässig bedient und träge dösend in der schalen Wärme des Abends, eine Menschheit von zweifelhaftester Herkunft und von allen Schattierungen der Haut, verspäteten Läden entströmen schwere Dünste von Früchten dieser Zonen, von Bataten, Kokosnüssen und den wundervollen süßen Mangos, deren Hauptreiz in einem unendlich feinen Geschmack nach Terpentin besteht. — Papageien stehen nebenan auf Stangen und sperren wehrhafte Schnäbel, ein kleines Knäuel von Haaren und Fell, das man mit der Hand völlig umspannen

kann, das sind wahrhaftig drei ineinander verfilzte schlafende Äffchen, andere im Laden schauen furchtsam und neugierig zugleich auf den durch das Gitter gesteckten Finger, Schildkröten verbringen in einer Kiste ihr schläfriges Dasein, herrlich orange und blau aufglitzernde winzige Kolibribälge und blendend grüngoldene Käfer mit steinharter Schale liegen zu Hauf in Glasgefäßen, aus denen man bei uns die Bonbons verkauft. Der Neger, der den wackligen Verschlag hoch droben an der Decke hinaufgeturnt ist, läßt zwischen Affen- und Papageienkäfigen eine Art von Läufer, schmal und braungrau gemustert, herunter, genau 6,40 Meter lang, und das erweist sich als die Haut einer Riesenschlange; man feilscht, höchst angeregt, in drei Sprachen, raucht im Fortissimo und tritt, mit Verzweiflung, von einem Bein auf das andere: der üblen Gerüche sind viele und der Flöhe nicht weniger . . .

Man findet sich mit Mitreisenden vom Schiff zusammen, die beladen sind mit Vogelbauern und allen möglichen Raritäten; einige tragen frisch eroberte Visitenkarten von „Damen“ wie Trophäen bei sich und diskutieren die geforderten Preise: das sind die Unentwegten, die in jedem, aber auch jedem Hafen so ein mieses Abenteuer haben müssen und mehr zur internationalen und interkontinentalen Verseuchung der Menschheit beitragen, als die gesamte Hygienepolizei der Welt im Verein mit den deutschen chemischen Präparaten gutmachen kann. Unter Schreien und heftigen Gesten der Neger steigt man schließlich in

die Lantschen, der Handel über den Fahrpreis währt bis zum Fallreep des Dampfers, dessen starke elektrische Sonnen wie ein Sternhaufen weit übers dunkle Wasser glitzern. Die Amerikaner, die natürlich elegante und hellerleuchtete Motorboote haben, sausen beglückt vom reichlich genossenen Alkohol an uns vorbei nach ihrem trockenen Neuyork Steamer, und man sieht sie sich balgen. —

Der Vorsatz, schlafen zu gehen, wird drunten in der Kabine augenblicks zu Wasser, das in großen Tropfen aus allen Poren bricht, und man flüchtet an Deck zurück. Vorn wird unentwegt weiter geladen, es riecht nach den Kaffeesäcken und den 30 argentinischen Polopferden, die für Cannes bestimmt sind und nun schon seit 14 Tagen auf steifgewordenen Beinen und mit Salzkrusten bedeckt in zwei Reihen von Verschlügen, Kopf nach innen gewendet, längs der Relings stehen — — schwül, totenstill und wolkenverhängt brütet die Tropennacht über dem einsam liegenden Schiff . . .

DIE STADT DER KOKOSPALMEN

Es kommt immer sehr darauf an, woher man kommt, — diese Erfahrung habe ich zuerst bei Lugano gemacht, dem allgemeinbekannten Schweizer Kurort, und dann hat meine Beobachtung sich vielfach an anderen Leuten bestätigt. Wer Lugano auf der Reise nach dem Süden zum erstenmal sieht, ist mit Recht entzückt von der Landschaft und den Palmen; läßt man ihn aber auf einem anderen Wege nach Italien fahren, so daß er Lugano erst auf dem Rückweg kennenlernt, pfllegt er nur wohlwollend die Achseln zu zucken: „Lugano? — gewiß, auch nicht übel.“

Mit Pernambuko, das sonst wenig Vergleichsmöglichkeiten mit Lugano aufweist, steht es ähnlich. Wenn man hier zum erstenmal den Boden Südamerikas betritt, wird man es sicherlich äußerst interessant finden, kommt man aber aus dem Süden Brasiliens und gar von Rio de Janeiro, so fällt einem hier höchstens der gesteigerte tropische Charakter des Klimas und der Pflanzenwelt auf, denn Rio liegt zwar geographisch noch zwischen den Wendekreisen, gehört aber dem Klima nach schon etwas zur subtropischen Zone.

Gegen 10 Uhr wird die Küste sichtbar, ein sandiger ebener Streifen, den ferne, dunstverschleierte Berg-

ketten begleiten. Dann treten diese zurück, und in der Ebene, die sie freilassen, gruppieren sich unregelmäßig Häusermassen und zahlreiche Fabriken. Pernambuko ist eine der größten Städte Brasiliens.

Die flache Sandküste läßt einen schlechten Hafen vermuten; in der Tat, es steht recht kümmerlich darum, aber man hat sich zu helfen gewußt, indem man auf dem etwa 300 Meter vor dem Strand sich hinziehenden Riff einen Wellenbrecher baute. Ein alter, halbzerstörter Wachturm, vielleicht noch aus der Gründungszeit der Stadt, steht darauf, ab und zu schäumt eine Brandungswelle neben ihm auf bis zum oberen Rand der Mauer.

Ganz langsam und vorsichtig tasten wir uns hinter das Riff, an den mit den üblichen Lagerschuppen und Verwaltungsgebäuden bebauten Kai. Wenn man einer solchen Einfahrt zusieht, als sorgenfreier Passagier an Deck herumstehend, rauchend und schwätzend, macht man sich sicher gar keinen Begriff von den Mühen und Schwierigkeiten, die die auf der Kommandobrücke dabei zu überwinden haben, von der subtilen Aufmerksamkeit, die dazu nötig ist und die bis auf den Meter genau berechnen muß: jetzt muß die Maschine gestoppt werden, jetzt volle Kraft rückwärts laufen, aber jetzt und um Gottes willen keine 10 Sekunden später! Gerade die tüchtigsten Kapitäne haben die Eigenheit, daß sie am wenigsten Aufhebens von ihrem Können machen.

Kaum hat der kühle, wasserdampfgesättigte Seewind aufgehört, kaum sind wir im Bereich der trocke-



Blick auf den Corcovado



Tropische Vegetation

neren, durchlässigeren Luft des Landes, als sich die Mittagssonne auf eine geradezu heftige Weise bemerkbar macht. Sie scheint mir viel intensiver als drunten in Rio, wo sie doch senkrecht steht um diese Jahreszeit; eine gewaltige Strahlung schießt aus dem Blau, und man müßte, um dem Menschen der gemäßigten Zone die Tropen anschaulich zu machen, erst einmal dieses Licht zu beschreiben versuchen. Die Photographie versagt hier leider, weil sie immer nur die Helligkeitsverhältnisse der einzelnen Gegenstände zueinander angibt, nie die absolute Stärke der Beleuchtung, weshalb denn auch Tropenphotos meist nicht viel anders aussehen als solche, die bei uns in den Sommermonaten aufgenommen sind. Und mit Worten diese Sonne begreiflich zu machen, scheint auch unmöglich; es ist einfach so, daß mein dunkler Filzhut schon nach wenigen Minuten eine unerträgliche Hitze an die Kopfhaut weitergibt, so daß ich ihn am liebsten herabrisse — mehr kann man nicht sagen . . .

Der Tropenhelm, der diesem Übelstand auf eine so praktische Weise abhilft und außerdem den Vorteil hat, daß man ihn nicht durchschwitzen kann, ist in Brasilien leider verpönt und ein Gespött der Gassenjungen; die Brasilianer behaupten, bei ihnen brauche man ihn nicht. Aber das gilt offenbar nur für Leute, deren Schädelknochen dicker sind als die meinen, und so wandere ich denn mit schmerzdem Kopf und eines kleinen Sonnenstichs gewärtig stadteinwärts.

Gleich hinter den Hafenanlagen beginnt die Geschäftsstadt, und es hat etwas Märchenhaftes, sie zu betreten: fast schattenlose Straßen weit und breit, der Asphalt flimmert, das Licht darüber flimmert, überall ein totes, menschenleeres Schweigen. Man meint zuerst, die Hitze habe schon alle Welt umgebracht, dann fällt einem ein, daß es ja wieder einmal Sonntag ist.

Ich kann keinen besonderen Grund finden, hier länger zu verweilen, wieder einmal muß ich feststellen, daß diese Geschäftsviertel sich von Kap Horn bis zum Panamakanal gleichen wie ein Papagei dem andern; Nordamerika gab hier, wie auch bei den öffentlichen Bauten, den Stil an, und er wurde getreulich nachgeahmt, hier wie in der ganzen Welt. Überhaupt sind ja die meisten Städte Südamerikas ohne Vergangenheit, ohne historische Denkmäler, ganz anders wie in Europa, wo Städtchen schon von der Größe Ingolstadts ihre höchst sehenswerte Kathedrale haben. Das erklärt denn auch die Beliebtheit Europas beim reisenden Amerikaner. — Man liest auch überall in Brasilien die Namen derselben Bankhäuser und großen Handelsfirmen — die größte Sehenswürdigkeit vieler Städte dort sind darum die Außenviertel —, auch die, wo die Reichen wohnen, besonders aber die, in denen die Armen ihr Leben fristen.

Ich strebe also der nächsten Trambahn zu, denn die Taxis sind teuer in Brasilien, und sie fahren auch zu schnell für meinen Zweck. Aber der lange Franzose, der sich mir angeschlossen hat und der hartnäckig an

seiner spleenigen Idee festhält, sich englisch mit mir zu unterhalten, fördert einen zweiten Tick zutage: er hat ewig Durst auf eine Tasse Kaffee. Und ich gebe ihm jedesmal nicht ungern nach, denn wunderlicherweise ist heißer Kaffee ein besseres Mittel gegen die Hitze als Eiswasser, allerdings muß er so zubereitet sein, wie man es nur in Brasilien und im Orient versteht. Am Nebentisch landet gleich darauf ein Ehepaar von unserm Dampfer, dem es geht, wie vielen in diesem Klima: plötzlich können sie einfach nicht mehr weiter; besonders die Dame, eine Holländerin rein nordischen Typs, sieht aus, als habe sie es schon längst aufgegeben weiterzuleben.

Also dies Pernambuko, das die Brasilianer „Recife“ zu nennen lieben, verteilt unter dem 8. Grad südlicher Breite seine verschiedenen Reize, darunter einige leidlich alte Kirchen von etwas wässrigem Rokoko, auf drei Halbinseln, die durch Flußmündungen gebildet werden. Es erinnert so ganz von fern an Venedig, wie mein Franzose herausfand, aber man muß schon sehr voll guten Willens und von der Hitze halb ruiniert sein, dann gibt man, auf Verlangen eines hartnäckigen Reisegefährten, auch das zu . . .

Die verschiedenen Stadtteile sind durch solide Brücken miteinander verbunden, auf deren Stirnseiten allerhand Historisches aus der Geschichte der Stadt in Stein gegraben ist; die schmalen hochgiebligen Häuserchen längs der Flußkais scheinen mir eher an die Straßenzeilen deutscher Kleinstädte zu gemahnen

als an Venedig, aber ich hüte mich, diese Erkenntnis laut werden zu lassen; jenseits von 30 Grad Wärme ist sowieso alles egal. Wir sind nun in dem Stadtteil, der die eleganten Läden beherbergt; ja sie sind wirklich elegant, aber sie lassen sich's auch bezahlen, ein Paar Halbschuhe kosten 35—40 RM durchschnittlich. Hier ist es auch schon bevölkerter, man sieht Leute, die ebenso dahinschleichen wie wir, und dies hinter dem Anschein von viel Würde und Geruhsamkeit zu verbergen wissen. Die Stadt erwacht allmählich aus der Mittagsstarre, die für alle Orte in heißen Gegenden typisch ist.

Zwischen den Besichtigungen der Schaufenster und jener Kirchen vertilgte mein Franzose noch eine ganze Reihe weiterer Tassen Kaffee, auch einen Mango verzehrte er beim Gang durch eine Nebenstraße, was ein entsetzliches Geschäft war, da der reichliche Saft der herrlichen Frucht mit einer geradezu heimtückischen Geschwindigkeit sich von seinen Fingern auf die Hose hinunterschlängelte. Nachher fängt er an, mich auf eine andere Weise zu schokieren, indem er, wie die Franzosen nun einmal sind, jedem Mädchen, das irgendwo aus einem Fenster auf die Straße schaut — und es werden deren immer mehr —, auf das Freigebigste zulächelt und zuwinkt, wie die fahrenden Studenten den Dorfschönen in unsern Liedern. Das ist aber gegen alle gute brasilianische Sitte, und natürlich klappen die entsprechenden Fensterläden denn auch alsbald entrüstet zu, um sich vorderhand nicht mehr

zu öffnen. Ein Sherlock Holmes hätte unsern Irrweg durch dieses Viertel und seine Cafés an Hand der geschlossenen Läden leichtlich feststellen können. Allmählich aber gelingt es mir dann doch, meinen Gefährten in Gegenden zu locken, in denen die Cafés aufhören, und so dringen wir, nur noch leicht aufgehalten durch die Mädchen und getreulich begleitet von dem Donnern der hinter uns zufallenden Fensterläden, langsam in die Stadtgegenden vor, nach denen mir der Sinn steht.

Endlos, zum Gähnen eintönig, dehnen sich hier die Straßen mit lauter einstöckigen, oft nur zwei Fenster breiten Häusern, ihre Fassaden unterscheiden sich nur durch den verschiedenen Anstrich. Weiße und Schwarze wohnen hier munter durcheinander, und ein gewisser kleinbürgerlicher Wohlstand ist nicht zu verkennen. Nichts gleicht dem Stolz, mit dem die dicke Negerin dort ein blendend weißes, herrlich gebügeltes Sonntagskleid von europäischem Schnitt — etwa Modell 1920 — vor der Haustür zeigt; man sieht es jedem Muskel ihres runzligen Gesichts an, wieviel Würde und Ansehen sie bei der Welt gewonnen zu haben meint, weil sie sich diese paar Meter Baumwollstoff hat leisten können.

Ein Viertelstündchen weiter noch in dieser Sonne, und die Stadt beginnt sacht in der Ebene zu verlaufen, freies Feld schiebt sich allenthalben herein, ab und zu unterbrochen durch eine eingezäunte Wildnis von Pflanzen, die wohl einen Garten vorstellen soll, aber

wer wird sich denn hier auch Mühe mit dem Anbau geben, wo eher zuviel als zuwenig wächst? Und überall stehen die herrlichsten Kokospalmen, diese edlen und unerhört nützlichen Gewächse, die nur in den eigentlichen Tropen recht gedeihen, die ganze weite Ebene rings ist ein einziger weitläufiger Palmenhain. Auf den graziös sich biegenden Stämmen steht die sternförmige Krone vor dem Blau des Himmels, leicht sich bewegend in den Stößen eines sanften Meerwinds. Rechts ein kleiner gekräuselter Weiher gewährt einen wundervollen Blick auf die Palmen jenseits und die winzigen Hütten darunter.

Denn was sich in kleinen, weit auseinanderstehenden Blocks unter dieser grün wehenden Tropenschönheit an die Erde duckt, das sind die Wohnungen der Ärmsten der Armen, meist von Negern. Menschliche Behausungen sind es, jawohl, keine Viehställe; der anfängliche Zweifel darüber verschwindet bald, aber die Bezeichnung Baracke wäre zweifellos noch zu vornehm für diese reihenweise aneinanderklebenden Gebilde, an denen man nirgends eine Fensterscheibe bemerkt, manche haben überhaupt keine Fensteröffnungen, nur eine Tür. Und in den breiten, wiesenartigen Zwischenräumen, die wohl die Straßen dieser Gegend darstellen, sammeln sich überall in Lachen und Wasserläufen Mengen von äußerst bedenklichem Schmutz, zur Freude verschiedener herumstreifender Schweine und Hunde. Hier müssen geradezu ideale Brutstätten für die Moskitos sein — wie mag es wohl hier draußen mit

der Gesundheit der Leute, mit Malaria und Gelbfieber stehen? — Aber es scheint eben über allem die Sonne, die alles golden einhüllende, nicht zu beschreibende Macht der Sonne, und sie bewirkt, daß man leichthin an alldem vorbeisieht und gern vergißt, wie sehr verdächtig und problematisch diese Viertel sind.

Zu später Nachmittagstunde sind wir wieder am Hafen, wo vor unserm Dampfer Äffchen, Papageien, Tukane mit dem riesigen Schnabel, fast so groß wie das übrige Tier, und sonstige sehr bunte Tropenvögel feilgehalten und eifrig gekauft werden. Über das Schicksal, das sie droben im kalten Norden erwartete, weiß ich nicht viel, aber vermutlich wird es vielen so gegangen sein wie den beiden Papageien der Holländerin, die noch vor der Ankunft in Europa an Lungenentzündung eingegangen waren. — Durch die Sonntagsstille tönt von einem im Wasser verankerten englischen Frachtdampfer der dudelnde Ton einer Ziehharmonika herüber, die von der Langeweile des Spielers erzählt und von seiner Sehnsucht nach dem gesünderen und angenehmeren, wenn auch nebligeren Klima Old Englands. Einige fünfzig Menschen stehen, als die Trossen losgeworfen werden, auf dem Kai und schauen uns nach, in Ermangelung eines besseren Sonntagsvergnügens. Der eine oder andere von ihnen führe vielleicht sehr gern mit uns, hinaus aus der bedrückten Enge dieser Stadt in die ihm unbekanntem weiten Welten jenseits des Ozeans, nach Afrika und nach Europa.

Bei uns ist wieder alles an Deck. Man sieht den Leuten drüben am Lande zu, wirft dann noch einen letzten Blick auf die Stadt und auf Südamerika, das wir nun endgültig verlassen.

Unter den Städten dieses Landes, die ich sah, war mir Pernambuko eine der weniger eindrucksvollen, aber dafür kann es nichts, denn wir kommen ja von Rio de Janeiro, dem nichts an landschaftlicher Schönheit zu vergleichen ist, Neapel auf keinen Fall, weil ganz anders geartet, vielleicht Sidney, aber ich bezweifle es von vornherein. Und was an Eindrücken von Pernambuko bleibt, ist von der Sorte der weniger vertrauenswürdigen, trotz der schönen Kokospalmen. Aber es gehört zu Brasilien, dieses Pernambuko, und darum ist es gut so, wie es ist. Wenn die Brasilianer ihr Land am liebsten in eine friedlich umhegte, summe Schweizer Frühlingswiese verwandeln würden und immer es als eine solche hinzustellen sich mühen — wir Europäer schätzen es gerade wegen seiner wilden und oft gefährlichen Ungebändigkeit.

Wir winden uns um das Riff herum, und der Lotse klettert an der Strickleiter in seinen Kahn hinab, der Dampfer pfeift dreimal zum Abschied, der Lotse, von seinen Negern gerudert, schwenkt zur Antwort den Hut und legt ihn dann neben sich ins Boot, denn die Sonne berührt schon den Horizont. Und wie um uns einen besonderen Abschied zu bereiten und uns eine besonders gute letzte Erinnerung an Südamerika mitzugeben, hebt eine unbeschreiblich schöne, nie ge-

sehene Beleuchtung an: ganz braungolden sinkt die Tropendämmerung vom Himmel herab auf die Ebene der Kokospalmen, in der tief violett und von einzelnen frühen Lichtern durchblinzelt die niedere Silhouette der Stadt mit ihren Kirchtürmen sich abhebt.

Also lebe wohl, Brasilien! — Werde kein Abklatsch von Europa, bemühe dich nicht so sehr darum, es nachzuahmen! Es lohnt nicht, und du bringst es schlecht fertig, du bist noch zu jung! Verwende deine Kräfte lieber dazu, etwas Eigenes zu werden, du hast das Zeug dazu, denn du bist groß, stark und wunderbar . . .

DAKAR

Von der äußersten Ostspitze Südamerikas bis zur äußersten Westspitze Afrikas sind es acht Tage Fahrt. Es wäre ja möglich, die Strecke ein wenig schneller zurückzulegen, aber wir machen absichtlich nur 11 Seemeilen stündlich statt der 14, die unser Schiff leisten könnte. Das geschieht, weil wir keine Post mitführen, also um den Postdampfern einen Vorsprung zu geben. Unergründlich sonderbar sind die Bestimmungen der durch hohe Konventionalstrafen geschützten internationalen Verträge zwischen den Dampferlinien.

Und da die Passate, sowohl der südöstliche südlich vom Äquator wie auch der nordöstliche auf der andern Seite, nicht zu stark wehen, und da immer die Sonne scheint und das Meer unerhört blau aufleuchten läßt, bleibt nur der eine Tag im Gedächtnis, an dem wir die äquatoriale Regenzone durchfahren und der schon morgens um zehn mit einem schallenden Gewitter anhebt. Aber die wohlgemeinte Kraftäußerung kommt nicht recht zur Geltung, man hört sie einfach nicht durch die herabstürzenden lauwarmen Wasserfluten hindurch, die auf den Decks lärmten, durch die Abfluß-

rinnen gurgeln und auf das sonderbar ölig wogende Wasser des Meeres prasseln. Jähe Windböen treiben Wolken von Wasserstaub die Promenadendecks entlang, die sich langsam in Seen verwandeln; alles steht in den offenen Eingangstüren zu den Innenräumen, schaut zu, raucht und plaudert, angeregter als sonst um diese Stunde. Die Regenschleier sind so dicht, daß wir eine Viertelstunde lang sogar das Nebelhorn in Tätigkeit setzen müssen, weil man kaum 50 Meter weit sieht.

Aber immerhin sind es acht Tage, die man so dahinfährt, und sie wollen ausgefüllt sein. So spitzt sich denn alles Interesse derer, die das tropische Afrika noch nicht gesehen haben, auf die Frage zu, wann wir in Dakar ankommen werden, und leider erweist sich, daß dies, eben infolge des guten Wetters, am Sonntag in der Frühe um 2 Uhr der Fall sein wird; schon um 6 Uhr früh soll die Reise weitergehen.

Eine kleine Mißlichkeit, aber auf einer Seereise füllt sie das Denken von Stunden aus. Trotzig beschließt man, die Nacht über auf zu bleiben und sofort nach dem Anlegen in den Ort einzudringen, um trotz der Ungunst des Fahrplans zu sehen und zu erhaschen, was möglich ist.

Unter allerlei Gesprächen liegt man am Abend vor der Ankunft in den Deckstühlen, während das helle Schiff gleichmäßig durch die dunkle Nacht jenseits der Reling wie zwischen Mauern dahingleitet. An Schlaf ist nicht zu denken, denn es ist nicht gerade kalt, aber

so feucht, daß man, 15 Grad nur vom Äquator entfernt, den Wintermantel über den weißen Anzug ziehen muß.

Endlich, gegen 2 Uhr, dunkle Streifen in der Nacht: die Küste Afrikas, Lichterreihen ein wenig später, und im Osten, als schräger, weißlich schimmernder Kegel hoch über den Horizont ragend, das in Europa so selten sichtbare Tierkreislicht. Das Lotsenboot, gesteuert von einem Schwarzen mit Tropenhelm, kommt längsseits, endlich liegen wir an einem kleinen, matt erleuchteten Kai fest.

Aber der Hafendarzt ist nicht da, es fällt ihm gar nicht ein, unsertwegen seinen Schlaf zu opfern. Niemand darf von Bord. Und auch die für die Zeit unserer Ankunft radiotelegraphisch beordnete Bunkerkohle nebst den Lademaschinen ist nicht zur Stelle. Nur ein paar mit Kaftanen und weiten Hosen ziemlich lächerlich bekleidete Neger lungern umher und bemühen sich dann, mit viel Geschrei und wenig gutem Willen, eine schwere Landungsbrücke ans Schiff heranzubringen, wobei der eine, um ihr Schwergewicht auf die andere Seite zu verlegen, in erheiterndster Weise darauf herumhüpft.

Die Kohlen sind auch morgens um 7 noch nicht da, als wir an Land gehen; in Afrika scheint man sich Zeit zu lassen, und dank diesem glücklichen Umstand ergibt sich, daß wir erst um 2 Uhr nachmittags die Weiterreise antreten können. Schlampererei hat manchmal ihr Gutes.

Die aufgehende Sonne zeigt uns die Stadt und den Hafen, in dem viele Südamerikadampfer zum letztenmal Kohlen nehmen, ehe sie die große Fahrt quer über den tropischen Atlantik antreten; außerdem ist er neben St. Louis das einzige in Betracht kommende Ausfuhrtor der großen französischen Besitzungen am Senegal. Nordwestafrika ist nicht eben reich an guten Häfen, am allerschlimmsten aber ist es nordwärts von hier an jener 2000 Kilometer langen, trostlos öden Strecke, wo die Sahara im Ozean endet und die Wasserwüste nichts ist als eine Fortsetzung der Sandwüste. Kein Wunder, daß man im Altertum droben bei den letzten Häfen von Marokko die Lust verlor, weiter nach Süden vorzudringen.

Karg scheint auch hier, schon weit entfernt vom Südrand der Wüste, das Land. Dakar liegt, unweit vom Kap Verde, auf einer parallel zur Küste vorspringenden Landzunge und hat so den Vorteil, einen halbwegs geschützten Hafen und von beiden Seiten Wasser und frischen Wind zu haben. Das dürfte, angesichts der bekannten Eigenschaften der afrikanischen Sonne, auch recht wünschenswert sein, denn wie einer der Passagiere mir erzählte, wurde im Mai, als er auf der Ausreise hier durchkam, niemand ohne solide Kopfbedeckung an Land gelassen; der Schiffsarzt schickte Leute mit Strohhüten oder Reisemützen unbarmherzig zurück. Und man ist erstaunt zu sehen, daß alle Europäer in der Stadt schon frühmorgens mit dem Tropenhelm gehen, obwohl es Dezember, also sozusagen tiefer

Winter ist und die Sonne demgemäß auch hier ziemlich schräg steht. Es dauerte denn auch nicht lange, bis mein Begleiter mich bat, ihm die eine meiner Sonnenbrillen zu leihen, wobei er verwundert bemerkte, er habe doch ein Jahr lang Brasilien bereist und dort selbst im Sommer nie eine nötig gehabt.

Und nun Dakar selbst: — mein Gott, hier lebt offenbar niemand zu seinem Vergnügen, sondern weil es eben Kohlenstation ist und weil hier Erdnüsse und Häute exportiert werden, und ich weiß nicht, was sonst noch. Eine kleine Stadt, weitläufig gebaut, denn Platz ist ja genug hier, sie mag 40000 Einwohner haben. Kein Theater, keine Zerstreungen außer dem Kino mit dem auch hier unvermeidlichen Chaplinfilm und außer den Klubs mit dem bekannten gewaltigen und gewaltig teuren Alkoholkonsum, von den paar französisch aufgemachten Cafés zu schweigen. Dann das Gebäude der Post, nahe am Hafen, übermäßig geräumig und hoch, ein paar hübsche Straßen um den Gouverneurspalast herum, der auf der höchsten Erhebung der Landzunge liegt, ein halbes Hundert ansehnlicher Villen und Gärten in der Nähe, in der unteren Stadt noch ein großer Platz mit Anlagen, deren Wege, mangels aller Steine, mit kleinen, sehr festen Muscheln bestreut sind; nach dem Hafen zu ein paar Geschäftsstraßen mit jenen totlangweiligen Häusern aller Tropenstädte: Front mit gewaltig breiter Veranda vor jedem der zwei Stockwerke, die Läden recht kleinstädtisch, voller Tropenhelme und billigem

Kram . . . Irgendwo steht auch noch ein Denkmal für die brasilianische Armee, die 1918, auf dem Weg nach den Schlachtfeldern Frankreichs, hier umkehrte, weil sie von der Grippe so arg dezimiert worden war — — und dann ist es aus mit den Herrlichkeiten Dakars.

Mein anfängliches Bedauern, keine Aufenthaltserlaubnis für die Senegalkolonie erhalten zu haben, ist schon bedeutend geringer. Wie ich nun in der Markthalle für die Europäer umherschendere, wo häßliche Negerinnen die Fische, Gemüse und Früchte dieses Landes — wieder ganz andere als in Brasilien — feilhalten, beginne ich, nach näherer Musterung der einkaufenden weißen Frauen, mich geradezu glücklich zu preisen, daß ich nicht mehr das Geld hatte, um die Kautions hinterlegen, die Frankreich von allen Ausländern fordert, die sich in seinen Kolonien aufhalten wollen: nicht nur, daß die Farbe aller dieser Bedauernswerten auffallend blaß ist, ihre Züge sind auch erschreckend müde, bedrückt, ja direkt stumpf. Man würde sich wundern, sie lachen zu sehen.

Es schwebt wie ein dunkler Schatten über dem sonnenleuchtenden Dakar, und dieser Schatten heißt: das gelbe Fieber. Eine Erkundigung in dem Laden, wo die obligaten Ansichtspostkarten gekauft werden, ergibt denn auch, daß von den 1200 Europäern, die hier leben, in den letzten 12 Monaten nicht weniger als 200 dem Fieber erlegen sind, eine Auskunft, die mir die französischen Soldaten, die wir in Dakar an Bord bekamen, nachher achselzuckend bestätigten. Offenbar

ist die Seuche von Südamerika eingeschleppt — aber wie steht es mit ihrer Bekämpfung? Was in Santos gelang, sollte hier nicht unmöglich sein!

Der Dichter Paul Morand, als Franzose gewiß ein unverdächtig Zeuge, schreibt in der Schilderung seiner Reise nach den Antillen, die Anfang 1929 in Pariser Blättern abgedruckt war (ich zitiere nach dem Gedächtnis):

„Heute, wo die Leute in Brasilien, in Panama und in Guatemala das Gelbfieber nicht mehr kennen, wütet es in Dakar. In Panama sind die Amerikaner unerbittlich: ‚Sie haben da in Ihrem Garten ein Becken voll Wasser, man muß es leeren, es zieht die Mücken an!‘ Am Tage darauf kommt der Offizier der Gesundheitspolizei vorbei, das Becken ist immer noch da: ‚Das kostet 20 Dollar Strafe, und das nächste Mal wird sie auf 3 Monate Gefängnis erhöht.‘ In Colón muß man telephonisch Anzeige erstatten, sobald man eine Mücke sieht. Alsbald erscheint ein Junge mit einem Netz. Die gefangene Mücke wird sofort nach dem Laboratorium gebracht, wo man ihre Art und Herkunft feststellt. Die öffentliche Hygienepolizei hält gute Wacht, mit weißer Maske und weißen Handschuhen, und sie kommt mit Automobilen und mit der Schnelligkeit der Feuerwehr . . .“

„Und unser Mangel an gesundheitspolizeilicher Organisation, diese Hekatomben von Opfern, deren jede uns als gute Warnung dienen sollte?“ fragt Morand klagend. Er erwähnt die Verluste, die Frankreich auf



Insel in der Bai von Rio



Flugaufnahme d. Copacabana- u. Ipanema-Bucht

Madagaskar, in Tonking und anderswo schon erlitten hat. „Wann werden wir von den Engländern lernen, die wir seit dem 18. Jahrhundert in den Kolonialkriegen ihre Lager und Baracken auf den Höhen aufschlagen sehen?“

*

So also steht es um Dakar, und man ist sehr verwundert, wenn man dann die Straße zu sehen bekommt, die von Dakar ins Innere führt; sie ist tadellos, nach bester französischer Tradition gebaut, sie könnte in Neuyork-Bronx oder in Rio de Janeiro nicht besser sein. Warum geht es denn hier? fragt man sich, warum geraten denn Straßen, Parfüms und Damenmoden den Franzosen so gut, bis zu einer derartigen Vollendung? Sie machen offenbar immer nur das, was ihnen „liegt“, und die Hygiene liegt ihnen nun mal nicht, darum fangen sie erst gar nicht damit an.

Weniger erfreulich als die Straße ist die Landschaft, in die sie führt; wenn man gerade aus dem überquellenden Brasilien kommt, erscheint sie besonders ärmlich: nicht eine einzige freundliche, ansprechende Linie, alles steppenartiger, graugrüner Kamp ringsum, über dem vereinzelt Bäume hoch emporragen — das typische afrikanische Landschaftsbild —, auf den mürrischen Hügeln in der Ferne schütterer Busch. Und der Boden ist so sandig, daß man sich fragt, wie denn die Gelbfiebermücke hier existieren kann, die

doch bekanntlich Wasser beziehungsweise Sumpf zu ihrer Vermehrung braucht.

Wir wenden uns durch kleine Gehölze im Bogen zurück zur Stadt. Auf einer Art von Exerzierplatz, an dem uns der Zufall vorbeiführt, werden Negerbuben aller möglichen Altersstufen im „Pfadfindern“ oder einer ähnlichen militärischen Betätigung unterwiesen, mit französischen Kommandos der Weißen und viel Wirrwarr und Unruhe bei den barhäuptigen Jungen, die lange, flatternde Hemden anhaben. Zwischen den letzten Negerhütten kommt uns nachher gar die Musikkapelle dieser schwarzen Gesellschaft, die von Frankreich sicher einmal gegen Weiße gehetzt werden wird, entgegen. Alle die halbwüchsigen Kerle sind mächtig stolz auf ihre europäischen Blasinstrumente, aber der europäische Marsch, den sie in den Himmel hineinschallen lassen, der blau und geduldig wie vordem strahlt, ist trotz der sonstigen Musikalität der Neger trommelfellzerreißend schief in Ton und Takt und somit von äußerster Komik . . .

In den Eingeborenenvierteln Dakars, die entgegen allen Regeln des Kolonisierens unmittelbar an die der Europäer grenzen, sind die Straßen und Wege gleich wieder schlecht, nein völlig miserabel. Sie bestehen einfach aus Gottes natürlichem Sandboden oder eigentlich aus einem Gemisch von diesem mit Abfällen und Konservendosen aller Art, die von den Negern offenbar hingeworfen werden, wo gerade Platz ist — und vor der Haustür ist ja so viel Platz . . . Ab und zu

sieht man hinter den Umzäunungen, die die Negerhütten umgeben, eine Frau, die mittels eines langen Holzes die Hirse in einem auf der Erde stehenden Gefäß zu Brei zerstößt, aber im allgemeinen verschwinden auch hier die ursprünglichen Gewohnheiten der Eingeborenen infolge der Berührung mit Europa rasch und vollständig. Ihre Hütten sind nur noch zum allergeringsten Teil aus dem ursprünglichen Rohrgeflecht, die meisten bestehen aus locker aneinandergenagelten oder gar nur gelehnten Proviantkistenbrettern, wenn nicht gar aus verrostetem Wellblech und sehen scheußlich aus. Dazwischen aber steht dann wieder irgendwo, hochragend in die grell durchsonnte Luft, eine Palme, und Akazienbüsche blühen mitten im Dezember.

Und die Neger selbst: auf dem großen Markt der Eingeborenen trifft man alle Typen des Sudans, das für Afrika charakteristische Völkergemisch, aber nur die Frisuren der Frauen und ein paar Narbentätowierungen erinnern an die Zeiten vor dem Eindringen Europas, sonst sind sie alle von oben bis unten in europäische, bunt bedruckte Kattune gehüllt. Der Geschmack aber, mit dem sie die Farben zusammenzustellen wissen, ist erstaunlich und verrät die künstlerische Begabung der Rasse; hinzu kommt allerdings, daß gerade die grellsten, für die Europäerin unmöglichsten Farben ihnen besonders gut stehen, sie machen das Braun oder Blauschwarz der Haut geradezu schön; — kurz, in keinem Ballsaal Europas sah ich je ein Bild von so leuchtend bunter Pracht wie auf diesem

Markt in der Sonne Dakars. Viele der Frauen tragen ein Kind im Reitsitz auf dem Rücken, es wird durch das herumgeschlungene Obergewand festgehalten. Die Perlenarbeiten, die feilgeboten werden, sind leider auch europäischen Ursprungs, und statt in den Tonkrügen der Väter holen sie ihr Wasser in häßlichen Zinnkisten, den bekannten „tins“, dann aber tragen sie die Last mit so viel Leichtigkeit und Sicherheit des Ganges auf der Schulter oder auf dem Kopf, daß man ihnen nachschauen muß, während sie, sich noch einmal umwendend, unsere Gesichter mit ihren merkwürdigen, warmen Tierblicken durchforschen.

Unter den Männern sieht man würdige Gestalten, Mohammedaner in Fes und Kaftan, die wohl ortsfremd sind, weit aus dem Innern kommen, viele haben schwarze Regenschirme, unter denen sie Schutz gegen die Sonne suchen. Man sieht auch Neger mit dem Gesangbuch umherlaufen, sie wirken unfrei, um nicht zu sagen unecht. Den meisten aber scheint ein Tropenhelm das Hauptziel ihres Lebens und ihr größter Stolz, und es macht nichts, daß er schrecklich schmutzig ist und auch noch ein Loch hat, so daß die Sonne hinein scheint auf den Wollschädel. Im übrigen ist auch an ihrer Kleidung wenig Ursprüngliches mehr, aber die Art der Mohammedaner, sich anzuziehen, die sie mit dem Islam zusammen gelehrt bekamen, scheint wenig beliebt mehr; Europa triumphiert auch hier. Alte schwarze Paletots, in dieser Hitze getragen über einer weitfallenden, aus einem Lendenschurz improvisierten

und durch eine Schnur zusammengehaltenen Hose, sind noch das Gelindeste, was man sehen kann; wer ein ganzes europäisches Manschettenhemd sein eigen nennt, das er aber nicht in die Hose hineinstopft, sondern frei fallen läßt, ist hier schon ein Gentleman durch und durch; dafür gibt es dann wieder andere, in alten Cutawayhosen, deren Hinterteil vollkommen fehlt, so daß man reichlich viel von dem schwarzen Fell sieht, wenn der Kerl sich bückt . . .

Drunten der Hafen ist jetzt, um die Mittagszeit, in lebhafter Tätigkeit; der ganze Kai liegt voller Waren, die von Negern, unter Aufsicht von Weißen, hin und her getragen werden, meist auf dem Kopf; lendenlahme alte Autos rattern dazwischen, wie ein mächtiger Block ragt unser Dampfer aus dem Gewimmel der kleineren, die hohen Eisengerüste der Kohlenlademaschinen stehen wie phantastische Auswüchse zu seinen beiden Seiten. Auf dem kohlenverschmutzten Deck halten mohammedanische Händler Lederwaren, Waffen und andere Andenken feil, die meisten Passagiere aber beschäftigen sich damit, dem Kohlenbunkern zuzusehen und den Negern, die auf den Gerüsten herumturnen wie Affen. Diese Hafenarbeiter sind in ihrer Halbzivilisation ein ganz fatales Gesindel, und die Schnelligkeit, mit der sie durch Europa verdorben worden sind, ist es, die doch immer wieder den Zweifel auftauchen läßt, ob der Neger in Afrika wirklich zu zivilisieren sei, so grotesk sind sie anzusehen, unverschämt bis dort hinaus, dazu mit verdächtigen

Wunden bedeckt, besonders an den Beinen. Auf ihren Maschinen vor Prügeln sicher, glauben sie, allen ihren körperlichen Regungen vor zuschauenden weißen Frauen nachkommen zu dürfen, aber dann ist, allerletzten Endes, in allem Zynismus so viel großartige Unbekümmertheit, daß es schwerfällt, sich das Lachen zu verbeißen.

Ein letzter Blick noch, der das von Deck aus sichtbare Afrika umfaßt, dies grell besonnte Land mit seinem schweren, dunklen Schweigen, ein Blick noch auf den gewaltigen Affenbrotbaum, der bis hierher erkennbar seine patriarchalisch mächtigen Zweige drüben in einem Garten reckt, — auf dem Nachbardampfer läßt ein Matrose einen Affen am Flaggenstock hochklettern. Man schüttelt den Kohlenstaub, mit dem alle weißen Anzüge schmäählich überzogen sind, von sich, zufrieden, daß es nun weitergeht — — dann löst sich, umkreist von Raubvögeln, die an die von Santos erinnern, der Dampfer langsam aus seiner Kohlenstaubwolke und vom Kai dieser traurigen und grotesken Stadt . . .

„MANN ÜBER BORD!“

Gerade stehe ich am Bullauge meiner Kabine und schaue auf das in der Morgensonne glänzende, große Meer, schaue, was es Neues und was es für Wetter gibt, wie ein kleiner Rentner, der sonst keine Sorgen hat. An der hereinströmenden Kühle merkt man, daß wir uns langsam in den Winter der nördlichen Halbkugel hinaufarbeiten; morgen vielleicht schon wird man den weißen Anzug mit den Wintersachen vertauschen dürfen, aber heut strahlt der Tag noch einmal wie je in den Tropen.

Der Sonnenaufgang, den ich sonst täglich zu beobachten pflege, ist verschlafen, die Uhr zeigt fast sieben. Die Küste Afrikas, die dort drüben liegt, ist auch schon verschwunden.

Ja, gestern, denke ich träumend und noch ganz verschlafen, da war ein großer Tag! Umschlossen von den Worten Afrika und Dakar! . . . Aber heute? — Was wird es heute schon Neues geben?

Nichts! — Draußen wieder nur Himmel und Wasser, das grünliche Wasser dieser Gegenden, nach dem Kap Verde seinen Namen zu haben scheint, immer derselbe meist leere Horizont; ein auftauchendes Schiff ist jedesmal fast Sensation, ganze Gruppen von Passa-

gieren stehen an Deck und reichen die Ferngläser reihum. — Dazu das „Leben an Bord“, dieselben, bisher übrigens recht guten Mahlzeiten, seit gestern „bereichert“ um einen Kopfsalat aus Dakar, dem die Tropensonne die Zähigkeit von Stroh und den Geschmack von Roßkastanien verliehen hat, und dieselben Unterhaltungen mit denselben Leuten den lieben langen Tag. Der reiche Portugiese aus Lissabon hat mir mindestens schon fünfmal von der deutschen Dame erzählt, die besser Portugiesisch sprach als die Portugiesen selbst und darum Universitätsprofessorin wurde — wahrscheinlich war er mal schrecklich verliebt in sie. — Gegen 6 Uhr abends, wenn die Sonne schräg hinter Backbord ins Meer taucht, dann dasselbe tägliche Bordspiel mit dem deutschen Artisten und dem polnischen Kommissär; der Pole wirft die Gummischeiben immer am besten in die nummerierten Felder des Holzbretts, dann kommen abwechselnd der Artist und ich. — Nicht einmal ein interessanter Bordklatsch gedeiht auf diesem vertrackten Kasten, es sind ja auch gar keine Damen da, über die es sich lohnte zu klatschen, denn die wenigen vorhandenen erreichen ein Gesamalter von gut 1000 Jahren, und die beiden einzigen weiblichen Wesen, die in einem interessanteren Alter standen, jene beiden Tänzerinnen, die wir in Pernambuko an Bord bekamen, sind in Dakar ausgestiegen, und die trieben es sehr eindeutig — übrigens habe ich noch immer nicht den Mut besessen zu fragen, wie hoch ihre Tarife waren . . .

Das heißt man also Seefahren, und das geht nun wieder volle vier Tage so, frühestens am Freitag können wir in Casablanca sein — — lieber Himmel, was für Entfernungen, beinahe erschreckend! Ein Gefühl von Langeweile beschleicht mich, von Reismüdigkeit.

Aber wie immer, wenn man gar nichts erwartet und gänzlich ahnungslos ist, passiert etwas.

Plötzlich läßt ein Etwas mich aufhorchen. Was ist? Stoppt die Maschine?

Gleich darauf trampeln schwere Matrosenstiefel schnell das untere Promenadendeck über mir entlang, der Kapitän, dessen Stimme über das ganze Schiff weg zu hören ist, ruft etwas Französisches, das ich nicht verstehen kann — ich beuge mich ganz weit zur Luke hinaus, zu sehen ist nichts, nur das Wasser drunten quirlt immer langsamer an der Bordwand entlang.

Wir halten? Mitten auf dem Ozean? Was ist das? Was geht vor?

Auf den Schiffen, die den tropischen Atlantik kreuzen, spricht man noch viel vom Untergang der „Prinzipessa Mafalda“, drüben vor Bahia, und nicht weniger von dem erst ein paar Wochen zurückliegenden der „Vestris“, vor der nordamerikanischen Küste. Ich muß an den Morgen denken, da unser braver, aber altmodischer Dampfer plötzlich so starke Schlagseite hatte, weil in der Nacht die Kohlenbunker ungleichmäßig geleert worden waren.

Also schnell in den Bademantel hinein und an Deck! Als ich droben bin, bemerke ich, daß ich das Fernglas in der Hand halte.

Das Deck ist leer, hier und da huscht jemand von der Schiffsbesatzung um die Ecken.

„Mann über Bord!“ sagt da plötzlich irgendwer in irgendeiner Sprache. Wahrhaftig! Steuerbord achtern ist die Wache schon damit beschäftigt, ein Boot ins Wasser zu lassen. Es geht etwas nervös dabei zu.

Ich suche mit dem Glas. Die Spur des Dampfers, der einen scharfen Bogen beschrieben hat, zeichnet sich deutlich im Wasser ab, sonst ist nichts zu sehen. Warum sie keine Rauchentwickler ausgeworfen haben mögen, um die Unfallstelle zu markieren — es sind doch genug an Bord?

Die Leute hinten klettern an einer Strickleiter ins Boot hinunter, stoßen ab, nehmen Richtung. Man sieht, daß sie ihrer Sache vollkommen sicher sind. Welch Glück für den Mann übrigens, daß das Meer so ruhig ist. Wie lange werden sie brauchen, um ihn herauszuziehen? Wird er so lange schwimmen können?

Da kommt auch schon unser ällicher, behäbiger Schiffsarzt angestieft, sichtlich auf alles vorbereitet. Brav. Auch Passagiere erscheinen nach und nach, mit fragenden und ungewaschenen Gesichtern. Die Decks füllen sich. Wir warten.

„Ein Seemann ist es“, wissen die Stewards, die auch herumstehen. Das Boot drüben sucht das Wasser kreuz und quer ab, rudert Kreis um Kreis, entfernt sich

langsam immer mehr. Die Minuten, die jetzt so kostbar sind und doppelt uneinbringlich, verrinnen, eine nach der andern, ziehen vorbei, zu Ewigkeiten zerdehnt — und vergeblich, erfolglos. Wir, die wir untätig dabei stehen müssen, fiebern vor Ungeduld. „Es wird einem ganz schlecht vor lauter Warten“, sagt die dicke Frau des deutschen Artisten in ihrer naiven Weise. Jetzt entdecke ich mit dem Glas, nahe beim Boot, einen Rettungsring auf dem Wasser — er ist leer.

Der spanische Assistenzarzt kommt herzu: „Nein, es ist keiner von der Besatzung, sondern ein Spanier aus der dritten Klasse; vorn am Bug geschah es, ein Matrose, der das Promenadendeck aufwusch, sah den Mann am Schiff entlang treiben und schlug Alarm; er schwamm nicht, rief auch nicht um Hilfe, sondern lag bewegungslos auf dem Rücken.“

Auf einmal wissen alle etwas von dem Verunglückten, Ausrufe des Mitleids schwirren reichlich.

„Ein so junger Mensch! Erst 36 Jahre war er alt!“

„Und ganz arm, ohne Geld, und lungenkrank noch dazu!“

„Sammeln wir für ihn?“

„Nein, er war nicht so arm; er hat einem Landsmann 100 Peseten zur Aufbewahrung übergeben, erst vorgestern . . .“

„Aber etwas geistesgestört scheint er gewesen zu sein; er soll die ganzen Nächte auf dem Hinterdeck in einer Hängematte gelegen und geweint haben . . .“

„Nervenzusammenbruch? . . .“

„Ach wo, Liebeskummer! Seine Frau ist ihm in Santos mit einem andern durchgebrannt, deshalb fuhr er wieder nach Haus . . .“

„Merkwürdig, immer die Weiber . . .“

Alle debattieren über die Frage: Selbstmord oder Unglücksfall.

„Wenn es schon ein Selbstmordversuch gewesen sein soll: warum sprang er dann nicht in der Nacht über Bord, hinten bei seiner Hängematte, sondern ausgerechnet am hellen Morgen, vorn, wo es unbedingt sofort bemerkt werden mußte?“ fragt ein ganz Skeptischer.

„Ja, da stimmt was nicht. Vielleicht tat er es von vornherein in der Absicht, gleich wieder aufgefischt zu werden.“

Ein anderer: „Und der ungetreuen, aber geliebten Frau gegenüber ist er dann der Märtyrer, der durch des Schicksals wundervolle Fügung doch mit dem Leben davonkam . . . Wenn das keinen Eindruck auf die Ausreißerin macht . . .“

Und ein Ungeduldiger sagt: „Aber hoffentlich finden sie ihn nun bald, ehe es zu spät ist.“

Beklommenes Schweigen. Minutenlang. Alles schaut zum Boot hinüber.

„Es werden doch keine Haie in der Nähe sein?“ fragt jemand grundlos und nur, um etwas zu sagen.

„Nein, hier gibt es gar keine“, versichert einer aufs Geratewohl und von Sachkenntnis offenbar nicht weiter getrübt. — „Und außerdem“, weiß ein Dritter zu berichten, „greift der Hai nie einen lebenden Menschen an,

nichts, was sich noch bewegt.“ Und er nennt den Namen irgendeines europäischen Professors, der sich erboten hat, diese Theorie zu beweisen und soundso lange in einem Wasser zu baden, in dem es Haie gibt.

Wir warten weiter. Die Gespräche sind wieder versiegt. Irgendwer hat eine Uhr dabei und schaut nach der Zeit. Dreiviertel acht!!

Ja, dann lebt er wohl kaum mehr, der arme Kerl. Da bringen sie auch schon seine Sachen aus dem Zwischendeck nach der Zahlmeisterei, wenig ist es, sehr wenig; ein Sack, ein Bündel Kleider . . .

„Aber die Leiche werden sie doch wohl wenigstens imstande sein zu bergen?“

Man scheint auch das aufgegeben zu haben. Das Boot drüben wendet, nimmt Kurs auf den Dampfer. Die Wellen, die unsern schwerbeladenen 10 000-Tonner um keinen Zentimeter zu heben vermögen, machen der Nußschale merklich zu schaffen. Lebhaft tanzend arbeitet sie sich näher, da plötzlich eine Bewegung unter den gleichmäßig rudern den Leuten, einige drehen sich um, schauen nach vorn, der Offizier am Steuer erhebt sich sogar einen Augenblick, — und gleich darauf strebt das Boot, mit voller Kraft gerudert, hinter dem Heck des Dampfers vorbei auf die Backbordseite:

„Sie haben ihn gesehen! . . . Endlich!“

Nun ist das Boot drüben, man denkt, es wird halten, aber es fährt wieder suchend und ziellos im Kreise. Bei uns drängt alles nach drüben, reckt die Hälse, hebt die Gläser, will suchen helfen.

Aber der erfahrene Schiffsarzt, der ganz oben bei der Funkerkabine gestanden hat, kommt herab und schüttelt den Kopf:

„O nein, — was die im Boot gesehen haben, war nicht der Spanier, wie sie glaubten, sondern — der Rücken eines auftauchenden Haifisches.

Und der Kapitän bestätigt es, von der Kommando-
brücke herab:

„Ein ungewöhnlich großer Hai, etwa sieben Meter war er lang!“

Sein volles Gesicht mit dem englischen Schnurrbart verschwindet wieder, wir starren noch hinauf, um einen Schatten blasser geworden.

Das Rettungsboot fährt noch ein wenig hin und her, mitsichtlichersterbendemEifer, kommt dann längsseits. Die Leute klettern ermüdet an Bord, winden es hoch.

Alle Augen und alle Gläser richten sich noch einmal nach draußen, über das Wasser.

Leer liegt der Atlantik, eine scharf begrenzte Scheibe unter einem wolkenlosen Himmel, leicht wogend im Passat.

„Wo mögen wir denn wohl sein?“ fragt jemand mit etwas ratlosem Blick sich abwendend von dieser grünlischen Unendlichkeit.

Die Antwort, die kurz darauf von einem gebracht wurde, der über gute Beziehungen zur Kommando-
brücke verfügte, war merkwürdig:

„Fast genau auf dem Schnittpunkt des 17. Grads westlicher Länge mit dem 17. Grad nördlicher Breite!“

„Und wir haben den 17. Dezember!“ platzte ich verblüfft heraus. Wir sehen uns an, von etwas Unheimlichem berührt, und alle gehen davon mit Gesichtern, als wüßten sie nicht recht, was sie nun noch sagen oder tun sollen, als werde dieser Moment ihr ganzes Leben hindurch dauern.

Irgendwer will, auf dem Hinterdeck, im Augenblick des Alarms, einen furchtbaren Schrei gehört haben, dicht hinter dem Schiff. Was mag sich dort im Wasser abgespielt haben, über den 2000 Metern Tiefe? Nur die Mütze des Unglücklichen hat man gefunden, und die leeren Rettungsringe, sonst nichts, gar nichts . . .

Der Hai, — der Hai . . .

Die Schrauben setzen an und beginnen wieder zu mahlen, wie seit Wochen schon. —

*

Als ich in meine Kabine hinunterkomme, um mich endlich anzuziehen, läßt der eine der französischen Unteroffiziere, die in Dakar an Bord gekommen sind, bereits wieder eine amerikanische Jazzplatte auf seinem Grammophon laufen; der ganze Gang, an den offenen Kabinentüren vorbei, ist erfüllt von den fröhlich plärrenden Negersynkopen.

Gemütsroheit? — Keineswegs. — Er hat das gelbe Fieber gehabt, der Mann, sein ausgehöhltes Gesicht ist von einem schauerlich bläulichen Weiß, ein Wunder, daß er davonkam, — „und wer dann noch lebt, der

jauchzt und darf sich seines Lebens freuen“, zitiere ich mir einen Vers von Hofmannsthal . . . Man soll ihm sein Grammophonspiel gönnen.

Wir andern sind nicht so entschlossen wie dieser, der schon weiß, was Sterben ist. Wir reden stundenlang über den Fall hin und her, nur jene brasilianisch-portugiesische Familie, die in Pernambuko eingestiegen ist, Vater, Mutter und zwei kleine Kinder, nimmt an nichts teil, wie unfähig zu allen menschlichen Regungen. Die junge Frau liegt meist, mit Fieber, hingestreckt in der halb offenen Kabine; der etwa 30 jährige Mann, lang, hager, salopp bekleidet mit Pantoffeln und einem mißfarbenen Pyjama, an jeder Hand eins von den ebenso nachlässig angetanen Kindern haltend, bewegt sich ruhelos und wankend, von einer schattenhaften Stille und Schweigsamkeit wie eingemauert, im Schiff umher, meist in der schlechten Luft unter Deck. Alle haben, zu ihrer furchteinflößenden Apathie, eine Gesichtsfarbe wie vergilbtes Zeitungspapier, die Kinder zudem noch grauenhaft ausgestorbene, leere und tiefliegende Augen, niemand wagt zu fragen, in welcher Gegend Amerikas sie vom Tropenklima derart zuge richtet worden sind. Erst, als es an der marokkanischen Küste kühler wurde, lebten die vier ein wenig auf, wobei sich zeigte, daß der Vater seinen Kindern — darin allen südamerikanischen Vätern sehr ähnlich — nichts, aber auch gar nichts verweigern konnte: der etwa vierjährige Junge kam eines Mittags auf die Idee, die Nachtschzigarette des Vaters zu Ende rauchen zu

wollen, — und er bekam sie, nicht nur dies eine Mal, sondern des öfteren!

Aber an jenem Tage hatte der Vater sich die allgemeine Sympathie durch seine Affenliebe noch nicht verscherzt, und so nimmt es niemand übel, daß er in seiner gespensterhaften Art stumm vorbeigleitet an der Debatte darüber, wie es geschehen konnte, daß man von dem Verunglückten so gar nichts mehr gefunden hat, ob es vielleicht nicht nur einer, sondern mehrere Haie waren. Womöglich folgten sie dem Schiff schon seit Tagen? Leise schaudert man bei dem Gedanken, was alles unter der Wasseroberfläche, deren Leere einen immer förmlich angähnt, sein Wesen treibt. —

Endlich aber, nach Stunden, sind alle wieder in ihren Alltag zurückgeglitten, der Schreck des Lebendigen vor der Jähheit des Sterbens ist nicht mehr, die Sache ist zur banalen Sensation zerquatscht, sozusagen reif für die Zeitung, und der spanische Assistent schreibt ein langes Protokoll für seine Behörden in Vigo, mit einer Handschrift, deren Rasselosigkeit in gar keinem Verhältnis steht zu seinem so gut geschnittenen Schädel. Er vergißt weder den Namen des Seemanns, der zuerst Alarm schlug, noch die Zahl der Leute, mit denen das Rettungsboot bemannt war, und all der Klatsch, der sich in der dritten Klasse wegen des sonderbaren Benehmens des Spaniers gebildet hatte, wird von ihm wie auf Stecknadeln aufgespießt. Dann liest er sein Elaborat feierlich überall vor mit dem Stolz eines Dichters auf sein Werk.

Das Mitanhören, und es gar noch, der leidigen Höflichkeit halber, für gut befinden müssen, ist bitter, — nein, es ist einfach deprimierend, mehr noch, als der Fall selbst. O heiliger Bürokratius, denke ich mir, das heißt wahrhaftig das lebendige Geschehen in steinerne Knöpfe ausmünzen und sie wie Murmeln durcheinanderwerfen, oder eine Drahtpuppe daraus machen, die vor Steifheit nicht stehen kann! Das heißt des Menschen Blut und Schicksal, seinen Willen und seine Verzweiflung durch eine papierene Karikatur verhöhnen, durch die Spottgeburt von Sätzen und Feststellungen, deren jede unantastbar richtig und eben dadurch völlig falsch ist! Aber es scheint doch keine Nation, keine Menschheit, kein Zeitalter zu geben, das dem Stumpfsinn der „Protokolle“ zu entgehen vermag, und man beschuldigt unsere deutschen Beamten daheim zu Unrecht als alleinige Attentäter gegen den Sinn des Lebens. Mit der ersten Verewigung eines Seienden, eines Geschehenen durch geschriebene Zeichen warst du da, unsterblicher Bürokratius . . . Der Koran verbot die Bilder, — warum kam kein Religionsstifter auf den Gedanken, das — Schreiben zu verbieten? —

Diesen Abend fällt das Bordspiel glücklicherweise aus, die beiden andern sind doch noch nicht so weit erholt, daß sie daran gedacht hätten; also kann ich umherwandern und meinen Gedanken nachhängen. Am besten gefallen mir heut unsere Polopferde auf dem Vorderdeck, die aus ihren Verschlägen herausschauend am Heu zupfen, als gäbe es keine Ozeane und keine

Haie auf der Welt, sondern nur Pferde und Heu und allenfalls noch Polo.

Der eine der Pferdewärter, der jüngste, ein Bursch mit rotem Schopf, kommt von drunten herauf. Sein Tagewerk ist getan, und er stopft sich, mit der genußsüchtigen Umständlichkeit des Engländers, die Pfeife. Der wird nicht gleich wieder von dem Unglück zu reden anfangen, er hat die unsentimentale Entschlossenheit tatkräftiger Leute, das Vergangene vergangen sein zu lassen, denke ich mir und gehe ihm entgegen.

Wir schauen zusammen aufs Wasser und reden dazu bisweilen ein paar Worte. Im Westen stehen ein oder zwei Dampfer, sehr fern, halb vom Horizont verdeckt; man sieht von ihnen nur die Aufbauten, Schlotte und Masten über den Horizont ragen; wir sind in einer befahreneren Gegend des Ozeans als bisher, denn auch der ganze Verkehr nach Afrika kommt hier vorbei. Dann weist er auf die schön beleuchtete Silhouette eines Seglers im Osten. Langsam sinkt die Sonne in wolkenloser Klarheit, sie scheint nicht hinter dem Meer niederzutauchen, sondern mitten ins Wasser hinein. Der Nordostpassat haucht immer kühler, gemächliche Wellenreihen vor sich hertreibend. Drüben, wo Afrika sein muß, blitzt pünktlich mit dem Verschwinden der Sonne ein Leuchtfeuer auf, Kap Blanco wahrscheinlich, Dunkelheit streicht von dorther mit einer sachten Gewaltsamkeit über die Wasser, während im Westen das flirrende Hellgelb der Atmosphäre allmählich verblaßt. All das vollzieht sich mit einer so abseitigen,

großen, stillen Ruhe und mit einer so unbeirrbaren Selbstgenügsamkeit, lediglich um seiner selbst willen, — als ein sanfter und hoheitsvoller Zwang und ohne Rücksicht auf jedes andere Geschehen . . .

Langes Schweigen zwischen uns. Die scharfen Augen des Engländers suchen das Meer hinter dem Schiff ab, ich errate wonach, aber ich habe vergessen, was Hai-fisch auf englisch heißt. Endlich kann ich die Neugier doch nicht mehr unterdrücken und frage. „Shark“, erwidert er mit freundlicher Einsilbigkeit.

Wieder lange Pause. Unsere Entrevue ist offenbar zu Ende, noch eine halbe Minute, dann werden wir mit leichtem Kopfnicken auseinandergehen.

Aber da merke ich, daß er sich noch über das Unglück auszulassen gedenkt, es beschäftigt ihn sehr, und ich warte.

Er schaut an seinem Pfeifenkopf vorbei ins Leere. „Yes, — he was eaten by the shark“, stößt er nach einer Weile zwischen den Zähnen hervor, langsam und nachdenklich, als Feststellung und Abschluß zugleich. Mehr weiß er nicht zu sagen über den Fall. Aber in diesem Satz hat er mit der, einfachen Naturen häufig eigenen, unheimlichen Ausdruckskraft die ganze Geschichte von jenem Spanier, ihre grausam tatsächliche Tragik und ihre banale Unwesentlichkeit, den letzten Schrei aller leidenden Kreatur und sein echoloses Verhalten über der leer und ungerührt weiterrollenden Welt in eins zusammengefaßt.

VERBOTENES LAND

Nun wird die Sonne immer schwächer, von Tag zu Tag merklich dünngesichtiger; ein stürmischer Wind, von dem wir unten auf dem Meer glücklicherweise nichts merken, treibt hoch droben die Wolken und kalten Luftmassen des nördlichen Winters dem warmen Äquator zu. An den klaren Mondabenden pfeift es schon frostig über die Decks, die leer bleiben, die Sternbilder, die südlich vom Äquator auf dem Kopf standen, richten sich wieder auf, Canopus, Achernar und die Kapwolke verschwinden hinter uns im Süden, während vor uns im Norden der große Wagen seine Deichsel langsam über den Horizont heraufzieht. Es ist das Winter-Werden, auf vier Tage zusammengedrängt, und so rinnt durch diese vier Tage auch die ganze süße Verzweiflung des sinkenden Jahres, sie konzentriert sich in ihnen. Auf den Nebelfetzen droben am Himmel reitet, melancholisch und beglückt zugleich, die Unruhe.

Sie wendet den Blick vom Heute zurück und starrt grüblerisch den leeren Raum an, der im Tagebuch unter dem Datum des Flugunglücks in Rio de Janeiro gelassen ist, und fragt sich immer wieder, wie und warum das alles so kam, so kommen mußte. Welch unsichtbare Logik dahintersteht, und wie schnell und wie sacht

wohl der anscheinend so vernichtende Schritt aus dem Leben sein mag: ein kurzes, bittersüßes Hinübereücken vielleicht nur . . . Sie starrt und findet kein Verstehen, sie begreift nur ein ganz neues Glück, das Licht noch im Auge zu fühlen und jeden Tropfen davon als unerwartetes Gnadengeschenk preisen zu dürfen, — schließlich malt sie, etwas theatralisch, zum Zeichen resignierten Aufhörens, Nicht-mehr-weiter-Fragens, 15 Kreuze auf die freigebliebenen Seiten, traurig, leer und kindisch verspielt. —

Dann beginnt man wieder, mehr auf die Gespräche der Mitpassagiere zu achten, die zusammenlaufen, um die fernen Schatten der Kanarischen Inseln im Westen zu betrachten, und aus ihren ewigen Diskussionen über den Termin unserer Ankunft und die zwei Tage Verspätung, auf die wir es im Laufe der Wochen durch das Einladen endloser Mengen von Kaffee gebracht haben, erwächst, fast unverhofft, die freudige Gewißheit, daß die Fahrt sich ihrem Ende zuneigt. Denn in Casablanca wird das Schlimmste überstanden sein, von dort ab gibt es keine großen Entfernungen mehr, dort sind wir schon so gut wie zu Hause (scheint es uns, die wir so lange gefahren sind).

★

Die Stadt verdient ihren Namen Casablanca: weißes Haus. Durch das trübe Grau eines schon ganz winterlich wirkenden Morgens leuchtet sie schon von fern her hell auf dem monotonen, waldlosen Streifen der marok-

kanischen Küste. Natürlich fehlt in der Silhouette auch ein Wolkenkratzer nicht, oder wenigstens der Ansatz zu einem solchen.

Denn es ist nur die neue Stadt, das moderne Casablanca, das man vom Meer aus sieht, mit breiten Straßen und hellen Häusern, meist aus Beton, wie die Bilder zeigen, alles mit dem europäischen Sinn für Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit und Hygiene hingesezt; die alte Stadt, das Eingeborenenviertel, liegt heute verborgen hinter der Fassade der eingedrungenen europäischen Zivilisation; Marokko verdankt sie dem genialen Organisator General Lyautey, der aber den Parteien in Paris zu mächtig schien und darum vorzeitig kaltgestellt und mit dem Titel Marschall von Frankreich getröstet wurde. —

Aber — so muß man nun fragen — darf man über eine Stadt schreiben, von der man nur den Kai betreten hat und von der man sonst nichts kennt außer einem guten Hundert Photos und Postkarten? Denn es ereignete sich der etwas abstruse Fall, daß ich, schon an Land, wieder an Bord des Dampfers zurückgerufen wurde, wo mir ein Herr in Uniform eröffnete, das Betreten Marokkos sei für Deutsche und Österreicher nur mit besonderer Erlaubnis irgendeines Gouvernements oder Ministeriums in Paris, dessen Namen ich in der Eile nicht auffaßte, gestattet. Und dies genau 10 Jahre nach Beendigung des Weltkrieges! — Es war um so verwunderlicher, als in Dakar kein Mensch überhaupt nach seinem Ausweis gefragt worden war, und als

Frankreich, wie angedeutet, das Land ganz fest in der Hand hat. Ob es nun völkerrechtliche Gründe gewesen sein mögen, die zu dieser merkwürdigen Bestimmung geführt haben, etwa der Versailler Vertrag, oder ob hinter alledem, wie Mitreisende vermuteten, eine Angst sich verbirgt, wir Deutschen könnten von neuem in Marokko wirtschaftlich Fuß fassen, konnte ich im Augenblick nicht entscheiden, es war mir auch gleichgültig. Schlimmer war, daß ich sofort fühlte, daß hier nichts zu machen war, denn hinter dem uniformierten Herrn, der höflich, aber bestimmt war, standen offenbar hohe Gewalten in Fes oder gar in Paris, die einem Überredungsversuch meinerseits momentan nicht erreichbar waren. Und da ich die Unberechenbarkeit der Franzosen kenne, die soundso oft fünf gerade sein lassen, oft aber auch beim geringsten Anlaß übermäßig scharf zugreifen, und da es mir wenig verlockend erschien, hier festgehalten zu werden, bis nach Verlauf von vielen Wochen der diplomatische Apparat zwischen Berlin und Paris den Fall genugsam durchgekaut hat, verzichtete ich darauf, die Stadt heimlich zu besichtigen. Der schlimmste Augenblick war, als etliche Mitpassagiere, geborene Deutsche und Ungarn, die aber heute polnische oder rumänische Pässe in den Brusttaschen tragen, stadteinwärts verschwanden, aber nachdem man schon so lange auf dem Dampfer gebannt gewesen war, kam es nun auf einen Tag mehr oder weniger nicht mehr an. Die Gewohnheit half einem darüber weg, man hatte ferner schon eine gewisse Übung darin

erlangt, die Zeit totzuschlagen, auch glückte es mir gerade an diesem Tag, einen der letzten Mangos zu erwischen, die es auf dem Schiff gab. Wie aufheiternd solche kleinen, nebensächlichen Genüsse wirken können. —

Leider bot das Panorama von Deck aus nicht allzuviel Originelles; zum Teil verbauten die vor uns am Kai liegenden oder im Hafenbecken ankernden Dampfer die Aussicht, im übrigen beherrschte jene erwähnte europäische Fassade vollkommen das Bild. Am Abend begann daher die Aufgabe, alle Welt in allen möglichen Sprachen nach den Erlebnissen an Land auszuforschen; mehr oder minder interessante Einzelheiten wurden berichtet, aber leider fiel kein einziges Wort, das diese zusammengefaßt, Kern und Eigenart des Landes herausgeschält hätte. Welchen Eindruck gewinnt man von der morgenländischen Kultur hierzulande, den des Lebenskräftigen oder den des Absterbens, wie verträgt sie sich mit der Europas — überhaupt wie ist das Verhältnis zwischen Franzosen und den eben erst gezähmten und als recht widerborstig bekannten Eingeborenen? Die Antworten blieben trotz aller Mühe unklar, war es die Kürze der Zeit oder die ungeschulte Beobachtungsgabe meiner Gewährsmänner? Nur der polnische Kommissar wußte von seinem Spezialgebiet, der Landwirtschaft, Genaues zu berichten, was sich auf die 80 Kilometer lange Strecke Casablanca—Rabat bezog, denn zu diesem Ausflug hatte die Zeit auch noch gereicht. —

Das Leben der Eingeborenen ist offenbar, soviel war den Auskünften zu entnehmen, weit ursprünglicher und weniger beeinflußt von Europa als in Algier oder Tunis, die Frauen gehen noch sehr streng verschleiert. Auf dem mohammedanischen Friedhof — ich kenne diese immer nur gänzlich verödet mit ihren stumm im Boden liegenden weißen Grabsteinen — herrschte ein Leben und Treiben wie bei uns an Allerseelen. Wenig bekannt ist auch, wie reich die marokkanischen Städte, Marrakesch Meknès und allen voran Fes und Rabat an wundervollen Bauten, meist islamischer, aber auch spanischer und portugiesischer Herkunft sind; Ruinen römischer Städte aus der Kaiserzeit fehlen natürlich auch nicht, — man kennt allmählich schon so viele davon, daß man endlich aufhören könnte, sie auszugraben . . .

Die Händler, die das ganze Promenadendeck unseres Schiffes mit ihren Waren, meist Lederarbeiten, angeblich echt marokkanischer Herkunft (man bekam aber ganz dieselben Sachen auch in Dakar, und sogar billiger), belegt hatten, sind mit Sonnenuntergang verschwunden, das Feilschen mit ihnen hatte Stunden ausgefüllt. Wir Passagiere vom Schiff sind wieder unter uns, das Leben an Bord, das Hin und Her, die Gespräche sind, wie immer vor oder nach dem Anlaufen eines Hafens, um vieles lebhafter als sonst. Auf dem Vorder- und Hinterdeck wird im Schein großer elektrischer Sonnen ausgeladen: argentinisches Gefrierfleisch für die hiesige Garnison, — merkwürdig, daß es sich rentiert, aus einer solchen Entfernung Fleisch

kommen zu lassen, das zweifellos im Lande selbst oder in Europa zu haben wäre. Die Lademaschinen rumpeln ihr ewiges, wohlbekanntes Lied, die Ladebäume schwingen hin und her, drunten auf dem Kai nehmen zerlumpte Gestalten die Ochsenviertel unter singenden Rufen auf die Köpfe, — es geht mit unendlicher Saumseligkeit, nie werden wir heute noch fertig damit. Andere Eingeborene tun überhaupt nichts, sondern hocken, die Beine mit Sacklumpen umhüllt, rauchend an Deck, ohne daß jemand sie fortjagt, auch die frostige Kühle der Nacht kann sie nicht verscheuchen.

Eigentlich sehen sie interessant aus, die Kerle, interessant und verwegen, etwas Hart-Ungebändigtes liegt über ihnen, und selbst ihr Arabisch klingt irgendwie wild, — aber was kümmert mich das jetzt, was kümmert mich das ganze, so sehenswerte Marokko? Die Frage dieser Stunde ist: wann geht es weiter?

WIEDERSEHEN

Um 6 Uhr am andern Morgen fuhren wir endlich ab, diese Küste sah man leichten Herzens verschwinden. Das Wetter in dieser etwas verufenen Gegend, zwar etwas rauh wehend, blieb gutartig; noch einmal für einen schon merklich später angehenden, früher endenden Tag schien die Sonne, noch einmal war das Meer blau.

Morgen, versprachen wir uns gegenseitig, werden wir Lissabon zu sehen bekommen, bekannt als schöngelegene Stadt in einem milden Klima und durch andere beachtenswerte Dinge, aber niemand interessierte sich sehr dafür. Was war denn Lissabon nun schon Großes — für uns? — — —

Ganz früh am andern Tag nun geschah es mir, daß ich zu ungewohnter Zeit erwachte, jäh, wie auf einen Ruf. Tiefe Finsternis in der Kabine, aber das mattschimmernde Bullauge zieht mich magisch an, ich stehe auf, um durch das dicke Glas zu schauen.

Nachtdunkel noch das Meer, von einem ganz klaren Schwarzblau, ebenso nachtdunkel, aber etwas andersfarbig, schon von etwas Opalem-Hellem überhaucht, spannt sich der östliche Himmel drüber. Und zwischen den beiden Dunkel, dem abgründigen unten und dem

veilchenfarbenen droben, in dem sie trennenden, schmalen und glühend roten Streifen des allerersten Tageslichts sah ich die dunkelblaue, scharf umrissene Silhouette eines fernen Vorgebirges stehen und flüsterte, erschüttert von diesem Wiedersehen, das wider alle Wahrscheinlichkeit war, inbrünstig das Wort: Europa.

ENTDECKUNG EUROPAS

In der Tat, dieser erste Anblick von Europa: der Umriß eines starken und herrischen Vorgebirges, symbolhaft aus lastender Nacht in die Glut anbrechenden Tages tauchend, war eine Entdeckung, eine Neuentdeckung. Und was diesem Eindruck folgte, war darum ganz wirkungslos und wie nebensächlich; die Hauptsache blieb, daß es zu Europa gehörte, das Wo war gleichgültig.

Was alles in diesem Wort Europa liegt oder liegen kann, ist schwierig zu verstehen für den, der sich niemals sehr weit und auf sehr lange von ihm entfernt hat, und sowenig man jemandem die Tropensonne begreiflich machen kann, der sie nicht selbst brennen gespürt hat, sowenig weiß man, was Europa ist, wenn man nicht selbst „draußen“ war und dann gesund und wohlbehalten heimkommt. Ich habe steifleinene Engländer in durchaus gesetztem Alter, die jahrelang in Indien gewesen waren, sich bei einer Landung in Southampton wie Kinder benehmen sehen; einer kletterte mit den Gesten eines Pavians fortwährend die Deckstützen des Rauchsalons empor, ein anderer ahmte auf die komischste und meisterhafteste Weise ein anfahrendes

Motorrad nach. Allerdings waren alle beträchtlich angeheitert, aber trotzdem besagte dieser harmlose Unfug allerhand und mehr als viele Worte. Man muß auch die Spanier gehört haben, wenn sie bei der Einfahrt in die heimischen Häfen plötzlich, sehr tief und guttural, das Wort „España“ hervorstoßen, ganz verhalten und ganz von innen glühend, oder das zärtliche, fast weinende „la douce France“ der Franzosen beim Anblick von Le Havre oder Bordeaux, wie denn die Franzosen überhaupt, trotz aller sonstigen Eigenschaften, die ihnen gewandte Glätte und trainierte Gleichgültigkeit zu verleihen scheinen, mit Tränen viel öfter bei der Hand sind, wo es bei uns Deutschen nur zur Sentimentalität reicht. — Man muß auch die verspäteten, brennenden Weihnachtsbäume auf dem Bahnhof in Lindau mit allen Nerven in sich aufgenommen haben, man muß allein in einem fremden, halb barbarischen Erdteil gestanden haben, — dann erst begreift man ganz, was Europa uns in der Welt bedeutet. Man hat es, von draußen gesehen, oft lächerlich gefunden mit seinen ewigen nationalen Gegensätzen und Überheblichkeiten, die drüben in dem großen Schmelztopf Amerika — samt den Rassenunterschieden — einfach verschwinden. Es war einem auch manchmal zu dumpf, zu unfrisch, zu skeptisch oder zu ästhetisiert und zu wenig unbedenklich — —, und doch, es ist und bleibt, trotz aller Jugend des großen Amerika, trotz aller Weisheiten des alten Asiens, die man liebt und bewundert — —, es bleibt: Pol unseres kreisenden Daseins, Schöpfer und Inbegriff aller Dinge,

die uns überkommen sind und die uns das Leben lebenswert erscheinen lassen —, ja, der Sinn unseres Daseins überhaupt!! — —

★

Aber was man greifbar vor sich liegen sieht, schätzt man bekanntlich schon lange nicht mehr so, als wenn es noch in der Ferne, unerreichbar hinter Horizonten verborgen liegt. Darum jetzt diese träge Unerregbarkeit, die nichts mehr zu hören, nichts mehr zu sehen fähig ist und die von nichts mehr weiß außer von ihrem Wunsch, bald „zu Hause“ zu sein. Und die nur noch einmal, wie eine Eisdecke über dem Meer unter dem Druck eines auf dem Grunde explodierenden Vulkans aufbricht, wenn man endgültig von Bord geht. —

Da war Lissabon mit der viel gerühmten und wirklich schönen, aber an die von Neapel doch nicht heranreichenden Einfahrt in den von Höhenzügen eingefassten Tejo, während der man zum ersten Male wieder so recht herzlich fror. Mit Ausnahme allerdings unserer Portugiesen, die sich am Anblick der Burgen, Schlösser und Villen auf den Bergen rings und an begeisterten Schilderungen des Königsschlusses Cintra und der Spielbank erwärmten, die es, was Landschaft und Klima anlangt, ganz gut mit Monte Carlo aufnehmen könnte, aber in Europa wenig bekannt ist. Was mich betrifft, so war ich tatsächlich zu apathisch und auch zu verfroren, um noch auffassen zu können, ob nun das schloßartige Gebilde auf dem höchsten der

Berge Cintra war oder etwas anderes und ob die Spielbank unterhalb davon am Meere liegt oder auf dem Fixstern Sirius. — —

Lissabon selbst, das sich die nördlichen Höhen am Tejo hinauf- und noch mehr entlangzieht, ist sauber, großstädtisch, wenig südlich, und man starrt die seit langem völlig entlaubten Bäume befremdet an wie ein zwar erwartetes, aber doch auf nicht ganz faire Weise zustande gekommenes Taschenspielerkunststück. Sonst scheint Lissabon, als Fremdenstadt und Sehenswürdigkeit, noch heute ein wenig von seinem Erdbeben von 1755 zu zehren, dessen furchtbare Größe die Knabenseele Goethes so sehr erschütterte; für allzu vieles, was in der Stadt sauber und angenehm gepflegt, oder schlecht und nicht so ist, wie es sein sollte, wird dieses Erdbeben verantwortlich gemacht. Manches liegt sogar noch seit jenem Tag in Trümmern. Ich erinnere mich, einen Kreuzgang bei einer großen Kirche gefunden zu haben, dessen Wiederaufbau bis zu diesem Tage noch nicht ganz vollendet war, leider wirkten die neuen Teile, verglichen mit den Resten des ursprünglichen Bauwerks, geradezu schrecklich steif. Ich weiß nicht, kommt das nun von unsern Präzisionsmethoden oder von unserer Unfähigkeit, unserem Mangel an künstlerischem Sinn, an künstlerischem Können und handwerklicher Leichtigkeit? Jedenfalls, ich habe beobachtet, daß die modernen Bauarbeiten an alten Gebäuden samt und sonders tot, leblos, wie ein hölzern Errechnetes aussehen neben dem Schwingenden, dem bei aller Starr-

heit des Materials Vibrierenden, ja geradezu Belebten, das den alten Architekturen, besonders aber der Gotik anhaftet. Sicher ist, die Rekonstruktionen der alten Formen sind tadelfrei und stimmen auf den zehntel Millimeter, aber es fehlt gewissermaßen der Geist, der jene schuf, und ein neuer ist auch nicht darin; man hat das Gefühl, sie müßten hohl klingen, wenn man daran klopft. All der Schimmer und Glanz des ursprünglichen Zustandes, all die Imponderabilien, die die Künstler früherer Jahrhunderte ihren Werken zu geben wußten und die erst die wahrhafte künstlerische Wirkung ausmachen, geraten den Heutigen nicht mehr, und es ist ein Jammer, daß die Zeit und vor allem die Fachleute nicht sehen, wieviel durch ihre harten Hände — und das gilt für Bilder ebenso wie für Architekturen — unwiederbringlich zerstört wird. In den meisten Fällen wäre es besser, man ließe die Finger von dem kostspieligen Restaurieren, Auffrischen und Verschönern . . .

Nach dem besagten Erdbeben übrigens wurde ein Teil von Lissabon dann in regelmäßigen viereckigen Häuserblocks mit geraden, ziemlich breiten Straßen dazwischen wieder aufgebaut, und das ist nicht unwichtig, denn es geht daraus hervor, daß die sogenannte amerikanische Art der Städteanlage auch aus Europa stammt und nicht aus Amerika, wie man gewöhnlich glaubt. Ganz aus sich heraus und ohne jedes Zutun von Europa haben die Amerikaner, wie jemand mal im Scherz behauptete, nur die Icecream Sodas erfunden — jeden-

falls gehören diese zu dem Erfreulichsten, was uns die Neue Welt gebracht hat . . .

★

Echolos gleitet auch die herrliche, tiefeingeschnittene Bucht des nordspanischen Hafens Vigo an uns vorüber, in die wir mit halbmast gesetzter Flagge einfahren wegen des bei Kap Verde verunglückten Spaniers. Hier schattet nun schon der schwer hängende Himmel des nordischen Winters, ebenso wie über Bordeaux, dessen Einfahrt sehr der von Hamburg gleicht, nur mit dem Unterschied, daß man zu jeder Tages- und Nachtzeit, ob Flut oder Ebbe ist, die Elbe hinauffahren kann, während die Franzosen mit ihrer Gironde noch nicht so weit sind. Wir mußten wegen allzu starken Niedrigwassers 4 Stunden in der Mündung ankern, aber glücklicherweise war die Biskaya ruhig —, ich habe diese so berühmte Seestrecke noch nie anders als in diesem Zustand getroffen. — —

Und dann rollen die D-Züge durch Frankreich, die Schweiz und durch Deutschland, und eines Tages glaubst du, du seist nun angelangt, angelangt in dem Sinne, daß dir nun Rast vergönnt sei, Rast in Europa, und das heißt: ein entspannt aufseufzendes, gutes Sich-einordnen in Gewohntes. Nichts mehr von dem Verdacht gegen das kleinste Schlückchen Wasser, von dem ewigen Wachen über die Gesundheit, dem Spähen nach unvorhergesehenen Zwischenfällen, das das Leben in den Tropen so nervenzerreibend machen kann. Hier

ist gutartigere Natur, die relativ größte Sicherheit des Lebens und Ausruhen, weil man hier Leute kennt und die gleiche Sprache und die gleichen Gedanken mit ihnen hat, und weil es hier keine Farbigen mehr gibt und lauter weiße Frauen . . .

Aber das Blatt wendet sich — nie ist man angelangt so wie ein Schiff im Hafen, wir Menschen nie — und auf der andern Seite steht — — neue Fahrt, man weiß oft selbst nicht, wie man eigentlich dazu kommt. Nach Wochen eines Winters, so tödlich und hoffnungslos kalt, als sei alle Wärme aus dem Weltall geschwunden, eines Winters, der den an Hitze gewöhnten Körper ständig mit Lungenentzündung bedroht, erschließt sich aufs neue der Frühling und der Sommer des Südens, blaue Küsten, Afrika zuletzt als faszinierendstes Ziel. Dieser ehrwürdige Erdteil, wo schon Menschen von höchster Differenziertheit und höchstem künstlerischen und technischen Können längst verwehte Jahrtausende hindurch gelebt, geglaubt, gebildet und erfunden hatten, ehe noch jemand den Namen Amerika zum erstenmal aussprach; dieses Afrika, das nach so viel großer Geschichte heute noch eine alte, raffiniert weise und lässig gewordene Kultur ernährt neben primitiver, uranfänglicher Menschheit, die noch ganz in die Natur, in dunkle Hoffnungen und dunkle Kraftgefühle verstrickt dahinglebt, kindlich und blutrünstig zugleich.

Es ist eine Lockung, der man nicht widerstehen kann.

UM DIE BALEAREN HERUM

Ziemlich unbeachtet liegt diese Inselgruppe im Mittelmeer, wenig besucht vom deutschen Reisepublikum und nicht viel mehr gewürdigt von den Spaniern, wie aus den Madrider Zeitungen zu ersehen ist; aber seit dem Weltausstellungsjahr in Barcelona (das „c“ bitte nicht wie ein deutsches „z“, sondern wie ein englisches „th“, mithin wie ein leicht sausendes „ß“ zu sprechen!) ist Hoffnung, daß mehr Deutsche nach Palma kommen. Denn die Inseln verdienen den Besuch, Kenner bevorzugten sie von jeher, wie denn Chopin vor 90 Jahren hier einen Winter mit seiner George Sand verbrachte, und die Schicht von kundigen Engländern und Amerikanern, die sie oft und öfter aufsuchen, vergrößert sich ständig, manch einer von ihnen siedelt sich für dauernd hier an. Sie wissen wohl, warum sie das tun: ein selbst im Winter sehr regenarmes Klima mit allen Vorzügen Afrikas, seiner Wärme und Sonne, aber ohne seine Nachteile, nicht zu trocken und völlig gesund, so gesund wie nur irgendein Ort in Europa. Die Kirschen Mallorcas blühen schon im Februar. — —

Die Existenz dieser Inselgruppe hätte mir schon von der Schule her bekannt sein sollen; unzählige Schilderungen antiker Schlachten beginnen nämlich mit der

Mitteilung, daß die „balearenischen Schleuderer“ den Kampf eröffneten. Die waren also von diesen Inseln, harte, im Werfen und Laufen äußerst gewandte Kerle, die sich die kriegführenden Könige aller Länder mieteten, um bei bevorstehenden Metzereien ihre respektiven Heere in Wut aufeinander zu bringen. Aber unser damaliger Geschichtsunterricht hielt sich leider ein halbes Jahr oder länger bei den Prügeleien zwischen Athen und Sparta im 5. und 4. Jahrhundert auf (eine andere Bezeichnung verdienen diese Kämpfe, welt-historisch gesehen, wirklich nicht!), wogegen er zum Beispiel die Tatsache völlig ignorierte, daß es in Asien ein gewisses China mit Jahrtausendalter Geschichte gibt, deren Wichtigkeit dem Unterrichtsministerium schon dadurch hätte aufgehen müssen, daß heute jeder 4. oder 5. Mensch auf der Erde Chinese ist. — — Diese Art, Geschichtskennntnisse zu vermitteln, erschien mir schon damals wenig förderlich, und so drangen die Baleari-schen Inseln niemals recht in mein Bewußtsein.

Ich entdeckte ihr Vorhandensein daher erst durch die Tatsache, daß wir eines windbewegten Vormittags auf der Fahrt von Algier nach Genua Menorka, die „braune“ Insel, wie sie das damalige Tagebuch nennt, zu Gesicht bekamen. Und da das Land aus der Ferne so öd und steinig aussah, wie fast alle Inseln im Mittel-meer, dachte ich nur, was es doch für eine Menge von weltverlassenen und darum gänzlich überflüssigen Ei-landen auf der Erde gibt. Es war das in der Zeit des ungebrochenen Hochgefühls vor dem Kriege, deren

Einfluß meine jungen Jahre weder Widerstand noch Kritik entgegenzusetzen gewußt hatten. Berauscht vom Erfolg durch unseren unverhofften Aufschwung im 19. Jahrhundert nach dem unglücklichen Verlauf der deutschen Geschichte bis 1806, glaubten wir alles besser zu können, zu wissen und zu machen als alle andern, nahmen im romanischen Süden und Westen gern die hochnäsige Haltung herablassenden und nachsichtigen Besserwissens an, was uns ein Zeichen unserer Überlegenheit dünkte; ein rasches und absprechendes Urteil galt bei uns mehr als ein gründliches und richtiges. — — Demzufolge kamen die Balearen und Menorka insbesondere in das Gehirnfach mit den belanglosen Erinnerungen, dem unwesentlichen Kram, den man eines Tages in dem Abfallkorb des Vergessens stäuben läßt. — —

Darin blieben sie auch, bis ein Zufall mich eines Tages davon unterrichtete, daß schon Ludwig XV. von Frankreich oder vielmehr Mme. Pompadour den Marschall Richelieu mit einem Heere nach Menorka geschickt hatte, um es den Engländern zu entreißen, worauf diese, als Richelieu erfolgreich war, dem Gouverneur der Insel den Prozeß auf Tod und Leben machten. Nun setzen sich die Engländer bekanntlich nirgends ohne gute Gründe fest, also mußte es eine besondere Bewandnis mit den Inseln haben, und es erwies sich denn auch, daß sie fast gleich weit von Afrika, Sardinien und Spanien entfernt, und so nicht mehr und nicht weniger als der strategische Schlüssel des westlichen Mittel-

meerbeckens sind. Das ist vielleicht auch der Grund, warum sie nun wieder zu Spanien gehören, dem sie am nächsten liegen. Wären sie bei einer der stärkeren Mittelmeermächte verblieben, würde man vielleicht noch heute um ihren Besitz streiten. — — Seit dem Tage aber, da ich die Lebensbeschreibung jenes Marschall Richelieu, des Großneffen des berühmten Kardinals, las, datiert der Wunsch, die Inseln kennenzulernen. Und vielleicht haben wahrhaft intensive Wünsche die Kraft, ihre Verwirklichung herbeizuzwingen. Jedenfalls: nun, viele Jahre später, ergibt sich unvermutet eine Möglichkeit, dorthin zu fahren, und sie wird beim Schopf ergriffen . . .

*

Unser Schiff — sein Name tut nichts zur Sache — gehörte früher einem englischen Millionär, und ich kann es dem Mann sehr nachfühlen, daß er diese „Lust“-Jacht verkauft hat. Sie schlingert auf dem sanft wogenden Meer auf eine zwar nur ganz leichte, aber dermaßen nervenzerrende und undisziplinierte Weise, daß ich, sonst wenig zur Seekrankheit neigend, mir schon überlege, ob ich nicht nachgeben und Neptun zu opfern beginnen soll. Seekrankheit ist nämlich in vielen Fällen nur mangelnder Wille zum Widerstand.

Aber da bricht plötzlich durch den dicken grau-blauen Dunst am östlichen Horizont ein starker, gelbrötlicher Schein. Unmäßig hoch reckt sich etwas Un-

gewisses, Konturloses über die tiefblaue Fläche des Meeres und verharrt lange Zeit so, völlig verschwimmend, ungewiß und dennoch vorhanden, wie eine Luftspiegelung oder die Burg der Götter am Ende von „Rheingold“. Es sind die von der hinter uns untergehenden Sonne beleuchteten, kahlen und steilen Gebirgsabstürze der Baleareninsel Ibiza; nie sah ich ein Land so geisterhaft aus dem Meere tauchen. — —

Später schleicht der Abend sich griesgrämig unter die Wolken, die plötzlich um die Berggipfel herumlungern wie geduckte Katzen. In der dickflüssigen Dunkelheit der fröstelnden Frühjahrsnacht blitzen einige spärliche Lichter über einen kleinen Hafen hinweg, von Schären herüber und von Höhen herab. Dies, ein kleiner Kai, ein paar leere und trüb beleuchtete Straßen, sowie eines der vorzüglichen und äußerst reichhaltigen spanischen Abendessen in einem sehr billigen, kleinen Hotel am Hafen sind leider, außer jenem Sonnenuntergang, meine einzigen Eindrücke von der Insel Ibiza. Es ist dort auch wohl, außer großartigen Gebirgsinöden, nicht viel zu holen, — so glaubte ich damals. Erst Monate später, nicht auf dem benachbarten Mallorca, sondern ausgerechnet in der Südsee erfuhr ich, was alles an Interessantem, Gräbern aus der Zeit der Karthager, merkwürdigen Volkssitten mir infolge der Kürze des Aufenthalts entging.

★

Am nächsten Morgen Palma de Mallorca. Das Oval einer weiträumigen Bucht tut sich auf, rechts in weiter Ferne begrenzt von der geraden Rückenlinie eines steilnasig aus dem Meere aufsteigenden Höhenzuges, zur Linken, am Fuß der nahen Berge drängen sich der Leuchtturm und die Fabriken von Porto Pi. Weiter drinnen glänzen die Fronten unzähliger Villen im Grün ihrer Gärten von den Hängen, den letzten ganz steilen Absturz des Ufers zum Meere klettern einige klotzige Grand Hotels in 6 oder 7 nach rückwärts verschobenen Terrassen empor, und über den Pinienhainen auf dem höchsten der Berge ragt das Schloß Bellver in den Himmel; wehrhaft und mit mächtigem Rundturm, aber leider ganz renoviert, gleicht es überraschend einer unserer Ritterburgen am Rhein.

Den innersten Winkel der Bucht, unter dem Hintergrund eines dunstigen Morgenhimmels, umrunden die flachen Giebel der Stadt Palma, und gerade an dem Punkt, wo sie ihre Mole ins Meer hinausstreckt, wie einen schützenden Arm, steht die Kathedrale, ein breit gelagerter, mächtiger Block Gotik mit vier viel zu kleinen Türmchen an den vier Ecken. Das spitze, unruhige Immer-höher-Wollen deutscher und französischer Dome fehlt diesem Bauwerk durchaus. Es ist wohl, ähnlich wie die Kathedrale von Burgos, ein wenig zu spät vollendet worden, und die aufkommende neue Kunstidee der Renaissance lähmt schon den gotischen Willen zum Vertikalen und drückt sich in der Dimensionierung

in die Breite deutlich aus. Aber ist es nun die turmhafte Höhe des Kirchenschiffs oder ist es seine exponierte Lage auf einer Terrasse dicht über dem Meer? Man meint, trotz der Frauenkirche in München oder St. Jakob in Neiß, nie etwas ähnlich Starkes, Beherrschendes in gotischer Architektur gesehen zu haben. Jaime I., sein Begründer, war ein sehr willensstarker Herrscher; hat er den Stempel seines Wesens auf diesem Bau zurückgelassen?

Und nun, während das Schiff am Kai festmacht, wird man nach der Ritterburg und der Kathedrale einer dritten Überraschung gewahr: Holland mitten im Mittelmeer. Denn jenseits des Hafenbeckens steht wirklich und wahrhaftig eine Reihe von Windmühlen, die aber, anders als ihre nordischen Schwestern, dazu dienen, Wasserpumpwerke zu betreiben. Nicht weit rechts davon befindet sich, hinter einer Strandallee von mächtigen Palmen, die Lonja, ein etwas nüchterner gotischer Bau und ähnlich der von Valencia. Im Mittelalter dient sie als Versammlungsraum der Zünfte, heute als Bildergalerie. Ihr Kreuzgewölbe wird im Innern von mächtigen Säulen getragen, in deren Oberfläche ein steil sich in die Höhe schraubendes Gewinde eingemeißelt ist, so daß sie aussehen wie gedreht. —

Man schlendert gern durch die südlich heitere, kleine Stadt, in deren Gassen und Straßen die Sonne schon wärmend hineinscheint, oder genießt des Abends die wundervolle Dämmerung in der Kathedrale, die der

Lichtwirkung von Notre-Dame in Paris an Eigenart nichts nachgibt. Immer wieder wirft man auch einen Blick in die schönen Patios, die Innenhöfe der Häuser an der Almudaina; wer mit etwas Spürsinn begabt ist, wird, auch wenn er auf den allzu bequemen Baedecker verzichtet, den Kreuzgang von San Franzisko nicht verfehlen, der einen Garten mit einer wuchernden Fülle von Blumen und sonstigen südlichen Pflanzen umschließt. Nicht ganz so groß wohl wie der so hochberühmte Kreuzgang von Monreale bei Palermo, ist er ihm an Leichtigkeit und Heiterkeit zweifellos bei weitem überlegen, nicht immer sind die bekanntesten Stücke auch die schönsten ihrer Art. — Aber schwierig, dem Unkundigen nur durch Zufall auffindbar, ist das Dampfbad aus maurischer Zeit, das sich in Palma noch erhalten hat und in das man durch einen von Rosengebüsch überwucherten Privatgarten gelangt. Ein niederer, ziemlich kleiner Raum, in dessen Mitte noch heut der gewaltige Tonkrug steht, in dem der Dampf erzeugt wurde. Die von der Zeit geschwärzte Decke wird von etwa einem Dutzend ganz leichter, knapp über mannshoher Säulchen getragen, die durch ein kompliziertes System hochgewölbter Rundbögen miteinander verbunden sind, derart, daß in dem fast quadratischen Raum die vollkommene Illusion entsteht, man befinde sich in einem überkuppelten Rundbau. Offenbar sollte bei den Badenden der unbewußte Wunsch erregt werden, im Kreise um das Zentrum, den dampfenden Tonkrug, herumzuspazieren: welch ein psychologisches

Raffinement Hand in Hand mit einem architektonischen Geniestückchen, und alles in allem: welche Fülle höchster ästhetischer Kultur, verschwendet auf so kleine Ausmaße und auf einen so profanen Zweck! Wer die Feinheiten dieses kleinen Baus zu würdigen versteht, beginnt die Kultur des Islam und seine Verdienste um die Weltgesittung mit neuen Augen zu betrachten.

★

Auf dieser Insel, die fast viermal so groß ist wie Rügen, gibt es mehr Sehenswertes, als man vermuten sollte. Da sind die Spaziergänge durch den Pinienwald bei Schloß Bellver, oder durch die Olivenhaine und Wildnisse draußen hinter C'as Catalá bei den Forts, wo es völlig ungebahnt über die Kalkfelsen geht, neben denen das brandende Meer Schwämme und südliche Seesterne, Seeigel und Tintenfische aus seinen Tiefen heraufspült. Es gibt Tropfsteinhöhlen auf Mallorca, altrömische Theater und Kastelle und endlich Naturphänomene wie die Torrente de Pareis, wo das Regenwasser eine Schlucht in die Berge bis fast zum Spiegel des Meeres hinunter gegraben hat. Kein Baum, kaum ein kümmerlicher Strauch auf den steilen Felskulissen, die hintereinander gereiht das gewundene Tal flankieren. Es sieht aus, als hätten tausend boshafte Dämonen hier jedes glatte Stückchen Oberfläche mit Hämmern zer schlagen, so zerrissen ist das Kalkgestein. — — Torrente de Pareis — Andraix — Estalench — man wundert sich auf Mallorca über die Art der Namengebung, die

so wenig spanisch klingt; es spricht nämlich, wie Barcelona, das Katalán: kein Dialekt, sondern eine selbständige Sprache, die die Mitte hält zwischen Spanisch und Französisch und so völlig verschieden von beiden ist, daß man nicht ein Wort versteht, selbst wenn man diese Sprachen gut beherrscht. Im Katalán gibt es dann wieder einen Dialekt, das eigentliche Mallorquin. — —

Die Insel mit ihren vorzüglichen Straßen ist ein Paradies der Autofahrer, viele Leute bringen ihre eigenen Wagen vom Festland mit, und man braucht bei der Größe Mallorcas mehrere Tage, um alle seine Straßen kennenzulernen. Die an der Westküste, an der sich das Gebirge, steil zum Meere abfallend, wie ein Rückgrat durch die Insel zieht, können es mit denen der Riviera in jedem Punkte aufnehmen, ihre Schönheiten überraschen sogar das durch Spaniens Landschaften äußerst verwöhnte Auge. Zunächst geht es bei wolkegem, regendrohendem Wetter durch die Ebene hinter Palma, durch Olivenpflanzungen, unter denen auch noch Weizen gedeiht. Schon im Gebirge, auf einer leichten Erhebung der Talsohle, liegt dann Valldemosa, und einen Augenblick umfängt uns die Stille des Klosters, in dem Chopin jenen Winter 1839 verlebte. Dann ist das steil emporführende Tal plötzlich zu Ende, und tief unter uns brandet in leichtem Wind das sonnenstrahlende Meer. Wir lassen alle paar Minuten halten vor einem neuen, besonders überraschenden Bild. Dort oben, am Rande der unersteiglich scheinenden Berg-

flanke, stehen Wachttürme aus der Maurenzeit, durch jenes Kap in der Tiefe, die Foradada genannt, hat die Natur einen riesigen Tunnel gebohrt, und auf einem flachen Landvorsprung steht, inmitten von prächtigen Gärten, die Villa des verstorbenen Erzherzogs Ludwig Salvator von Österreich, der hier einsiedlerisch sein Leben zubrachte, mit allerhand Sammlungen beschäftigt; seine Jacht liegt heute noch faulend im Hafen von Palma, niemand mag sie haben. Das „Malerdorf“ Deyá steht, so phantastisch wie nur irgendein Dorf in Italien, auf der Kuppe eines Felsens aufgebaut, graugrün sind die Hänge ringsum von Oliven, Wein und Weizen dazwischen, der schon hoch steht und im Juni geschnitten werden kann, und an der Straße, hinter den kunstvoll aus rohen Steinen aufeinandergeschichteten niederen Mauern, setzen die Kakteen, die die Spanier „Mauren-söhne“ nennen, ihre wunderbar süßen Früchte an. Und immer wieder Oliven: unsäglich verkrüppelt stehen sie fast mühsam da, nach allen Windrichtungen verwachsen, manche korkzieherartig um und um gedreht, manche Jahrhunderte alt und gänzlich ausgehöhlt, nur mit zwei oder drei schwachen Stützen in den unendlich nährenden Boden hineinslangend; aber allen grünt über dem grauen Stamm die wehende, schütterere Krone in nicht umzubringender Lebenskraft.

Dann senkt sich die Straße in zahllosen Kehren, und vor uns liegt das Städtchen Soller an einer fast kreisrunden, blauen Meeresbucht, die aussieht wie

ein selbständiger Süßwassersee; denn von beiden Seiten greifen die grauen Felshöhen ganz herum um die Bucht und lassen nur einen ganz schmalen Zugang zum Meere frei: ein wundervoller natürlicher Hafen. Jenseits des heißen Talkessels, in dem sogar Bananen ihre Früchte ansetzen, erhebt sich über steilen Wänden der Gipfel des Puig Major, mit etwa 1500 Metern der höchste Berg der Insel, nur auf stundenlangen Ritten durch einsamste Gesteinswüsten zu erreichen. —

In einer paßartigen Schlucht überschreitet die Straße, sich nach Osten wendend, von neuem das Gebirge. Aber bevor wir die Ebene erreicht haben, hält der Wagenführer; er nennt nur geheimnisvoll den Namen des Ortes: Raixa, und wir treten in einen Garten, der wunderbar verwahrlost ist, gerade auf der Grenze von Kunstgebilde und Wildnis. Hier in der Wärme zwischen den Gebirgshängen, bei reichlichster Bewässerung, wuchert es unerhört, eine Überschwemmung mit Rosen vor allem, der Bambus gedeiht und Palmen von einer Mächtigkeit stehen hier, wie ich sie sonst nirgends in Europa sah; es bedürfte nur des Vorbeiflatterns eines Kolibris oder sonst eines exotischen Vogels, und die Illusion der Tropen wäre vollkommen.

Dann genießt man, bequem ausgestreckt und geborgen im hochgelegenen Hotel in Palma, wiederum das vertraute und immer neu beleuchtete Bild: links die Silhouette der Stadt mit der mächtig aufragenden

Kathedrale, auf der eben noch die Abendsonne lag, und rechts, im Süden, aus blau überdachten Tiefen herauf-tauchend in die freundliche Nähe der Bucht und des Hafens gerade unter uns, das große Meer. Ein leichter und lauer Wind fächelt, von dort herauf, über die dunkelnde Terrasse . . .

ALGIER

Meine Erinnerungen an diese Stadt sind viele Jahre alt. Zwecklos daher, sie wieder aufzufrischen, einen Eindruck vermitteln zu wollen von der auf einer Terrasse über dem Hafen aufgebauten Stadt, die in der Mittagshitze eines Augustsonntags wie ausgestorben dalag; von ihrem imposanten botanischen Garten, dem Palast des Deis von Algier, von „Mustapha superieur“ mit seiner Aussicht und den Cafés, wo man von den Händlern unsäglich belästigt wurde; von dem ungemütlichen und übelduftenden Eingeborenenviertel ferner und von den Moscheen, in denen der Fremde damals noch feindselige Blicke der Beter auffing.

Darum will ich nur eine Geschichte erzählen, die sich dort zutrug — sie hätte auch ganz gut anderswo passieren können —, und dieses, weil sie so charakteristisch ist, charakteristisch für den Orientalen im allgemeinen wie für jene besondere Menschenart, mit denen der Fremde überall in Nordafrika, mit Ausnahme von Tripolitanien, dauernd mehr oder minder unangenehme Begegnungen hat; ich meine die eingeborenen Fremdenführer, Dragomans oder wie man sie sonst immer nennt. In Ägypten sind diese Leute eine wahre Land-

plage, was zum Teil daher kommt, daß die Regierung verboten hat, sich ohne ortskundige Begleitung auf die Ruinenfelder zu begeben, aber auch in Algier sind sie lästig genug. — —

Man macht sich, wenn man es nicht selbst erlebt hat, sicher keinen Begriff davon, was für eine aufdringliche, klettenhaft klebende, nicht abzuschüttelnde und beutelschneiderische Gesellschaft diese Leute sind. Und all das ist deshalb so schlimm, weil der Fremde sich ja meistens nicht auf arabisch verständlich machen kann, um sich allein weiterzuhelfen und den Burschen die Meinung zu sagen. Arabisch ist leider zu schwer, als daß man es auf einer kurzen Orientfahrt lernen könnte.

Sie dagegen, die Herren Führer, sprechen alle Sprachen Europas, aber wie! — Von jeder 30 Worte, aber trotzdem bist du ihnen restlos ausgeliefert kraft deiner Unsicherheit über den Weg. Und sie wissen alles besser als du, hindern dich dahin zu gehen, wo du etwas Sehenswertes vermutest: „dort ist es verboten“, hindern dich zu unternehmen, was du für unternehmenswert hältst, indem sie unverschämte Extraforderungen erheben, die du, bei deiner Unkenntnis der nie gedruckten behördlichen Tarife, nicht nachprüfen kannst. So bin ich schon viermal bei den Pyramiden von Giseh gewesen und habe noch nie die große Pyramide bestiegen. Der Führer treibt dich weiter, wo du stehenbleiben willst, um zu schauen, die Stimmung der Umgebung zu erfassen, denn er will dich möglichst schnell

die große Straße der Besucher zu Ende trotten sehen, um recht bald ein neues Opfer in seine Fänge zu bekommen; nur beim Geldeinkassieren — und du hast eigentlich ununterbrochen die Hand in der Hosentasche — hat er endlos viel Zeit und Geduld, zum Schluß aber hat er dich an hundert Lebensgefahren und ebensoviel räuberischen Menschen sicher vorbeigeleitet, von denen du bloß infolge seiner Umsicht und Fürsorge nicht die Spur bemerkt hast. (Was bedeutet, du möchtest bei dem Extra-Backschisch nicht etwa knickerig sein!) — Von der Geschichte des Landes, der Entstehungszeit der Bauten oder Gräber, die er dir zeigen soll, hat er nur ganz blasse Ahnungen; was er dir mit großem Wortschwall und den Allüren eines Hochschulprofessors für Archäologie darüber erzählt, ist zur Hälfte, auch dem absoluten Laien klar erkennbar, blanker Unsinn, und wenn du über die erste Erklärung: „Dies sein die große Sphinkes, erbaut von die egyptische Könige, sein der Herr Baron zufrieden? . . .“ noch gelacht hast, auf die Dauer ist der nimmer aufhörende, faselnde und radebrechende Unsinn eine fürchterliche Nervenplage, nichts als Störung, Generalstörung aller Denktätigkeit, alles künstlerischen oder landschaftlichen Genusses, und es gibt wohl kein besseres Mittel auf der Welt, um alle Kunst verabscheuen und aus Herzensgrund fluchen zu lernen als diese entraßten und ungezieferhaften Kerle. Ich für mein Teil habe mir geschworen, beim fünften Besuch der Pyramiden — wenn es dazu kommt — draußen vor der Mauer zu bleiben, mit der das ganze

Gräberfeld umzogen ist. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, und des guten Karrar Cheralah, dieses bescheidenen, lerneifrigen und würdigen Bischarih-Beduin von Assuan, der keinen Weg in der schrecklichen Mittagssonne scheute, selbst wenn das Thermometer nahe bei 50 Grad stand, und der dreimal in Deutschland gewesen ist, gedenke ich stets mit Vergnügen.

Neben ihrem offiziellen und wahrhaftig genügend einträglichen Beruf aber nähren sich die meisten dieser Herren auch noch aus hochprozentig verzinslichen Nebenquellen, als Agenten und Zutreiber aller möglichen unsauberen Hintermänner — und was gibt es nicht alles für dunkle Existenzen in orientalischen Städten —, daher denn die Aussicht, von ihren Komplizen einen reichen Gimpel rupfen zu lassen, oder die Hoffnung auf sonstige lukrative Vermittlerprovisionen sie im gegebenen Falle recht bedenkenlos und drastisch macht; in solchen Fällen hilft, da sie meist Helfershelfer haben, nur äußerste Kaltblütigkeit, und man imponiert ihnen nur, wenn man sie auf ihrem eigenen Felde schlagen kann. Das Erlebnis, das ich erzählen möchte, illustriert das auf eine eindringliche Weise.

★

Der Abend dunkelt, und wir stehen auf der jetzt sehr belebten Place de la République, dem Zentrum der Stadt Algier: ein älterer Herr aus Frankfurt, mein Mitpassagier, seines Zeichens Rentier, der etwas lungen-

krank ist und die Wintermonate mit Schiffsreisen nach Japan, Südamerika oder um Afrika herum totzuschlagen pflegt, und meine damals noch sehr grüne Wenigkeit. Wir stehen herum und wissen nicht recht, was anfangen, denn zu weiteren Besichtigungen ist es schon zu dunkel, und bis zur Abfahrt des Dampfers um Mitternacht sind es noch 4 oder 5 Stunden. Ehe wir recht begriffen haben, was vorgeht, sind wir daher schon mitten in Verhandlungen mit einem dieser Fremdenführer, der irgendeinen unleserlichen Ausweis vorgezeigt hat und uns irgendwohin schleppen will. Der Herr aus Frankfurt spricht tadellos französisch, ich leidlich, folglich beginnen wir, ein wenig zuzuhören.

„Café arabe, Cabaret, danse arabe“, sagt der braune Kerl in einer Pause seines sonstigen Wortschwalls. Er drückt sich etwas verschwommen aus, da er sieht, daß wir nicht sonderlich angeregt und auch etwas mißtrauisch sind.

„Wo denn?“

Er zeigt nach dem Araberviertel hinüber. „Gar nicht weit“, fügt er hinzu.

Nun ja, ein wenig Kaffee und Kabarett kann ja nichts schaden zum Zeitvertreib, kann auch nicht die Welt kosten, und wenn es eine Bauchtanznummer zwischendurch gibt, — eigentlich gehört das auch zu den Dingen, die der Fremde anzusehen sich verpflichtet fühlt. Schließlich marschieren wir hinter ihm drein.

Nur aus vorsichtiger Gewohnheit versuche ich mir den Weg zu merken. Unmöglich. Es geht, scheint's, um sämtliche Ecken der Welt. Rechts, links, quer, hinauf, hinab, durch finstere Durchgänge. Endlich taucht der Führer vor mir in ein Loch in einer Mauer, weißgetüncht wie alle andern, wir tasten einen stockdunklen Gang entlang, in dem wir buchstäblich nichts sehen. Auch hier geht es um Ecken, über Stufen, endlos, der Fußboden klingt stellenweise auffallend hohl. „Das sind wohl Falltüren?“ meint mein Begleiter, „sehen Sie sich vor!“ — — Endlich stehen wir — in dem großen, glasüberdachten Hof eines zweigeschossigen, ganz arabisch gebauten Hauses, mit breiten Säulengängen um alle vier Seiten.

Totenstille. Von Cafëbetrieb, Kabarett keine Spur. Man weist uns teppichbelegte Stufen empor in den ersten Stock, und wir tappen in unserer Überraschung drauflos. Dann gelangen wir in ein großes, dämmerig erleuchtetes Gemach, mit Teppichen ausgelegt und mit einigen Diwans möbliert, und sind allein. Unser Führer ist verschwunden, als habe er sich in Nebel aufgelöst.

Wir setzen uns, froh, erst mal verschnaufen zu können, und warten, was da kommen werde. Nach kurzer Zeit erscheint eine unglaublich abscheuliche, orientalisches gekleidete Alte, die unverständliche Worte an uns richtet. „Kaffee“ verstehen wir schließlich, und da nicken wir.

Der arabisch angerichtete Kaffee, den ich sehr schätze, kommt, und soweit wäre alles ganz zufriedenstellend

gewesen, trotz des Kabarett, um das wir betrogen sind. Aber hinter dem Kaffee kommen leider auch zwei Mädchen mit ringklirrenden Schritten ins Zimmer, Ringe um Knöchel, Arme und Hals, und bunte Tücher um Brust und Beine und die vorstehenden Bäuche. Die Gesichter von einer unsagbar traurigen und abstoßenden Zerstörtheit.

„O weh!“ raune ich überrascht und nicht sehr erfreut meinem Frankfurter zu, denn mir dämmert es; aber der grinst nur leicht in seinen schütterten, angegrauten Vollbart und zuckt die Achseln, als wollte er sagen: man wird hier eben immer genasführt. Die Mädchen drüben, auf einem der Diwans in ziemlicher Entfernung von uns aufgebaut, sehen uns indolent und unschlüssig an, sichtlich nicht ganz im klaren, warum wir so wenig entgegenkommende Gesichter machen. Im Augenblick sehen sie aus wie geprügelte Hündinnen.

„Schauen wir, daß wir hier hinauskommen, so schnell wie möglich!“ flüsterte ich dem Frankfurter zu, „der Anblick drüben ist zu deprimierend.“ „Selbstverständlich!“ nickt der bedächtig zurück, „die Gesundheit ist doch auch noch was wert!“

„Geht, ruft mal die Alte herein!“ Dies gilt den beiden weiblichen Wesen drüben, aber sie verstehen natürlich kein Wort. Glücklicherweise findet sich eine Klingel, eine elektrische, man denke, und als wir geläutet haben, fühlen wir uns schon bedeutend wohler. Aber wir müssen lange warten. Schließlich kommt die Alte zurück,

sehr mürrisch und zögernd. Wir erklären ihr, daß wir den Kaffee zahlen möchten, getrunken hatten wir ihn noch gar nicht. Selbstverständlich tut sie, als begriffe sie die Situation nicht, entfernt sich, und sehr bald darauf, aber sehr verändert im Wesen, kommt unser Herr Dragoman herein. Nichts mehr von der leicht geölten, einladenden und kriecherischen Verbindlichkeit auf der Place de la République, sondern sehr hochtrabend, obenauf und nahezu forsch, soweit ein Orientale das fertigbringt: ein brutaler und verwegener Zuhälter, der irgendwo eine Waffe stecken hat und Miene macht, sich „beleidigt“ zu fühlen.

Der Frankfurter stößt mich an: „Vorsicht“, raunt er. Dann wendet er sich an den Menschen.

„Ja, natürlich werden Sie zahlen“, erklärt der mit einem Ton, der jede weitere Diskussion abschneiden will, „aber jede Tasse kostet 25 Frank.“

Wir sehen uns an, nicht im klaren, ob wir lachen sollen. 50 Goldfrank haben wir wahrscheinlich gar nicht bei uns und die Situation ist bedenklich, der Kerl scheint nicht gesonnen, lange zu fackeln. Ein blitzschneller Dialog beginnt zwischen uns.

„Wären Sie imstande, den Rückweg auf die ‚Place‘ zu finden?“ fragt mein Gefährte.

„Nein, ich auch nicht.“

„Haben Sie wenigstens einen Revolver mit?“

„Nein, der liegt wohlverwahrt im Koffer auf dem Schiff.“

„Sie können gut boxen, oder Jiu-Jitsu?“

„Letzteres wohl, nur renke ich mir dabei allzu häufig den rechten Arm aus — angeborener Fehler!“

„Fatal, sehr fatal“, sagt der Gefährte. „Wir sind immerhin zu zweit, aber was tun, wenn er Hilfe herbeiruft?“

Große Verlegenheitspause, während der ich auf die Idee komme, Zigaretten hervorzulangen und dem Gefährten anzubieten. Während wir anzünden, schlage ich vor, nachzusehen, ob wir beide soviel Geld zusammenlegen können, denn mein Latein ist ziemlich zu Ende. Aber der Frankfurter will nichts davon wissen:

„Das machen wir billiger!“ erklärt er, offenbar ist sein kaufmännischer Ehrgeiz rege geworden. Und war es nun der Ton unerschütterlicher Ruhe, in dem er jetzt zu parlamentieren begann, war es seine psychologische Geschicklichkeit, den andern anzupacken, war es der Hinweis darauf, daß wir Ausländer seien und die ganz sacht und leise vorgeschobene Drohung mit Konsulat und französischer Polizei, kurzum, die erpresserisch barsche und zänkische Haltung, mit der der Dragoman weiterhin auf seiner Forderung zu bestehen versuchte, verliert sich allgemach auf Nimmerwiedersehen, und langsam, ganz langsam läßt er sich auf das Gebiet locken, das die eigentlichste Domäne jedes Orientalen ist und das Mittel, mit dem er alle seine Differenzen mit andern aus der Welt schafft: stundenlanges Reden über die Sache, Verhandeln in allen Tonarten, Handeln schließlich und Feilschen bis zur Atemlosigkeit. Und

darin war ihm nun der Frankfurter vollkommen gewachsen. Staunend und stumm stand ich dabei und beobachtete, wie er ihn, allerdings erst im Verlauf einer guten halben Stunde, so weit brachte, daß er uns auf die Place de la République zu führen versprach, wo dann die noch schwebende Geldfrage bereinigt werden sollte.

Der Rückweg durch den finsternen Gang war nicht gerade angenehm, wie leicht konnte ein kräftig geführtes Messer um eine der Ecken zucken, aber dann standen wir wohlbehalten in einer Gasse unter den Sternen und schließlich auf der wohlbeleuchteten Place de la République.

Hier nun ging der Handel um die zwei Tassen Kaffee noch einmal los, oder vielmehr, er fing erst richtig an; ich wundere mich noch heute, woher mein Frankfurter so viel Vertrauen bei dem Dragoman genoß, daß dieser sich darauf verließ, wir würden uns, einmal in Sicherheit, überhaupt noch auf Verhandlungen, geschweige denn Zahlungen einlassen! Kurzum, es geschah trotzdem, es war wohl etwas wie eine Ehrensache für uns, wiewohl die beiden Tassen Kaffee hier draußen ruckweise zu der Bagatelle zusammenschrumpften, die sie im Grunde waren, und es wurde im Prestissimo, geradezu orkanhaft gefeilscht, geschrien, beteuert, beschworen, sich in die Brust geworfen; alle Register wurden gezogen, und mein Frankfurter blieb dem andern nichts schuldig, beide redeten zumeist gleichzeitig. Ich sah der Sache schließlich mit reinem Sportvergnügen zu; daß es sich um 25 Frank mehr oder weniger für

mich handelte, war mir schon ganz gleichgültig, ich hatte meine liebe Not, die beiden davor zu bewahren, daß sie allzu laut wurden und die Passanten aufmerksam machten. Schließlich ließ der Dragoman aber doch nach, reichlich heiser geworden, er stöhnte nur noch flüsternd über die Hartköpfigkeit der Europäer, die die armen Eingeborenen darben ließen, nahm seine Zuflucht zu reichlicheren Gestikulationen, und nun fing mein Frankfurter, nachdem er ihn mit jovialstem Schulterklopfen: „*Mon cher ami . . .!*“ etwas beruhigt hatte, sachte zu bieten an; der Dragoman konnte nicht mehr schreien und schien nur einer Ohnmacht nahe, als er die Ziffer hörte, erholte sich aber, als das Gebot dann langsam, ganz langsam und zäh, Frank für Frank emporkletterte, und das Ende war, daß er sich mit ganzen 5 Frank für beide Tassen Kaffee — jawohl, nicht für eine — einverstanden erklärte.

Und nun ereignete sich etwas Verblüffendes, es fiel die alle Hintergründe orientalischer Psychologie aufdeckende Pointe des Ganzen. Wir hätten erwartet, daß der Mann, sein Geldstück in der Hand, ziemlich vergrämt kehrtmachen und großlos von dannen trollen werde. Aber keineswegs. Vielmehr er unternahm es nun, sich erst einmal zu bedanken und seine Dienste für spätere Bedarfsfälle zu empfehlen, und endlich fügte er, gewissermaßen als Erklärung für sein Verhalten, dem wir ziemlich ratlos zuschauten, die verblüffenden Worte hinzu:

„Mais je n'en suis pas fâché!“ — — — Damit verschwand er. —

Ich bin Ihnen keineswegs böse! — Er hatte seinen Meister gefunden und erkannte ihn, Philosoph der er war, ohne Zögern und Umschweife an; er war nett und bescheiden geworden — und beinahe recht-schaffen . . .

TUNIS

Nichts ist so bequem und zeitsparend bei der Besichtigung orientalischer Städte mit ihrem verzwickten Netzwerk von Straßen, Gassen und Sukhs, als von einem ortskundigen Reisegefährten geführt zu werden. Kein gemieteter Führer, kein noch so gutes Reisehandbuch vermag diese Annehmlichkeit zu ersetzen. Manchmal allerdings verkehrt sie sich auch in das Gegenteil, wenn nämlich der Betreffende schon derart genau mit der Örtlichkeit vertraut ist, daß er es schnell müde wird, auf einem Pflaster herumzutreten, in dem er sozusagen schon jede Unebenheit kennt. Es gibt auf der Reise ein ungeschriebenes Gesetz, daß man gemeinsam begonnene Exkursionen auch gemeinsam zu Ende führt, falls es nicht von vornherein anders verabredet ist, und die Rücksicht auf das Prestige der eignen Nation erfordert, daß man diese Regel der Höflichkeit besonders beachtet, wenn der betreffende Führer und Mitreisende ein Ausländer ist. Man hat daher gegebenenfalls keine Möglichkeit, den Mann einfach in einem Café abzusetzen und allein auf weitere Besichtigungen auszuziehen. — —

In Civitavecchia, dem Hafen von Rom, steht, eines kühlen und sonnigen Vormittags, alles an Deck des

Dampfers und schaut dem Verladen von Rennwagen zu, die an vier, hinter den Rädern befestigten Stricken an Bord gezogen und durch die enge Luke in den Laderaum hinabgelassen werden. In ein paar Tagen nämlich beginnt ein großes Autorennen von Tunis nach Tripolis, eine Strecke von etwa 700 Kilometern durch die nordafrikanische Steppe. Etwa ein Dutzend Bugattis, dieser knallrot gestrichenen Donnerteufel, kommt an Bord, und die Rennfahrer hasten nebst ihren Monteuren besorgt über das Ladedeck unter uns, denn wehe, wenn sich beim Einladen an den Achsen, der Steuerung oder den Bremsen auch nur die geringste Kleinigkeit verbiegt; Rennfahrten sind sowieso immer ein Spiel mit dem Tode.

Dabei nun werde ich plötzlich auf den neben mir an der Reling stehenden Herrn aufmerksam, und zwar infolge des riesigen Monokels, das er ins rechte Auge geklemmt hat. Meine erste Regung ist Ablehnung, eben infolge dieses Einglases; denn obwohl ich die Schwierigkeit, so einen Scherben in allen Lebenslagen vor dem Auge zu balancieren, wohl zu würdigen weiß, ist und bleibt er das klassische Mittel der Eitelkeit, die sich interessant und auffällig machen möchte. Er wirkt fast immer arrogant und so, als wollte der Betreffende sagen: Mir kann gar nichts passieren.

Aber irgend etwas hindert mich, meine Aufmerksamkeit wieder ganz dem Verladen zuzuwenden; so sehe ich mir den Herrn verstohlen näher an und finde ihn auch im übrigen auffallend, nämlich durch die wirklich

mondäne, dabei äußerst diskrete Eleganz seiner völlig schwarzen Kleidung, die unter dem offenstehenden hellen Gummimantel größtenteils sichtbar ist. Außerdem aber trägt er eine schwarzweiß karierte Reiseumütze und, auf sehr dramatische Weise um den Hals drapiert, einen ganz ordinären, noch dazu grün und gelb gestreiften Wollschal. Dessen Vorhandensein erklärt sich bald durch häufige Hustenanfälle, der Herr ist stark erkältet, aber trotzdem hätte er das bunte Ding nicht umlegen sollen, wenigstens nicht auf diese Weise, denn im Verein mit der Jockeimütze und im schreienden Gegensatz zu der Eleganz des Anzugs gibt er der ganzen Erscheinung einen Zug von spaßhafter Fragwürdigkeit, von Opernmaskerade, man denkt an Rinaldo Rinaldini. Damals wußte ich natürlich noch nicht, daß der fatale Schal das sonst als Leibbinde getragene Abzeichen eines italienischen Somalineger-Bataillons, hier aber eine Art von Ehrenzeichen, ein Geschenk der Truppe an ihren alten Führer war, und so wurde ich immer unsicherer in meinem Urteil über den Mann und gestand mir schließlich, eine solche Mischung von seriösester Diplomateneleganz und Abenteurerhaftigkeit noch nicht gesehen zu haben.

Er sprach ein fließendes Französisch, wenn auch durchaus mit dem Akzent und der Syntax des Italieners, und nun, als ich mich mit ihm über Gleichgültiges unterhielt, war es vor allem sein Gesicht, das mich zu fesseln begann, dies hagere, ungeheuer schmale, ganz



Polopferde an Bord



Blick über die Dächer von Tripolis

blasse und verwetternete Gesicht mit den warmherzigen Augen, den senkrechten, denkbar scharfen Doppelfalten neben dem fast leidend zusammengepreßten Mund und dem reichlich brutalen Kinn. Es war sogar ein kluges Gesicht, das Gesicht eines Mannes von Verstand und Menschenkenntnis, er war auch wirklich, wie sich später ergab, intellektuell veranlagt, äußerst gebildet, Literaturkenner, Mann von weltmännischen und weltpolitischen Gesichtspunkten, zu meinem Erstaunen war er Offizier, und zwar im Kolonialdienst, immer dorthin sich meldend, wo es am abenteuerlichsten und gefährlichsten zuzuging, und nicht imstande, auch nur einen Urlaubsmonat freiwillig in Europa zuzubringen. So bekannte er sich, offenbar aus reiner Logik und mit einem Zug von Skepsis und Selbstironie, zu den platt ungeistigen, rein materialistischen Einstellungen, die die Voraussetzungen sind, um diesem Berufe angehören zu können, und zu der praktisch direkten und fatalistisch unbekümmerten Art dieser Leute, das Leben anzupacken. Diese ganz seltene Mischung gewann dann schließlich mein volles Interesse und sogar ein gut Teil einer freundschaftlichen Sympathie.

Offenbar entstammte er einem jener gealterten Geschlechter, die seit Jahrhunderten tüchtig, strebsam und nicht unbegabt in Werkstätten, Kontoren und Kanzleien gewerkelt, Gelder und Ehren zusammengeschart haben. Fast in jeder Familie findet sich dann, irgendwann einmal, ein Exemplar, in dessen Blut sich

alle die mit Erfolg verdrängten kriegerischen und Abenteuererinstinkte der gesamten Vorfahrendenschaft aufgestaut haben, um nun hemmungslos aus diesem Sprößling herauszubrechen. In ungünstig gelagerten Fällen entsteht in dieser Phase der Entwicklung mitten unter lauter ehrbaren Leuten ein Taugenichts, ein Hochstapler, ein schwarzes Schaf, die „Familienschande“; sind die Aspekte noch einigermaßen günstig, einer jener Tatmenschen, deren Wirkungsradius sich über Kontinente erstreckt oder erstrecken möchte.

So war dieser Major M. S. Tatmensch, aktiv bis dort hinaus, aber seiner Intellektualität entsprechend keineswegs Tatmensch aus brutalem, dicknervigem Kraftüberschuß — seine eher kleine, nervös bewegliche Figur sprach schon dagegen —, sondern er war einer jener fast liebenswerten, jedenfalls aber bedauernswerten Typen, deren Elan und deren Kaltblütigkeit nur aus der ununterbrochenen Zähmung ihrer im Grunde höchst reizbaren und differenzierten Nerven stammt, aus Energie des Verstandes und Willens; ein ganzer Mann kurzum, aber einer mit dem „Trotzdem“. Ich glaube sogar, daß er schon so weit war, die jahrelang vergewaltigten und nun rebellierenden und erschöpften Nerven auf künstliche Weise am Versagen hindern zu müssen. Aber er mußte aktiv, ständig im durchrüttelnden Vibrieren gefährlicher Situationen sein, oder in der mächtigen Anspannung aller Tatkraft zu weit ausholenden und langfristigen, unausführbar scheinenden Plänen.

Es gab, und das ist seine Entschuldigung, gar keine andere Wahl für ihn auf dieser Welt, er konnte nichts anderes werden, höchstens Abenteurer auf eigene Faust. Und dazu verstand er es auf eine meisterhafte, eine völlig schlichte und zwanglose, fast höfliche Weise zu befehlen und bei aller lächelnden Freundlichkeit doch genauesten Abstand vom Untergebenen zu halten. Es war fast ein ästhetisches Vergnügen, und seit ich die wie hingeebenen, völlig faszinierten Gesichter der Eingeborenen sah, mit denen er außerdienstlich sprach, glaube ich es ihm gerne, daß seine Leute sich, wie er einmal beiläufig bemerkte, für ihn würden in Stücke hauen lassen.

Er gehörte zu jenen in Europa fast nie, nur immer in Übersee anzutreffenden Typen, die die außereuropäischen Erdteile kolonisieren, erobern mußten; zu den wenigen Exemplaren Weißer, die es begreiflich machen, warum wir uns ganze fremde Erdteile haben unterwerfen können, und die der Behauptung von der Überlegenheit der weißen Rasse über alle andern immer neue Nahrung geben . . .

*

Dieser interessante Mann also war es, der sich bei der Einfahrt in den Hafen von Tunis erbot, mich durch die ihm wohlbekannteste Stadt zu führen, und natürlich nahm ich gern an. Unser Dampfer brauchte trotz seiner 8000 Tonnen nicht vor Goëletta in der offenen Bucht zu ankern, an deren hügeliger Westseite Karthago

liegt, sondern konnte nach Tunis hineinlaufen. Die Stadt nämlich ist nicht am Meere, sondern auf einer Landenge zwischen zwei Lagunen erbaut, und durch die größere von ihnen führt von Goëletta aus ein 12 Kilometer langer, ziemlich schmaler und seichter, von Sanddämmen eingefasster Kanal, der schließlich in einem leidlich geräumigen Hafenbecken endet. Trotz dieser, den Verkehr großer Schiffe sehr hindernden Eigentümlichkeit scheint nicht beabsichtigt zu sein, anderswo einen bequemeren Hafen anzulegen.

Unser Ausflug, der so interessant zu werden versprach, hätte schon auf dem Kai beinahe ein frühes Ende genommen. Denn als wir uns in eifrigem Gespräch nach der rechten Seite wandten, wo, wie es uns schien, der bequemste Durchgang zur Stadt war, lief uns ein eingeborener Polizist nach und schnauzte uns im schönsten preußischen Unteroffizierston an: wir hätten durch den Schuppen der Zollrevision zu gehen. Es liegt, wie man schon in Dakar sehen konnte, im Wesen der französischen Kolonialmethoden, daß die Farbigen sich durchaus nicht veranlaßt sehen, die Weißen nach den Regeln europäischer Höflichkeit, geschweige denn respektvoll zu behandeln, und M. S. wandte sich mit einer Bewegung um, die ich nicht vergessen werde, sie glich der eines getroffenen Panthers. Er war natürlich das gerade Gegenteil von seiten der Farbigen gewohnt, und ich fürchtete schon, es werde einen „Zwischenfall“ geben, aber dann dachte er wohl an die Feindschaft

zwischen seiner Nation und den Franzosen, die in Tunis sich in fortwährenden Bombenattentaten gegen das italienische Konsulat und gegen die italienische Schule entläßt, und war sofort wieder völlig beherrscht. Ohne eine Miene zu verziehen, führte er mich durch den Zollschuppen und dann durch ebendenselben Durchgang vom Kai fort. Als wir darauf in einer sanften, uns aber fast blendend vorkommenden Frühjahrs-sonne der Stadt zuschritten, erledigte er das ganze Erlebnis mit der knappen Bemerkung: „Wenn ich hier in Tunis, bei unsern ehemaligen Bundesgenossen, etwa in italienischer Uniform an Land gehen wollte, würde man mich glatt verhaften . . .“ —

Die Franzosen haben Tunis den Italienern durch eine Art von Handstreich vor der Nase weggeschnappt, aber die Einwanderung aus dem übervölkerten Italien nach Tunis blieb trotzdem sehr stark, da Tripolitanien bis 1912 türkisch war, und Tunis verdankt den größten Teil seiner landwirtschaftlichen Entwicklung italienischem Fleiß. Nun sitzen die Franzosen, die hier einer argen Mißwirtschaft ein Ende machten, schon fast 50 Jahre in Tunis; der Prozentsatz von Europäern, die dort leben, ist allmählich recht hoch geworden, und die Stadt wirkt demgemäß, im Straßenleben wie im Architektonischen, recht europäisiert. Eine Rundfahrt mit der Droschke, die etwa dem Zuge der alten ehemaligen Stadtumwallung folgte, erwies das deutlich. Im Herzen der Stadt erhält sich freilich mit echt orientalischem Konservatismus und mit dem, dem Islam eigenen

Sinn für das Traditionelle immer noch ein Kern von Orient, aber er hat keine Möglichkeit mehr, sich zu verstärken, sich weiter auszudehnen. Denn überall herum greift schon das Europäertum mit Stadtvierteln, die naturgemäß ganz und gar den spezifischen Charakter französischer Mittelstädte angenommen haben; viele nüchterne Eisenbalkons an den Häusern und überall Holzläden vor den hochformatigen Fenstern. Sämtliche Fronten sind schmuck- und ausdruckslos gehalten, aber keineswegs aus einem Willen zum Sachlichen, sondern offenbar aus blanker Nüchternheit: „erstens kommt es sowieso nicht darauf an, und zweitens wollen wir nur etwas haben, das die Zimmer nach der Straße zu abschließt“; sie wirken immer wie etwas Nacktes, diese Fassaden.

Aber dann waren wir in den Sukhs, dem Geschäftsviertel der Mohammedaner, diesem mit Lattenwerk oder mit Matten überdachten, unendlich verwinkelten Gewirr von engen Gassen und Gäßchen, mit ein paar Moscheen dazwischen, die alle, wie mein Begleiter behauptete, für den Europäer verboten seien. Die Läden, einer unmittelbar an den andern stoßend, sind tiefe, meist viereckige Räume, denen jegliche Wand nach der Straße zu fehlt und die nachts mit Bretterwänden verschlossen werden. Das Prinzip, jedes Gewerbe in einer besonderen Gasse zu konzentrieren, ist nicht mehr ganz rein durchgeführt, aber überall noch deutlicherkennbar. Und hier war nun wirklich Orient von der sprichwörtlichen Buntheit und dem sprichwörtlichen Schmutz,

den niemand beiseite kehrt, der aber, fortwährend mit Wasser besprengt, den Steinplatten des Pflasters die annähernde Glätte einer Eisbahn zu verleihen pflegt. Hier war die Welt und der Lebensumkreis einer uns ganz fremden Menschheit, der das europäische Idol des Fortschritts ursprünglich vollkommen fehlt. „Kommst du heute nicht, kommst du morgen!“ ist das Grundgesetz ihres Lebensrhythmus. Die grellbunt und in verschiedenstem Geschmack, nach verschiedensten Moden, absolut nicht mit der uniformhaften Eintönigkeit unserer ewigen Jackettanzüge gekleideten Gestalten, alle mit rotem, schwarz bequastetem Fes, stapfen oder vielmehr wandeln in ihren Pantoffeln, mit denen man gar nicht rennen kann, schön langsam ihren Zielen zu; ebenso langsam weichen sie aus im dicken, schwerfällig aufkochenden Gedränge der engen Passagen, was aber keineswegs als Unhöflichkeit verstanden werden darf, denn das Oberste ist stets ihre Würde, und Laufen oder Hasten tun nur die barfüßigen Gassenjungen. Dabei ist die ganze, riesig ausgebreitete Kultur, die die Gedanken und Anschauungen dieser Menge lenkt, ausschließlich auf den Mann zugeschnitten, — man bedenke den himmelweiten Abstand von unserer Gefühlslage der Frau gegenüber, von Minnedienst und ähnlichem, und versuche, sich diese Einstellung einmal auf einen Augenblick zu eigen zu machen: die Frau als Sache, Objekt und Werkzeug, nicht mehr als ein Pferd, eine Kneifzange oder ein Kleiderschrank! Fast nirgends sieht man daher Frauen in den Gassen, höchstens als

Käuferinnen, als Verkäuferinnen gar nicht, und alle sind sie von oben bis unten in meterlange, weiße Zeugbahnen eingewickelt, je mehr, desto wohlhabender, und von ihrem Gesicht läßt der schmale Schlitz des schwarzen Gesichtstuchs nur die unruhigen, dunklen Augen sehen . . .

Was alles in menschlichen Augen liegen kann, wieviel Ausdrucksmöglichkeiten, eine ganze, höchst variationsfähige stumme Sprache, merkt man erst durch diese Verhüllung, die ihren Grund nicht nur in der Eifersucht des Mannes hat, der die Frau immer für sich allein besitzen will. Der Islam, der die Eitelkeit, Verwundbarkeit und Schutzbedürftigkeit der Frau trotz aller Unterdrückung ihrer Persönlichkeit genau kennt, schont sie in den langen Jahren, da sie „nicht mehr ganz jung“ ist, und zwingt, anders als unsere jetzige Mode, keine von ihnen, „Reize“ auszustellen, die keine mehr sind. Er schont aber auch die Männer, er spart die erotische Reizbarkeit des Mannes für das Haus, das Familienleben, den eigenen Harem auf und sorgt dafür, daß er außer dem Hause nicht durch ewige, von fremder Seite ausgehende Reize abgestumpft wird: sehr rückständig nach unsern Begriffen, trotzdem klug.

Aber diese Leute laufen dem Geld trotz aller Gemächlichkeit doch nicht weniger intensiv nach als wir im Okzident, nur weniger würdelos. Überall wird angeboten, angepriesen mit ein paar Worten nur oder mit einer einladenden sparsamen Geste (wenn die Betreffenden nicht gerade Levantiner oder Griechen

sind), überall wird gearbeitet und feilgehalten: Eßwaren, Kuchen, türkischer Honig, Fleisch; im Sukh el Attarine Parfüms, auch orientalische, und ich habe unter sehr vielen, sehr süßlichen dann in Ägypten endlich ein paar wundervoll herbe Gerüche von faszinierender Eigenart entdeckt, aber alle haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie ihre volle Kraft erst bei Temperaturen über 25 Grad entwickeln. In andern Sukhs wohnen die Schneider, die Weber, die Schuhmacher, und Handwerksgeheimnisse in dunklen Hintergelassen gibt es hier nicht, alle arbeiten bei weit offener Tür, stellen ihre Geschicklichkeit selbstbewußt und doch mit beherrschter Zurückhaltung aus, und die Gewandtheit der Schuhmacher, die das mit Granatbaumrinde gelb gefärbte Leder zu Pantoffeln verarbeiten, ist bewundernswert.

Unbekümmert um den Verkehr bleibt jedermann mitten im Weg stehen, unterhält sich mit Bekannten, trifft Verabredungen, besichtigt mit ihm eine Auslage, handelt um Metallwaren, Rauchgeschirre in Messing, mit Perlmutter eingelegte Hocker, bunte Lederwaren, Damentaschen und lederne Kissenbezüge; die nordafrikanischen Teppiche dagegen taugen nicht viel und können es mit den persischen an Dauerhaftigkeit in keiner Weise aufnehmen, da sie nur gewebt, nicht geknüpft werden. Aber man kauft in allen Städten des näheren Orients heute fast dieselben Sachen, und ihre Herkunft aus Europa steht in sehr vielen Fällen ganz außer Zweifel. Und siehe da: Europa hat hier über-

haupt schon seit langem gründlich Einzug gehalten, wie man bei längerem Zusehen gewahr wird; fast alle Läden sind in der Tiefe elektrisch beleuchtet, und die Schneider arbeiten auf rasselnden Singer-Maschinen uralten Datums. Nach und nach feiert man dann ein entsetztes Wiedersehen mit all dem Schund, der in unserer Jugend die gute Stube unserer Großmutter schmückte, mit Petroleumlampen im Jugendstil, Biskuitfiguren, schrecklichen Vasen und furchtbaren Öldrucken mit zuckersüßen Putten, und besonders beliebt scheinen Szenen aus Shakespeares Othello zu sein, wegen des „Mohren“ (richtiger Mauren), der eine weiße Frau hat. Europa hat ein wahres Meer von Kitsch und jedem nur erdenklichen Dreck über den armen, wehrlosen Orient ausgespien, und der hält das alles, weil es aus Europa kommt, sichtlich für wunderschön und zahlt Phantasiepreise für Dinge, die der Trödler daheim nicht mal geschenkt nehmen wollte. Ja, die Wege Gottes, dachte ich bei mir in Erinnerung an ein brasilianisches Sprichwort, sind wohl wunderbar, aber noch wunderbarer sind die des Handels mit alten Sachen. Man findet all unsern Haus-un-rat hier fast lückenlos wieder, lachend und im Grunde doch sehr beschämt, auch sämtliche Trichtergrammophone, die man in Europa fast gar nicht mehr sieht, sind hier im Orient versammelt und versüßen mit ihrer Musik — es sind wertvolle und gut klingende Apparate darunter — die Mittagsruhe der Leute in den Cafés, deren Zahl wie Sand am Meer zu sein scheint. Und nur in diesem

einen, in der Musik, ist der Orient Orient geblieben und hat sich nicht beirren lassen. Nirgends ist eine Platte mit europäischer Musik zu hören oder gar mit Jazzbesetzung. Diese sind hier absolut unverkäuflich, und die Fabriken sahen sich gezwungen, Aufnahmen von arabischen Sängern mit arabischer Musik eigens für den islamischen Orient herzustellen.

Aber trotz aller Buntheit, aller Fremdartigkeit scheint mir dieser Orient in den Sukhs von Tunis ein wenig farblos, abgeblaßt und wie fehl am Platze mitten in so viel europäisierter Umgebung; er erinnert, ich kann machen, was ich will, ein wenig an die mittelalterlichen Städtemodelle, „Alt-Nürnberg“, oder an die „holländischen Fischerdörfer“ mit menschlichem Inventar in „Originaltracht“, die wir in den Vergnügungsparks unserer Weltausstellungen bisweilen aufzubauen lieben. Und vielleicht ist die Zeit nicht fern, da man die Sukhs künstlich zu erhalten versuchen muß, um nicht eine Sehenswürdigkeit für die Fremden zu verlieren. In Kairo würde es auch bald so weit sein, wenn die Stadt nicht, den europäischen Teil abgerechnet, so groß und ausgedehnt wäre, eine Großstadt des Islam.

Aber vielleicht kam Tunis auch nicht recht auf gegen meinen so interessanten Begleiter, der mit Erklärungen nicht sparte, und der leider, nach kaum einstündigem Umherwandern, dieser ihm allzu bekannten Dinge müde geworden zu sein schien. Alle Anspielungen auf Karthago halfen nichts — da sei ja nicht viel zu

sehen, meinte er, und so kam es, daß ich weder dieses zu Gesicht bekam noch die wundervolle Säulenarkade der großen Moschee, noch die Gewölbe des Sukh des Esclaves, eine Erinnerung an die Zeiten, da man gefangene Christen hier verkaufte, noch den wegen seiner wundervollen Höfe und wegen seiner schönen Aussicht bekannten Palast des Beis von Tunis. Vielleicht argwöhnte M. S. auch, als weitbekannter italienischer Offizier, von Spionen beobachtet zu werden, und mochte sich darum an solchen Stellen, wie dem Palast des Beis, nicht zeigen. Kurzum, er führte mich in ein Café an der Avenue Jules Ferry, aus dem er erst nach Stunden wich, und dann, noch viel zu früh, nach dem Hafen und aufs Schiff. Als wir uns dort endlich trennten, war es zu spät, Weiteres zu unternehmen. Ich blieb an Bord, sah die roten Bugattis einen nach dem andern tosend vom Kai fortrollen und die Sonne sich gegen die Hügel hinter der Stadt senken.

Aber einen Ersatz für das, was ich von Tunis nicht sah, oder mehr noch als einen Ersatz bot M. S. mir während des Kaffeetrinkens durch seine Erzählungen; er hatte eine Menge nicht gewöhnlicher Abenteuer erlebt.

So war eines seiner Schiffe während des Krieges, und zwar ausgerechnet am Tag vor dem Waffenstillstand, von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden. Das Geschoß traf, obwohl er sofort die nötigen Ausweichsmanöver machen ließ — die Blasenbahn des

Torpedos war auf dem bewegten Meer zu spät gesehen worden —, und da der Dampfer bis zum Rande voll Munition war, flog er, statt mehr oder weniger schnell zu sinken, buchstäblich in die Luft. M. S., der auf der Kommandobrücke gestanden hatte, flog mit. Seine Eindrücke von dieser sensationellen Luftreise waren nicht besonders deutlich, denn er verlor das Bewußtsein und fand sich erst nach langer Zeit, schwerverwundet auf den Wellen treibend, in diese Welt voll häßlicher Überraschungen zurück. Einer seiner ebenfalls über Bord geblasenen Leute hatte ihm ein paar herumtreibende Holzplanken untergeschoben. Zum Glück kamen die begleitenden Torpedoboote, die Jagd auf das Unterseeboot gemacht hatten, nach etlichen Stunden noch einmal zurück, um nach Leuten zu suchen, so daß er aufgefischt wurde, aber die Ärzte hatten dann noch allerlei Mühe und Kopfzerbrechen gehabt, bis sie ihn wieder auf eine gebrauchsfähige Weise zurechtgenäht hatten.

Ein anderes Mal hatte er einen Gefangenen austausch, Italiener gegen Araber oder Türken, zu leiten, es war an der Küste Nordafrikas, noch vor dem großen Krieg. — Die Bedingungen lauteten, daß die Italiener ihre Gefangenen zu Schiff an den vereinbarten Platz bringen, sie dort ans Land setzen und dabei die italienischen Austauschgefangenen in Empfang nehmen sollten. Und dabei passierte es M. S., der verwegen wie immer sich ohne Begleitung ins feindliche Lager zum Kommandanten hatte führen lassen, um die For-

malitäten mit ihm zu erledigen, daß er plötzlich angegriffen und überwältigt wurde, worauf man ihm die Uniform auszog, um ihn an der Flucht zu hindern, und in ein bewachtes Zelt steckte. Und sei es nun, daß die Seinen ihn vergaßen oder daß man auf jedem der beiden Schiffe glaubte, er befinde sich auf dem andern — kurz, sie dampften ab. Aber M. S. fiel es gar nicht ein, nun seinerseits zu warten, bis er ausgetauscht wurde. In der nächsten Nacht noch machte er sich, in Unterhosen, auf und gelangte, wahrscheinlich nicht ohne einige gutgeführte Messerstiche, aus dem Lager. Und dann begann, ohne Stiefel, ohne Lebensmittel, ein tagelanger, wahrhaft phantastischer Marsch, allein durch die afrikanische Steppe, bis er, nach zehn Tagen, glaube ich, die italienischen Linien erreichte. — Eine zähe Natur, muß man sagen, und wie er es fertig brachte, sich ohne Karte und Kompaß zurechtzufinden, nicht zu verhungern oder zu verdursten, bleibt mir, selbst wenn er nur zwei oder drei Tage unterwegs gewesen wäre, unvorstellbar.

Dies und anderes erzählte er mit einer knappen Bei-
läufigkeit, als geniere es ihn etwas, von sich zu reden, oder als seien es im Grunde weiter keine Sachen von Belang, daß er einmal, beim Fluge von Tripolis nach Bengasi, abstürzte, aber mit heiler Haut davonkam. Er erzählte auch viel vom Innern des Landes, von den Oasen mit ihren Teichen und plätschernden Wasserläufen, vom Durst, den Sanddünen und den steinigten Wadis, den Regenbetten, von dem Lagerleben auf

Expeditionen und den Nächten in der Wüste, wenn der Mond nicht scheint. „Elles sont terribles“, sagte der unerschrockene Mann . . .

Jetzt lebt er, auf anderem Vorposten Europas, in der Gluthölle des italienischen Hafens Massaua am Roten Meer — wenn er noch lebt.

TRIPOLIS

In der nächsten Nacht — man braucht für die Strecke Tunis—Tripolis, die auf der Karte so kurz aussieht, gegen 38 Stunden — bekamen wir „Totes Meer“, mare morto. In der Kabine wurde es unheimlich lebendig, alles, was lose herumlag oder herumstand, Bücher, Schwämme, Zahnbürsten und Gläser, flog eins nach dem andern auf den Boden, rollte in fröhlichem Durcheinander um und unter die ebenfalls in Bewegung geratenen Stiefel und Handtaschen, die Kleider, die an Haken hingen, standen in steilen Winkeln von der Wand ab in den Raum hinein, die Holzfüllungen der Wände knarrten und ächzten wie verdammte Seelen, und nicht festgemachte Türen donnerten draußen im Gang. Quer zum Kurs, aus östlicher Richtung, schoben sich, regelmäßig wie ein Uhrwerk, gewaltige, völlig glatte Wellenberge gegen das Schiff, und dieses, nur leicht beladen, arbeitete wie ein Leichtathlet beim Hürdenlauf den ganzen langen folgenden Tag. Bei den Mahlzeiten — an diesem Tag schmeckte mir das Essen trefflich — sausten die verschiedensten Gegenstände, Gläser voll Rotwein und Senftöpfe, durch den Speisesaal, den Stewards an die weißen Jacken, trotzdem Schlingerbretter über die Tische geschraubt waren, so



Kamelmarkt



Die Hoteldirektrice

daß alles in engen, oben offenen Kästen stand, und in der Anrichte nebenan krachte Geschirr zersplitternd auf den Boden. Die Stewards dabei servieren zu sehen, war eine erstklassige Varietévorstellung, bald langten sie die Schüsseln aus unwahrscheinlichen Tiefen zur Tafel herauf, bald von Bergeshöhen herab, sie wankten nicht ein einziges Mal, aber bis zum Abend hatten sich nicht weniger als fünf Passagiere beim Hinfallen mehr oder minder stark verletzt.

Es war also kein Vergnügen, es war sehr ärgerlich. Denn das Wetter blieb den lieben, langen Tag über wundervoll; blauer Himmel, wärmende Sonne, nicht der leiseste Lufthauch. Weder tosend sich brechende Schaumkronen noch sausender Wind in den Masten; keine einzige See kam über Deck, und angesichts dieser friedlichen Stille schien das wilde Rollen des Schiffs recht grundlos und ungereimt. In dem lärmenden Chaos drunten in der Kabine, wo man hätte die Koffer packen sollen, da die Ankunft in Tripolis in aller Frühe erfolgen sollte, mochte man nicht sein; so blieb nichts übrig, als stundenlang an Deck hin und her zu spazieren, was schließlich nicht so schwer war, wie es schien, wenn man erst den Trick heraus hatte, den die Seeleute bei solchem Wetter anwenden: alle Bewegungen des Schiffes durch Beugen der Knie aufzufangen und den Körper stets genau in der Senkrechten zu halten . . .

DAS PARADIES DER KATZEN

Auf der östlichen Seite, angelehnt an unübersehbar große Dattelpalmenbestände, kurvt sich die Stadt längs des flach gerundeten, niederen Strandess als ein Band heller Architekturen, in der Mitte unterbrochen durch den herrischen Umriß eines hart am Wasser liegenden Kastells. Seine riesigen, klotzhaften Dimensionen muten ein wenig mittelalterlich-europäisch an, und tatsächlich wurde es im 16. Jahrhundert von den Spaniern erbaut, als sie unter dem deutschen Karl V. hier für eine kurze Zeit festen Fuß gefaßt hatten. Außer diesem gelblichen Viereck von doppelter Haus höhe überragen nur wenige, mit grün gestrichenen Spitzen versehene Minaretts die der Schornsteine gänzlich ermangelnde Ebene der flachen Dächer.

Schon von hier draußen, wo Leuchtbojen die Durch fahrt durch einige Riffe in den nach Osten offenen Hafen weisen, sieht alles an Land höchst ordentlich, neu gestrichen und instand gesetzt aus, sogar das alte Kastell, und M. S. — vielleicht hat er mehr Anteil an dieser repräsentablen Fassade, als er merken lassen will — zeigt es mir mit ruhigem Stolz: hier, westlich vom Fuß der Mole, an der von Riffen verlagerten Küste, beim Denkmal der im Tripoliskriege gefallenen Italiener das Viertel der Mohammedaner, etwa in der Mitte das der Juden, dort östlich vom Kastell, bis zu den Palmenbeständen, wo über den lückenhafter werdenden Häuserblocks die Kuppeln der christlichen

Basilika und des neuen Gouverneurpalastes schweben, das der Europäer; dies Weiße gleich neben dem Kastell ist das Grand Hotel. — Man merkt von weitem, daß es ein „Palace“ mit mindestens 200 Zimmern ist, und der Anblick des Ganzen gefällt mir sehr, besonders in Anbetracht meiner Absicht, lange in Tripolis zu verweilen. „Sauber“ ist das hier zutreffende Wort, und da mir in der Eile weder ein französischer noch ein italienischer Ausdruck dafür einfällt, sage ich es ihm auf spanisch: „limpio“, was er auch schnell und zufrieden lächelnd versteht.

Natürlich ist nicht alles Gold, was so glänzt, der erste Gang durch die Eingeborenenviertel beweist es zur Genüge, man sieht das redliche Bemühen einer hygienisch gesinnten Stadtverwaltung im Kampfe mit dem uralt gewohnten Hang der Moslim zur Nachlässigkeit. Orient bleibt eben Orient, und von der Reinmachepsychose, die bei uns unzählige Hausfrauen, ja ganze Völker beherrscht, ist er bisher vollkommen freigeblieben. Allerdings darf man nicht vergessen, daß es keine Kunst ist, die Städte und Wohnungen sauberzuhalten, wenn man so überreichlich Wasser hat wie wir in Europa, so daß man, wie das in Paris geschieht, ganze künstliche Bäche an den Bordschwellen der Straßen entlang fließen lassen kann; die durchschnittliche Wasserknappheit in allen Ländern des Islam und ferner die durchschnittlich hohe Trockenheit der Luft, die um ein Vielfaches mehr Staub erzeugt als heiteres Wetter bei uns, tragen viel zu dem bei, was man ver-

ächtlich den orientalischen Schmutz zu nennen pflegt. Das erfuhr ich auf eine sehr eindringliche Weise, weil ich nämlich im Hotel als erstes eine Reinigung meiner Fensterscheiben von dem darauf klebenden Sand und Staub erzwang, und ich war dann nicht wenig erstaunt, als sie schon nach 24 Stunden fast denselben Grad von Undurchsichtigkeit wiedergewonnen hatten. Seitdem habe ich nie mehr versucht, in die Reinlichkeitsaktionen der Hotelleitung einzugreifen, weil man ja schließlich auch nicht verlangen kann, daß einem auch die Fenster alle Tage gesäubert werden. — Die Scheiben der eleganten Geschäfte auf dem Corso Vittorio Emanuele, der natürlich auch hier nicht fehlen darf, waren allerdings immer spiegelblank, aber ich glaube, die Inhaber ließen sie wenigstens zweimal am Tage putzen.

Nachher betrachte ich lange Zeit von der Dachterrasse des Hotels aus die Aussicht, teils schön durch die Weite des Blicks, teils kurios, und finde, daß es hier gut zu leben sein wird. Das Hafenbecken, in der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft angelegt und heute noch viel zu groß für eine Stadt von etwa 70000 Einwohnern, breitet sich dicht unter mir aus mit verankerten Fischerbooten und Prahms. Links drüben, wo in einem Gewirr von Verwaltungsgebäuden der Leuchtturm steht und wo sich die Kais für die Dampfer befinden, stößt die mehrere Kilometer lange Mole als Verlängerung einer kleinen Landspitze gradlinig über einige Riffe vor, um weit draußen in großem

Bogen nach rechts zu dem Palmenufer hinüberzubiegen, so den Hafen gegen Norden und auch ein gutes Stück gegen Osten abschirmend, und weit jenseits von allem kreist in gewaltigem Bogen der Meereshorizont. — Die andere Hälfte des Ausblicks, die kuriose, geht über die weißgekalkte, auf der linken Seite vom Kastell, auf der rechten von drei weißen Minarets überragte Ebene der Dächer hinweg, die genau genommen gar keine Ebene ist, auch wenn man von den gähnenden Schächten der Höfe absieht, denn die Höhe der Häuser differiert ziemlich stark. Es zeigen sich hier viele unerwartete Dinge dem erstaunten Blick, die Kronen niederer Palmen, aus Gärten hervorlugend, in einer plötzlichen Einsenkung ein paar Kuppeln von Marabuttos, Heiligengräbern, ein unerklärlicher Geröllhaufen daneben, einige Benzinfässer unbekanntem Zwecks und unbekanntem Inhalts — Menschen fast nie. Es ist einsam in der kahlen und nüchternen Stadt über der Stadt, und die Katzen, deren es unzählige in Tripolis gibt, haben hier oben ihre Jagd-, Kampf- und Liebesgründe und ein ideales, ungehindertes Auslauf- feld bis in die fernsten Gegenden und Häuser, nach denen ihnen etwa der Sinn steht.

Nicht nur des Ausblicks wegen verdient sie eine ausführlichere Beschreibung, diese leere, von leeren Wäscheleinen überkreuzte und durch den ummauerten Schacht unseres Innenhofes unterbrochene, weiße Terrasse. Da ich sie von meinem Zimmer aus, das in einem Aufbau an der rückwärtigen Seite untergebracht ist,

mit einem kleinen Sprung über die Fensterbrüstung erreichen kann, und da die einzige Störung hier — mag unten im Haus geschehen, was will — die Neger sind, die mein Zimmer zu reinigen kommen, sitze ich ganze Vormittage lang in der allmählich immer gefährlicher werdenden Frühlingssonne Afrikas, Stunden und Stunden lang träumend oder arbeitend. Bis mich ein Rufen aufschreckt: auf dem unter der Spitze des nächsten Minarets rundum laufenden Balkon ist ein Mann erschienen, „der Muezzin, der die Gläubigen zum Gebete ruft“; das gibt es also nicht bloß in den romantischen Büchern von Karl May, sondern in der noch viel romantischeren Wirklichkeit. Er hat gar keine schöne Stimme, der beturbante Mann da drüben, er hat auch weder Sprech- noch Gesangsunterricht genossen, aber er hält die rechte Hand flach vor den Mund, die linke seitlich an die Kinnlade, offenbar zum Zwecke einer wohlberechneten Schallverstärkung, und sein rauh heulendes, in jähen Intervallen auf und ab steigendes und dennoch monotones „Allah il Allah“ und was er sonst außerdem ruft, dringt durch die fünfzig Meter sonnenflirrende Luft tatsächlich bis zu mir hin, ja sogar in mein Zimmer, und er mahnt mich, noch vor dem pünktlich um 12 Uhr vom Kastell donnernden Schuß, daß es Zeit ist, zum Mittagessen zu gehen.

Auch den prasselnde Staubwolken aufwirbelnden Ostwind erlebe ich auf meiner Terrasse und die Regenschauer aus schwer von Westen herauf sich wälzenden Wolken, die uns der frostig verregnete Frühling Euro-

pas immer und immer wieder herüberschickt, denn die ganze so weit entfernte Nordküste Afrikas mit alleiniger Ausnahme von Ägypten steht noch unter dem Einfluß der nordatlantischen Depressionen und bekommt vom schlechten Wetter Europas meist ihr Teil ab. — Und ganz bemerkenswert wird der Aufenthalt hier oben, wenn der aus brandroten Wolken mit einem eigentümlichen, hohlen Pfauchen herabsausende Schirokko kommt, der hier in Tripolis „Ghibli“ genannt wird. Die an 200 Kilometer entfernte Wüste im Süden pflegt die Kälteeinbrüche nach Europa ziemlich regelmäßig mit diesem fatalen Windchen zu beantworten, wobei das Thermometer schon Anfang April für ein paar Stunden auf 35 Grad steigt, die Stadt wie ausgestorben daliegt und schließlich die ganze Welt, Himmel, Meer und Häuser, in einer einzigen, trübgrauen, brühheiß durchsausten Staubwolke verschwindet, so daß ich kaum die beiden unten am Hotel vorbeiführenden Kaistraßen erkennen kann.

Von den übernatürlich hellen Mondnächten dieser Breiten scheint mir geraten zu schweigen, denn der Mond ist hier wirklich, was man ihm anderswo fälschlich nachsagt: Verzauberer von allem und jedem, selbst weißgekalkter Dächer, Erwecker und Essenz aller orientalischen Märchenpoesie — — und ich möchte um keinen Preis kitschig werden. So schiebe ich vor dieses Bild das der anderen Nächte, ihre unter starken Sternen ausgespannte, von den Blitzen des Leuchtturms und der Einfahrtsbojen draußen nervös durchirrte

Dunkelheit, in die meine von der Tagesgrelle überreizten Augen wie erblindet hineinstarren. Nirgends in Europa habe ich die Nacht je als so lebensfeindlich, so als Antipoden des Tages, so seelisch lähmend empfunden — — manchmal allerdings, wenn Landwind stand, war sie auf eine fast betäubende Weise durchweht von dem sehr süßen, aufreizenden Duft geheimnisvoller Blüten, die ich nie zu sehen bekam. — — Und darum, wegen aller dieser Dinge, besonders aber wegen meines türmerhaften Daseins über der Stadt, mitten zwischen Wolken, Meer und Landschaft, habe ich dieses öde, blendende Viereck meines Hausdaches heiß geliebt. Mitsamt der Fahnenstange, der niederen Ummauerung und den schwarzen Teerstreifen längs der Sprünge im Zement, nicht zu vergessen die jaulenden und schattenhaft über die Mauern setzenden Katzen und die niemals fortgeschafften, vom Wind aus einer Ecke der Terrasse in die andere gewehten Schmutzhaufen, bestehend aus alten Wäscheklammern, zerbrochenen Injektionsampullen, Staubsand und Katzendreck . . .

ÜBER HOTELDIREKTRICEN UND DIE MEINUNGEN DES NEGERS ALI

Das gut eingerichtete Hotel steht — wohl ein Unikum, aber ein höchst modernes — unter weiblicher Leitung. Der „Padrone“, wie man den Besitzer nach italienischer Manier nennen muß, hat noch andere

Geschäfte und andere Hotels und läßt sich nur zweimal in der Woche auf ein Stündchen sehen, um die Gelder einzukassieren.

Die Direktrice ist aber nicht etwa Europäerin, sondern eine ältere, früher einmal schön gewesene, großäugige Jüdin aus Tripolis, die auf den exotisch klingenden Namen Khéria hört. Emanzipiert und vornehm, wie sie ihrer Stellung nach ist, nennt sie ihre Terrierhündin „Didi“ und ihren Angorakater gar „Floufli“. Schon in aller Frühe sieht man sie aufs sorgfältigste bemalt und geschminkt an Augenbrauen, Mund, Wimpern und Fingernägeln. So stapft sie bloßfüßig, in weiten Pantoffeln, die strähnig fetten Haare unter seidnem Kopftuch versteckt und von vielen Metern grellfarbigen, aber geschmackvoll zusammengestellten Seidenstoffen umhüllt, durch die überhohen, mit Fliesen gedeckten Korridore des Hauses, selbst jetzt bei der Arbeit geschmückt mit silbernen Armreifen und Halsketten, an denen schwere Goldmünzen baumeln. Gerüchten zufolge, die die beiden ihr unterstellten Neger mir zutragen, soll sie unter all dem Gewirr von Stoffbahnen um Busen und Hüften, das auf eine unerklärliche Weise zusammenhält, europäische seidene Hemdhöschen tragen.

Mit diesen beiden Negern also, die das ganze Bedienungspersonal des Hotels darstellen, verwaltet sie das Haus mit Sorgfalt, trotz der brutalen Manieren, die der Padrone ihr gegenüber annimmt, und hat dabei gar keinen leichten Stand mit ihren Untergebenen, zu-

mal beide Mohammedaner sind und demzufolge über Frauen nicht sehr respektvoll denken. Zänkereien und Auseinandersetzungen mit ihnen sind an der Tagesordnung, sie streiten sich in ihrem kehligen, etwas röchelnden und stolpernden Arabisch, daß das Haus schallt und der Lichthof nicht minder, man glaubt auf der Terrasse, nun würden sie sich da unten alsbald in die Haare fahren. Aber das Papageiengekreisch der Jüdin, bis zum Überschnappen spitz werdend, behält regelmäßig die Oberhand, und nach einer Weile packen die Stimmen der Neger hörbar ein, um dann schließlich in einem leiser und leiser werdenden Strom weinerlicher Anklagen empört von dannen zu schwimmen — — und dann summt die von Schwalben durchkreuzte Luft droben auf meinem Dach wieder still über der sonnenweißen orientalischen Stadt.

Der eine der beiden Neger ist lungenkrank und muß sich schonen, der andere führt den Namen Ali, mit dem Ton auf der zweiten Silbe, wie er mir klarmacht. Er ist ein ziemlich rassereines Exemplar, mit wulstigen Lippen, braun rollenden Augäpfeln und beneidenswerten, wenn auch ganz gelben Zähnen und stammt aus dem Fessan, dem südlichsten Teil Tripolitaniens; seine Väter mögen durch den Sklavenhandel dorthin gekommen sein. Kurz und stämmig, mit seinem abgetragenen blauen Jackettanzug, steckt er den dicken Schädel mit dem roten Fes darauf durch die Fensteröffnung meines Zimmers und ruft mir über die Terrasse

hinüber zu: „Camera pronta!“ Denn er hat, in all den Jahren, noch nicht richtig Italienisch gelernt und behandelt diese kultivierte Sprache unentwegt wie einen primitiven Negerdialekt: alle Zeitwörter setzt er in den Infinitiv, und meistens spart er sie sich überhaupt. Nach dieser Ankündigung, die bedeutet, ich könne mich nun drinnen zum Ausgehen fertigmachen, beginnt er gewöhnlich erst, den Fußboden des Zimmers mit einem riesigen Besen so energisch zu kehren, daß aller Staub, von kleinen Restchen abgesehen, in die Luft gewirbelt wird, was er offenbar für das Zweckmäßigste und Hygienischste hält; mit der Verwendung von Wasser ist er äußerst schüchtern und vorsichtig. Wenn der andere Neger gerade in der Nähe ist, schwatzt und dalbert er mit ihm während dieser Prozedur auf die jungenhafteste Weise und völlig ungeniert vor mir, denn ich kann ja ihre schlechten Witze nicht verstehen, ich vermag nur den Grad ihrer Saftigkeit an dem ausbrechenden Gewieher zu taxieren. Lieber aber spinnt er eine kleine Unterhaltung mit mir an — warum sollten auch zwei Gebildete nicht Gedankenaustausch miteinander pflegen? Daß ich zu dieser Kategorie von Leuten gehöre, beweist ihm meine Schreibmaschine, an der er, wie an allem Maschinellen, gar zu gern mit dreisten, aber völlig untalentierten Pfoten herumbastelt, am liebsten würde er sie ganz und gar auseinandernehmen; und was seine Person anbetrifft, nun, so kann er sogar Italienisch lesen und seinen Namen schreiben, in drollig großen, eckigen Krakeln. Also fühlt er sich mir durch-

aus ebenbürtig, etwa nach der Logik: alle Gelehrten können lesen und schreiben, folglich ist man schon gelehrt, wenn man lesen und schreiben kann. Diese strahlende Naivität ist mir ein ewiges, geheim lächelndes Vergnügen, durch nichts wird mir so klar, daß ich nicht mehr in Europa bin, sondern in einem Lande, wo unsere Begriffe nicht mehr gelten, weil nämlich Lesen und Schreiben, uns in Europa so selbstverständliche Künste, hier plötzlich ganz große Künste und gar nicht selbstverständlich sind.

Meist kommt er sehr bald auf die Weiblichkeit zu sprechen, Anfang der Zwanziger, wie er ist; sorglos ins Blaue hineinfabulierend, behauptet er heute, so viel gespart zu haben, daß er sich morgen die Frau kaufen werde, auf die er sich schon lange und brünstig freut, am folgenden Tag aber will er es nur noch mit weißen Frauen zu tun haben, und wenn er dann sieht, daß ich ihn abzulenken versuche, beginnt er sie auf eine unanständige Weise zu loben und schmatzt mit den Lippen, um sein Entzücken über sie zu malen. Das übliche lächerliche und kindhafte Gefasel der Farbigen, er renommirt, denke ich anfangs, aber dann erweist sich doch, daß er hier im Hotel schon öfter Gelegenheit bekam, sich bei momentan einsamen Europäerinnen nützlich zu machen, eine hatte sogar die Geschmacklosigkeit, ihm Liebesbriefe zu schreiben, in einem so schlechten Italienisch, daß man auf eine Ausländerin schließen muß. Das ist ihm natürlich unerhört zu Kopf gestiegen, die Herrenallüren der hier absteigenden italienischen

Offiziere, die ihn behandeln wie ein laufendes Stück Holz, nimmt er keineswegs mehr ernst, er duckt sich zwar, aber er weiß, was er weiß von der andern, den Negern angeblich so überlegenen Rasse, und seine geheimen Erinnerungen und Trümpfe kann keine noch so schlechte Behandlung ihm nehmen. Er hat es auch schon heraus, daß man es in den französischen Kolonien mit der Rassentrennung lange nicht so streng nimmt wie unter italienischer Herrschaft, und am liebsten möchte er natürlich, aus leicht zu durchschauenden Gründen, nach Europa . . .

Manchmal unterhalten wir uns auch über die Kämpfe im Innern des Landes, denn man muß wissen, daß Tripolitanien, das beiläufig fast doppelt so groß ist wie Deutschland, den Italienern nur auf der Landkarte ganz gehört; in Wirklichkeit beherrschten sie zur Zeit meiner Anwesenheit dort nur ein Stück längs der tunesischen Grenze bis etwa Ghadâmes, einen Streifen von etwa 150 Kilometer Tiefe längs der Küste des Mittelmeers, also etwa bis dahin, wo die eigentliche Wüste anfängt, und endlich etliches Terrain an der Ostgrenze gegen Ägypten. Und an den Rändern der Wüste nun schwelt, von Europa völlig unbeachtet, dauernd und unablässig ein erbitterter, recht blutiger Guerillakrieg, blutig vor allem für die Beduinen. Man nennt sie hier kurz: die Rebellen, die Aufständischen, aber genau genommen war es so, daß diese Stämme, von ihren Scheichs nach uralten Rechtsvorstellungen, dem „Gesetz der Wüste“ in patriarchalischem Absolutismus

regiert, niemals die Herrschaft irgendeiner Macht anerkannt haben, weder die der Römer, noch die der Byzantiner, Araber, Spanier, Türken. Daher sie denn auch die plötzliche Aufforderung, sich nunmehr als Italiener zu betrachten und Steuern zu zahlen, entrüstet und in dem Gefühl: Wie kommen denn die Europäer zu solchen Unverschämtheiten? ablehnten und sich zur Wehr setzten. Dazu gebrach es ihnen nämlich weder an Geld — man flüstert von Goldlagern in der Wüste — noch an den nötigen modernen Gewehren, da es den Franzosen, bei ihrer Animosität gegen die Italiener, natürlich eine Wonne ist, diese nebst viel Munition den Arabern zu verkaufen, die sie dann über die Hunderte von Kilometern langen, auch mit Flugzeugen nicht zu kontrollierenden Grenzen leicht hinüberschmuggeln.

Wie es im kolonialen Kleinkrieg immer ist, wechselt das Glück sehr, und die Italiener haben keinen leichten Stand, schon im Hinblick auf die Transport- und Wasserschwierigkeiten in der Wüste. Auch waren die Scheichs so verständig, sich unter dem Oberbefehl eines gewissen Achmed Sef en Nassr zusammenzutun, der ein glühender Feind Europas und ein militärisch wie politisch recht befähigter Mann sein muß. Nicht selten gelingt den Beduinen ein Handstreich an unerwarteter Stelle, aber trotzdem kämpft Sef en Nassr (was Schwert des Sieges bedeuten soll) auf verlorenem Posten, sein Widerstand ist eine Frage der Zeit und der Geldmittel, die die Italiener gerade für diese Sache übrig haben.

Das sage ich dem Ali, aber er denkt sehr skeptisch über das Können der Weißen und ist durchaus nicht meiner Meinung. Es ist ja auch noch kein Jahrzehnt her, daß Sef en Nassr vor Tripolis stand, während die genasführten italienischen Kräfte die Wüste nach ihm absuchten. Ali glaubt daher, ebenso wie wahrscheinlich auch die Scheichs, daß die von Mussolini veranlaßte Energie der italienischen Kriegführung bald wieder erlahmen werde. Seine Heimat, das Fessan, meint er, würden die Italiener jedenfalls nie erobern, wobei er einiges Dunkle andeutet, woraus man teils auf besondere Terrainschwierigkeiten dort, teils auf besondere Kriegstüchtigkeit der südlichen Stämme schließen darf. Aber ich glaube, er hat sich geirrt, denn schon heute, dreiviertel Jahre später, verbreiten Telegraphenagenturen die Nachricht, daß Mursuk, die Hauptstadt jenes Landesteils, gefallen sei.

Da es in der Stadt nur eine einzige Tageszeitung, natürlich faschistischer Richtung gibt, von der man nur diejenigen Nachrichten erwarten darf, die den Italienern genehm sind, ist mir Ali sehr nützlich, und ich gebe darum die häufig recht faden und albernsten Unterhaltungen mit ihm nicht auf. Denn immer weiß er etwas, was nicht im Blättchen stand und was dann die Italiener, wenn man sie fragt, widerwillig zugeben. Will er einmal nicht mit der Sprache heraus, so helfen mit starkem Zigarrentabak gefüllte, einheimische Zigaretten, denn die sogenannten Orienttabake sind ihm zu leicht. Noch besser wirken ein paar Soldi für eine Flasche Bier, die

er sich aus einem benachbarten Albergo über die Dächer hinweg holt, damit die Jüdin seine Abwesenheit nicht merkt. Die für seinesgleichen so nützlichen Vorschriften des Koran gegen den Alkohol beachtet er recht wenig, man weiß überhaupt nicht recht, woran er glaubt, wahrscheinlich glaubt er ausschließlich an die europäischen Maschinen, besonders an Autos, und an die weißen Frauen. Die Lieder seiner Heimat, oder die hier im Norden gangbaren Volksweisen will er mir nie singen, meist sind es unanständige Texte, die er mir auf meine Aufforderung hin vorsetzt, dagegen trällert er häufig, mit nicht unschöner Stimme, die momentan bei den Italienern gesungenen Schlager, die immer etwas andere sind als sonst in Amerika und Europa. Manchmal, wenn der Geist der Geldgier über ihn gekommen ist, macht er mir sanfte Vorwürfe, daß ich nicht lieber arabische Stunden bei ihm nehme statt immerfort an anderem zu arbeiten, aber ich hüte mich wohl, darauf einzugehen, ich ahne, was für einen schauderhaften Provinzdialekt ich bei ihm lernen würde, selbst wenn dabei keine fatalen Mißverständnisse infolge seines greulichen Italienisch vorkämen. Er hält sich immer noch eine Weile bei mir im Zimmer auf, wenn er längst mit der Arbeit fertig ist und ich ihn fortwünsche, bis die scharfe Stimme der Jüdin von unten ruft, worauf dann ob der Zeitversäumnis und irgendwelcher Arbeiten, die er falsch gemacht oder vergessen hat, die Zänkereien, die einen gewissen astronomischen Abstand voneinander einhalten, von neuem entbrennen.

Nachts sitzt er manchmal, wenn es warm ist, mit dem andern Neger zusammen unten im Lichthof vor der Spiritera, dem hier, mangels Leuchtgas, allgemein üblichen Spirituskocher, und bereitet sich ein arabisches Abendessen nebst einem Kaffee über einem durch den Fächer in Glut gehaltenen Holzkohlenfeuer. Wenn beide dann „in Stimmung“ und wohl auch etwas alkoholisiert sind, singen sie auch mal etwas Arabisches, recht ernst zu nehmende Musikstücke, teils in harten chromatischen Folgen von vier oder fünf Tönen, teils mit jähen und leidenschaftlichen Sprüngen durch die verschiedensten Höhenlagen, wobei die Struktur der einzelnen kurzen Tonzeilen offenbar das Wichtigste und das hauptsächlichste Ausdruckelement ist, während der Rhythmus oder besser die Länge der einzelnen Töne eine geringere und die Harmonisierung gar keine Rolle spielt. Und wieder ist die Nacht auf meiner Terrasse sehr still und dunkel, das so störende Gebell der Hunde fehlt in orientalischen Städten fast ganz, nur die Katzen schreien, der Leuchtturm zuckt. Wenn die Neger unten schweigen, hört man aus dem nahen Arabercafé neben dem Kastell eine arabische Grammophonplatte herauf, Gesang einer scharf näselsnden Stimme, von teils klirrenden, teils flötenhaft tutenden Instrumenten begleitet, ganz anders, als unsere Komponisten „orientalische“ Musik sich vorzustellen und nachzuahmen pflegen; man ahnt eine starke und präzise Kraft des Ausdrucks, wenn erst einmal das Ohr beginnt, sich einzuhören; fast immer ist es melancholisch,

selten brünstig oder heiter, nie rührselig, aber vor allem sehr voll Unruhe und sehr fremd . . .

Und dieses nun war Ali, ein in Schnürstiefeln und Jackettanzug steckender Naturbursche größtenteils, mit den unerforschlichen Hintergründen seiner noch unentwickelten Rasse, keineswegs wissensdurstig, aber neugierig wie ein Kind und voll naiver Selbstüberschätzung; teils aber auch schon verdorben zum geldsüchtigen, pfiffigen und skeptischen Erdenbürger, nicht ohne Renommiersucht und Lügenbeutelei, dickfellig und schlampig, wenn auch nicht gerade faul, und vor allem gutmütig-leichtfertig; ein echter Neger somit, ein Neger von heute, aber als solcher weder hoffnungslos dumm noch hoffnungslos böse, nicht wenig belustigend, aber auch etwas bedenklich, und alles in allem doch ganz gut zu leiden.

VON BETTLERN, BLINDEN UND ALLEN ARMEN

Ich nehme den einen aus ihrer unzählbaren Menge, denn fast alle sind wie der eine.

Der eine, der mir so oft begegnete und auffiel, bis ich merkte: das ist der, der dir gesandt ist, auf den du aufmerken, dem du nachspüren sollst, um die Größe einer wirklichen Armut zu ermessen.

Ein Etwas, über einen Stock gebeugt, schleift humpelnd staubig verkrustete Füße hinter sich her, den

ausgemergelten Körper von grauen Lumpen weitfältig verhüllt, graue Lumpen als Kapuze über den Kopf gezogen, Lumpen, die früher einmal ordentliche Zementsäcke waren. Das dunkelbraunlederne Gesicht ist ganz voller Pockennarben und von den Jahren wie mit wütenden Krallen zerfurcht; das Alter hat nichts Schönes an ihm gelassen — außer dem Namen, auf den er hört: M'r-djān — diesem wie ein rauher Schrei anhebenden und in einem dumpf klingenden Vibrieren endenden Namen.

Nirgends und niemand weicht er aus im Menschengewühl der Gassen und Sukhs, nicht einmal den europäischen Offizieren, die stolz und blendend weiß daherkommen und ihn nicht ansehen; er schleppt sich eigentümlich herrisch geradeaus, und die Augenlider hängen ihm bewegungslos herab, tot, entzündet und eingefallen: er ist blind, blind zu allem andern. Der Staub hat das gemacht, der schreckliche, scharfe Staub Afrikas und seine erbarmungslos grelle Sonne.

Da setzt er sich mit tastender Umständlichkeit auf die etwas ausgetretenen Marmorstufen vor dem Portal der Moschee im Sukh el Turk und lehnt sich gegen die wundervoll geschnitzte Tür aus grünschwarz gefärbtem Holz mit den sechs staubumrandeten Zypressen im Mittelfeld. Aber schon haben die patrouillierenden Schutzleute ihn gesehen, der rechte, der Weiße, macht nur eine unwillige Bewegung mit dem Stock, und der Linke, fast genau so gekleidet und bewaffnet, aber durch den Fes als Mohammedaner gekennzeichnet,

folgt der stummen Anweisung und ruft dem Bettler befehlend zu, aufzustehen.

Der schreckt aus dem Entschlummern und ist so müde und hinfällig in diesem Augenblick, daß er keine Möglichkeit findet, keine Kraft, sich zu erheben; es sieht aus, als wolle er auf allen vieren davonkriechen. Die Schutzleute sind viel zu vornehm, alle beide, dem kläglichen Schauspiel ein Ende zu bereiten und ihm zu helfen, da tut es ein mitleidiger Stammesgenosse, der zufällig vorbeikommt, nicht viel weniger alt, gebeugt und elend. M'r-djān muß weiter.

Aber er kennt die Gassen, die Sukhs, Sciaras und Zenghets der Stadt, an den Geräuschen des Handwerks, dem Klappen der Webstühle, dem Hämmern der Kupferschmiede unterscheidet er sie, an den Gerüchen die der Fleischer und Bäcker, und wahrscheinlich kennt er auch die Stimmen der einzelnen Ladeninhaber, und beurteilt danach, welche von ihnen hart und welche mitleidigen Herzens sind. Er weiß auch immer genau, wo er ist, selbst an dem Triumphbogen des römischen Kaisers Mark Aurel findet er vorbei und hinüber über den von Autos belebten Platz vor dem Uhrturm, wo der Korso der Europäer anfängt.

Mit der leicht erhobenen Hand ertastet er das korinthische Kapital der tief in den Boden gesunkenen antiken Säule, die in eine Hausecke der Sciarā Arbaa Aarsaat eingemauert ist, wo die jüdischen Schneider ihr emsiges Wesen treiben, er weiß auch den mitten im Weg stehenden Prellstein zu vermeiden, der die Radler

mahnt, abzusteigen. So lehnt er jeden Mittag, wenn ich durch die Straße komme, an der Tür eines reichen mohammedanischen Hauses in der Nähe, mit stattlich verziertem Holzbalkon für die Insassinnen des Harems, mit breiter Doppeltür und glänzendem Messingklopper, und er ruft, mit demütig gesenktem Kopf, etwas Rauhes, psalmodierend Klagendes — immer und jeden Tag dasselbe — gegen die geschlossene Tür, Allah — Mohammed versteht man. Den Klopper zu berühren wagt er gar nicht.

Was denkt er wohl, wie er so dasteht? Er denkt sicher nicht, daß man den reichen Mann da drinnen erschlagen müsse, weil er mehr besitzt als M'r-djān, der Bettler, ein Haus und zwei Frauen oder gar drei, er denkt höchstens: gut, daß Allah einige reich machte, denn sonst könnte mir niemand heut ein Mittagessen geben . . . Und in der Bewegungslosigkeit, mit der er lauschend wartet, ob der Türspalt neben seinem Ohr sich heute wieder öffnen wird oder nicht, in der Art, wie er seine Schüssel in Empfang nimmt, sich dann hinhoukt und mit den Fingern löffelt, ist eine so vollendete Ergebung in sein Geschick und eine so wunderbare Geduld, die ganz genau weiß, daß es auf Besitz oder Nichtbesitz im Grunde sehr wenig ankommt. Es kommt höchstens darauf an, daß man sehen kann, dieselbe Sonne sehen kann, die ihm die Augen verbrannt hat . . .

Wenn er dann fertig ist, steht er vom staubigen Pflaster auf, es fällt ihm schwer. Er schleppt sich weiter

um die Ecke, ein breiter, nicht überdachter Sukh mit lauter Läden jüdischer Kaufleute liegt vor ihm. Er sieht die fürchterlich hineinbrennende Sonne nicht, vor der alle Welt sich in den schmalen Schatten an der Seite drückt, er wandert mitten hinein, Schatten ist um ihn, Schatten, fast verschwindet er in der Blendung . . .

Er allein verkörpert mehr Elend als eine ganze europäische Industriestadt, wer von Armut redet, ohne diesen gesehen zu haben, redet von einer Sache, die er nicht kennt.

Was hat er von der Welt? warum lebt er? — Allah allein weiß es.

★

Nach diesem fällt mir ein nacktfüßiges, kaffeebraunes Bürschchen mit Mandelaugen und negerhaft breiten Backenknochen auf, das ebenso arm und ebenso schmutzig ist, ebensolchen zusammengestülpten Sack über dem Kopf trägt und bisweilen auch schon Entzündungen an den Augen hat, die indes vorerst noch schnell wieder verschwinden, — es scheint mir außer allen äußeren Einwirkungen auch eine besondere Disposition der hamitischen Rasse für Augenkrankheiten vorzuliegen. Denn obwohl Augen und Gesichtshaut bei mir anfänglich leiden, so vermochte ich mit subtilster Reinlichkeit und viel Borwasser diese Phase doch zu überstehen, bis ich völlig abgehärtet gegen den Staub war und die mißliche Aussicht, deswegen wieder

abreisen zu müssen, nicht mehr bestand. Wozu allerdings die dunkle Brille das ihre tat, die dann später in Ägypten, wo die Sonne noch viel steiler und sengender brannte, merkwürdigerweise überhaupt nicht mehr nötig war. —

Sicher ist es besser, am Anfang des Lebens Betteln zu müssen als am Ende; vor dem alten M'r-djān hat dieser kleine Kerl seine Jugend von vier oder fünf Jahren voraus, und Jugend ist Zukunft und überhaupt alles an Möglichkeiten und Hoffnungen. Er trippelt mit seinen kleinen braunen Beinchen einem so eifrig nach, er windet sich neben mir so geschickt durch das Gewühl des Korsos, um die Münze, nach der ich suche, aufzuschnappen, und er weiß seine unverständliche Bitte so natürlich nett und liebenswürdig hervorzu-zwitschern, daß ich mir ihn eines Tags zum „Privatbettler“ erwähle. Das heißt, er bekommt nun jeden Tag etwas, eine wechselnde Kleinigkeit nur von ein paar Centesimi, je nachdem mir die Kupfermünzen in die Hand kommen, aber eine sichere Tageseinnahme, eine Rente; und ich gebe ganz konsequent nur einmal am Tage, mag er mir noch sooft begeben. Er hat das auch sehr bald begriffen, er weiß auch bald, welche Wege ich bevorzuge und zu welchen Zeiten ich sie mache, und sieht er mich dann zum zweitenmal am Tage, etwa vor dem Café sitzen, so schleicht er sich heran bis an die Pfeiler, die die Kolonnaden tragen, denn näher darf er nicht kommen, und späht so lange zu mir herüber, bis ich hinsehe, um dann mit etwas zu breitem Lächeln das

schmutzige Pfötchen nach Araberart grüßend an die Stirn zu legen, zu nicken, zu winken. Nach einer Weile wiederholt er dasselbe Spiel noch einmal, bisweilen sich hinter einem der Pfeiler eine Weile vor meinen Blicken verbergend und mich warten lassend, wenn er gemerkt hat, daß ich ihn beobachte. Das ist seine Art, mir seine Dankbarkeit zu zeigen, und dazwischen bettelt er ungeniert und flink die Vorbeigehenden an, — er hat schon eine beachtenswerte Fähigkeit, Fremde und Italiener auseinanderzuhalten. Und dieser Bettelbetrieb en gros ist auch der Grund, warum ich mir gar keine Gedanken darüber mache, ihn vielleicht „verdorben“, zum faulen Leben erzogen zu haben, wie man mir vorwarf. Das Leben erzieht ihn auf seine Weise und so intensiv, daß meine Einwirkung demgegenüber wenig zu sagen hat, ich weiß, er muß manches böse „barra“! hören, mit dem man hier die Bettler fortscheucht, offenbar erhält er auch bisweilen Prügel von größeren Jungen, und nicht nur einmal scheint ihm das erbettelte Geld weggenommen worden zu sein. Ich merke es ihm an, trotzdem er kein Wort Italienisch kann und trotzdem er, wenn ich ihn anspreche, so schüchtern wird, daß er kaum seinen Namen, Achmed, herausbringt, schüchtern in einer ganz rührenden und zart-verschämten Weise, die noch gar nichts mit Verstocktheit zu tun hat, aber leicht eines Tages dazu werden kann, wenn er weiter soviel schlechte Erfahrungen mit den Menschen macht.

Mehr weiß ich nicht von ihm, obwohl wir eigentlich gute Freunde waren. Ich habe ihn mit einem freundlichen, aber unverstandenen Abschiedswort und ohne die Möglichkeit, mein superbendes Abschiedsgeschenk von einer ganzen Lira zu erklären, seinem herumgestoßenen Dasein und den Erziehungsmethoden des Lebens überlassen müssen. Aber ich kann ihm nicht viel helfen, sage ich mir, und eines Tages wird er hoffentlich in die Schule kommen, wird Italienisch lernen, und das wird ihm weiterhelfen. Er wird wohl, gleich seinem häßlichen, ältern Bruder einer der Trägerjungen werden, die mit ihren großen, aus weicher Palmfaser geflochtenen Körben im Sukh el Turk auf die einkaufenden Hausfrauen warten, um ihnen die Pakete für lächerliches Geld weite Wege nach Hause zu tragen . . . Vielleicht wird er auch, behende und frühzeitig lebenserfahren, wie er ist, es weiter bringen, aber hier steht ein großes Fragezeichen: wenn er es schafft mit seinen Augen. Wenn er etwa auf der Schule das lernt, was noch wichtiger wäre als Italienisch, und was ich ihm einmal durch Geste und Hinweis auf den Brunnen vergeblich klarzumachen versuchte: sich das Gesicht sauber zu halten. Aber er sah ganz danach aus, als würde er sich durchs Leben durchbeißen — und ich glaube, er hat einen guten Stern . . .

DER FISCHKUCHEN

Immer muß ich, wenn ich über all die tripolitanischen Bettler, Blinden und Krüppel nachdenke, mich meines Freundes Don Jaime erinnern. Er ist ein Mann Anfang der 40 und schon Rentner, und das war es vor allem, was ihn mir interessant machte, denn unwillkürlich hatte ich mir eingebildet, es gäbe auch anderswo, ebenso wie in Deutschland, keine Rentner mehr. Sein Geld hat er in Buenos Aires als Besitzer einer „original deutschen“ Bierstube gemacht, nun lebt er, kinderlos, mit seiner Frau in einer hübschen Villa am Meer in Palma de Mallorca ein einfaches, von den Zeitfragen unberührtes und geruhames Leben, sich mehr vom Fischfang und den Erträgen seiner Hühner- und Taubenzucht nährend als von seinen Zinsen, mit denen er nichts anzufangen weiß. Vor allem aber versteht er die große Kunst, die den meisten Menschen abgeht, die keine Sorge haben: sich keine unnötigen zu machen.

Mich überhäuft er während meines Aufenthalts in Palma ununterbrochen mit Freundlichkeiten, borgt mir sein Ruderboot, lädt mich tausendmal zum Kaffee ein, und eines Tages, als die Liebe der beiden Leute aufs höchste gestiegen ist, tischt die Frau eine eigens für mich bereitete Spezialität Mallorcas auf, die sie mit allen Lobeserhebungen der spanischen Sprache anpreist. — Ich beschaue mir das Produkt: es ist ein Kuchen, aber von besonderer Art, denn auf der dünnen Teig-

unterlage, gehalten durch die hohen Außenränder, liegt eine dicke Schicht in Streifen zerschnittenen Spinats. — Sonderbar genug, wie mag das schmecken? frage ich mich mißtrauisch, aber ich sehe kein Entrinnen, wenn ich die guten Leute nicht kränken will, also schiebe ich, im Namen der internationalen Gastfreundschaft, das Stück tapfer in den Mund. Doch im Augenblick des Hineinbeißen sehe ich, daß kleine, etwa stecknadel-lange, rohe Fischchen in diesen Spinat gemengt sind, und eines davon glotzt mich mit seinen weiten und todblassen Augen, den schrecklichen Augen eines toten Meertiers, geradeswegs an.

Ich bilde mir etwas auf meine Widerstandskraft ein, weil mir in den Schlachthäusern Chikagos nicht im geringsten übel wurde, trotzdem der Neger, der ungefähr 20 Schweinen pro Minute die Gurgel durchschnitt, buchstäblich bis weit über die Knöchel im Blute stand, was bei 30 Grad Sommerwärme entsprechend roch, aber hier in Mallorca, vor den erstorbenen Augen eines kleinen Fisches — ich glaube, gerade weil er so klein war — hätte es mich beinahe gepackt. Ich würgte und würgte an dem Spinat, dem Fischchen und etlichen Gedankentrümmern, die durch mein verstörtes Hirn rasen, davon der eine ein verzweifelttes: Aber nicht doch, denke an die Gastfreundschaft!, der andere der heiße Wunsch war, ohne Verzug ans fernste Ende der Welt versetzt zu werden. Glücklicherweise aber kommt Don Jaime, der meine Blässe bemerkt hat, auf die Idee, mir einen Schluck Rotwein zu reichen; und dann,

als ich ihm aufatmend das Glas zurückgebe, sagt er, es fortstellend, mit der philosophischen Abgeklärtheit eines Mannes, der die Welt kennt und mit dem Leben fertig geworden ist: „Es ist alles nur Gewohnheit . . .“

Er hatte recht. Wie man es gewohnt ist, darauf kommt alles an, auch der sozialen Frage gegenüber, denke ich, wenn ich in den armen Vierteln von Tripolis die viereckigen Löcher sehe, in denen die Leute essen, arbeiten, wohnen und schlafen. Denn jene geheimnisvollen Kräfte und Gesetze, die die Unterschiede der Rassen hervorrufen, meinen es im Grunde doch immer gut mit den Wesen, die sie erzeugen, und diesen Menschen hier, die sie in karges Land und in Wüsten hineinsetzten, gaben sie als Gegengewicht die Bedürfnislosigkeit und den Fatalismus, der einen breiten und geduldigen Rücken hat. So hat das soziale Problem hierzulande auch ein ganz anderes Gesicht als bei uns, ein religiös gefärbtes nämlich, weil Armut eine besondere Schickung Allahs ist, der den Armen dafür auch seinen besonderen Schutz leiht. Womit nicht gesagt werden soll, daß man die Leute hier, indem man ihre Denkweise europäisiert, die religiösen Hemmungen fortdisputiert, nicht zu sozialen Revolutionären machen könnte, — es ist das nur eine Frage der Propaganda, denn auf die Dauer kann man die Menschen von allem überzeugen, selbst von der Notwendigkeit eines Weltkrieges.

Wir Europäer dagegen haben unsere hochentwickelte Technik, und die Technik erzeugt mit ihren Lebens-

erleichterungen und dem Angebot billigster und blendend ausgestatteter Massenware immer neue Bedürfnisse, sie schraubt diese weit über das Maß des zum Leben Notwendigen empor. Die technisch am höchsten entwickelten Völker haben stets auch die größten Ansprüche an die Lebenshaltung, und darum ist bei uns die Begehrlichkeit so groß, die Armut so unerträglich und die Unzufriedenheit der Minderbemittelten so gefährlich. Technik und soziale Bewegung sind in ihrem Wachstum aneinander gebunden, ein Zusammenhang, der, wie mir scheint, mit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung eine fatale Ähnlichkeit hat — ja, es läßt sich allerhand gegen die Technik einwenden. — Manchmal scheint Beschränkung der Ansprüche wirklich klüger als die Erfindung immer neuer Maschinen, die neue Waren und neues Begehren erzeugen; am treffendsten drückte es mir einmal ein Filmregisseur aus, der erkannt hatte, daß das moderne Großstädtertum ein anderes Nomadentum ist und der infolgedessen zu einer Art von praktischem Buddhismus, einem Buddhismus des Komforts und der Sorgenfreiheit gekommen war, indem er zu mir sagte: „Mein Streben geht darauf, nur noch drei Dinge zu besitzen, mich um sie kümmern und sie durchs Leben mitschleppen zu müssen: einen Kabinenkoffer, ein Scheckbuch und einen Revolver.“

Und so stehen wir Europäer, gewohnt die Armut als soziales und wirtschaftliches Problem zu sehen, vor diesen orientalischen Bettlern, diesen armen Kerlen,

die jeden weggeworfenen Zigarettenstummel aus dem Straßenstaub klauben, mit einem Gefühl äußersten Widerstandes gegen solche Zustände. Uns ist das Elend, je nachdem, eine Bürde oder eine Verpflichtung, ein Appell an das soziale Gewissen, das Hilfeleistung für die Schwachen als menschliche Ehrenpflicht fordert; die Armut des andern beunruhigt uns auch hier, trotzdem man sich hundertmal vorsagt, daß man mit falschen, europäischen Maßstäben mißt, daß vieles, uns unerträglich Scheinendes gemildert wird durch die Gunst eines Klimas, das Heizung und warme Kleidung fast entbehrlich macht . . .

Natürlich ist die faschistische Regierung, die jährlich den Betrag von 800 Millionen Lire, das sind etwa 200 Millionen Mark, für ihre Kolonien auszugeben gedenkt, dem Vernehmen nach dabei, sich auch mit diesem Problem zu befassen. Aber es ist die Frage, ob sie dabei auf das notwendige Verständnis bei den angesehenen Mohammedanern stoßen wird, deren Mitarbeit und Zustimmung sie sich in allen Angelegenheiten der Eingeborenen zu sichern sucht, so das eigene Prestige sehr geschickt durch die Autorität der einheimischen Notabeln deckend. Denn was wird sie letzten Endes anderes tun können, als nach europäischem Muster die hoffnungslos Armen und Verkrüppelten in Anstalten einzusperren? Und werden die Mohammedaner mit dieser Lösung der Frage sich einverstanden erklären, weiß man denn, ob diese Bettler sich helfen lassen möchten, ob sie in einen Zustand des Gesichertseins versetzt

werden wollen, der dem Willen Allahs widerspricht und der sie seines besonderen Schutzes unwürdig erscheinen läßt? So, wie ich die Dinge sehe, glaube ich, daß sie Widerstand leisten werden, und für diese Stellungnahme werden wieder die Italiener kein Verständnis haben (und dann werden sie ihren Willen mit Gewalt durchsetzen, schon des Fremdenverkehrs halber, und werden böses Blut damit schaffen). Denn nur Heilige und Lyriker, Menschen wie Franz von Assisi und R. M. Rilke dürfen vor Europäern behaupten, daß Armut eine Tugend sei und eine Gnade, — — aber das zentrale Problem liegt nicht in dieser Frage sozialer Fürsorge für den einzelnen, sondern es formuliert sich: Ist es recht, diesem Lande unsere technisierte Zivilisation zu bringen und damit — unsere Unzufriedenheit? — —

POLITISCHES, ALLZUPOLITISCHES

Aber die Dinge sind im Flusse, Europa wird weiter eindringen in den Islam, auch in diesem Teil Afrikas, in dem es erst 1912 festen Fuß gefaßt hat, es wird ihm zu den Nähmaschinen, Glühlampen und Grammophonen, die er schon hat, auch noch das Radio bringen und den Frigidaire, und indem es meint, die mohammedanische Welt zu beherrschen, wird es sie lediglich revolutionieren. Für eine Weile wird auch in Tripolitanien alles gut gehen, die angesehenen und einflußreichen

mohammedanischen Familien, wie die Karamanlis, die früher unter türkischer Oberhoheit das Land als Paschas beherrschten, fügen sich mit der einer alten und konservativ gewordenen Kultur eigenen Skepsis, weil sie sich sagen, daß sie im Moment doch nichts machen können. Aber hinter ihre wahren Meinungen und Wünsche kommt kein Europäer; diese gelbgesichtigen Männer mit den unbeweglichen Zügen, prächtig angetan mit fließend faltigen Barragans aus Seidenstoff, verstehen zu gut die diplomatische Kunst, undurchdringlich zu sein. So sitzen sie nachmittags mit den hohen italienischen Offizieren freundschaftlich im Café zusammen, und nur manchmal läßt irgendeine Kleinigkeit an ihnen den leisen Verdacht aufkommen, daß sie in ihrer gescheitern, aber trägen Ruhe und Zurückhaltung Europa mit seinem lauten und nervösen Treiben, trotz der Flugzeuge und der Radiotelephonie, von Herzen verachten. Einige von ihnen mögen sich allerdings auch nicht mit Unrecht fragen, was aus dem Lande werden würde, was für einer Verarmung sein Gewerbe, die Weberei zum Beispiel, zum Opfer fallen würde, wenn Tripolitanien heute ein selbständiger, aber politisch schwacher, allen wirtschaftlichen Eroberungsversuchen der sich gegenseitig unterbietenden europäischen Industrien ausgesetzter Staat wäre; wenn Italien nicht eine schützende Mauer von enormen Zöllen auf Industrieerzeugnisse, auch auf die aus Italien selbst stammenden, um Tripolitanien errichtet hätte? — —

Ist so die politische Sphäre in einem Stadium einstweiliger Stabilisiertheit gelandet, die sie einer wohlausbalancierten Eisenkonstruktion ähnlich macht, deren Nietten allerdings durch die Läufe europäischer Maschinengewehre gebildet werden, so verändert sich das Leben des einzelnen im Lande in fast europäischem Tempo. Schon gehen von den jüdischen jungen Leuten nur noch wenige in der alten Tracht: Gummizugstiefel, enge weiße Leinenhosen, über die ein ebenso weißes Hemd bis zu den Knien fällt, und einen langen dunklen überzieherartigen Rock darüber; die modernsten setzen gar keinen Fes mehr auf, der in der Form eines abgestumpften Kegels steif gebügelt sein muß, während die Mohammedaner ihn hier faltig weich und ungebügelt tragen, und ihre europäischen Anzüge passen tadellos. Auch die Jüdinnen, unter denen man hellblonde und blauäugige Typen, wohl Nachkommen der alten Vandalen, und wirkliche Schönheiten trifft, meist mit kleinen und zierlichen, gar nicht „jüdischen“ Näschen, geben allmählich ihre kostspielige und unbequeme Tracht, die viele Meter langen Bahnen aus bunter Seide, auf und stehen am Sabbat zum Teil in europäischen Kleidungsstücken, aber mit dem alten, reichen Schmuck behängt, auf den Straßen umher, mit den Nachbarinnen schwatzend und die sich balgenden Kinder trennend. Nur der Sabbat und die Festtage, wie das zehn Tage währende Osterfest, werden noch ganz streng gefeiert, und den Sonnabend über sehen die Sukhs, der Sukh el Turk, die Leipziger Straße von Tripolis, und die andern

alle wie ausgestorben aus, denn die meisten Ladeninhaber sind eben Juden. Pünktlich aber mit dem Sonnenuntergang sind alle zur Stelle; die Holzläden, die die Schaufenster und Eingänge verdeckt haben, verschwinden, die Auslagen und die Tiefen der Ladenhöhle erhellen sich, es hämmert wieder, handelt, preist an und rasselt von Nähmaschinen unter dem in der Mitte offenen, von mächtigen Weinreben überrankten Holzdach dieses langen, gewundenen Ganges.

Die Mohammedaner sind bei weitem konservativer, selbst ihre Notabeln sieht man kaum anders als in Pantoffeln, unten engen, oben sackartig weiten, weißen Hosen, lang fallendem Hemd, buntem gesticktem Seidenjäckchen und darüber den Barragan, sonst Burnus genannt, meist aus naturfarbener Wolle, der mit viel Geschick und Raffinement wie eine römische Toga getragen wird und zweifellos von diesem antiken Kleidungsstück abstammt. Ihre Feiertage und den Freitag halten sie nicht mit so exzeptioneller Strenge wie die Juden, aber ihre religiösen Einrichtungen werden von den Italienern ostentativ respektiert, sie haben ihnen am Corso Vittorio Emanuele eine Moschee erbaut und lassen während des mohammedanischen Osterfestes dreimal am Tage von einem im Hafen liegenden Torpedobootzerstörer Salut schießen. — Aber bei diesen Bekennern Mohammeds — welcher Name auf der zweiten Silbe betont und überhaupt so ausgesprochen wird, als wären die Vokale nicht vorhanden — nagt

der revolutionierende Wurm der neuen Zeit in den — Harems. Wenn auch die Frauen hier noch strenger verhüllt gehen als in Tunis oder Kairo und das über den Kopf geschlagene Obergewand so weit vor dem Gesicht zusammenziehen, daß nur ein schmaler Spalt vor dem einen Auge frei bleibt, so bemerken sie doch recht gut, was um sie vorgeht, sie sehen die Lebensweise der Europäerinnen, denen ausnahmslos eine Freiheit verstattet ist, die ihnen geradezu unbeschränkt vorkommen muß, sie sehen, wie die Jüdinnen das nachzuahmen beginnen, und sie fragen sich bereits, warum ihnen das nicht auch gewährt wird. Wenn sie dann noch erfahren haben, wie radikal Kemal Pascha die Frauen in Angora befreit hat — und Gerüchte laufen im Orient sehr schnell —, so wird es nicht lange dauern, bis sie auch ihrem Ehemann diese fatale Frage vorlegen . . .

Im übrigen hat die Herrschaft der Italiener einen Gegensatz akut gemacht, der dem inneren Frieden nicht zuträglich ist, den zwischen Juden und Mohammedanern. Und zwar waren es die europäischen humanitären Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, die dies heraufbeschworen haben. Zu türkischer Zeit waren die Juden die hoffnungslos mit schweren Steuern und allerhand gesetzlichen Schikanen Unterdrückten; die Italiener haben das abgeschafft, und schon zeigt sich die ganze zähe Betriebsamkeit, Intelligenz und der ganze Geschäftssinn der jüdischen Rasse, fast mehr noch als anderswo. In keiner Weise mehr in ihrer Kraft-

entfaltung gehemmt, stürzen sie sich auf den wirtschaftlichen Erfolg und überholen die Mohammedaner, die vorher wirtschaftlich das Heft in Händen hatten, mit Riesenschritten, was diese natürlich aufs äußerste reizt. Ich habe manche vertrauliche, sehr scharfe Bemerkung darüber hören müssen. Denn während die Mohammedaner früher die Juden nur zu verachten brauchten, müssen sie sie heute fürchten; der Haß ist schon so groß, daß vor einiger Zeit, wie M. S. mir erzählte, die ganze Stadt in Aufruhr geriet, weil eine Jüdin einen Mohammedaner geheiratet hatte. Messerkämpfe entstanden in den nächtlichen Straßen zwischen den beiden Parteien, als die Mohammedaner sich weigerten, die Frau herauszugeben, bis die Italiener eingriffen und die Straßen von Patrouillen abstreifen ließen, die ohne Unterschied des Glaubens alles, was sie antrafen, mit Gummiknüppeln in die Häuser trieben. — Aber der wirtschaftliche Erfolg der Juden ist keineswegs unverdient, ich habe selten Menschen Tag für Tag so ausdauernd vom frühen Morgen bis in die Nacht — meist 12, manchmal bis zu 15 Stunden am Tag, berechnet ich — arbeiten sehen wie zum Beispiel diese jüdischen Schneider am westlichen Ende des Sukh el Turk und um die Ecke herum in der Sciarä Arbaa Arsaat.

FREUNDSCHAFT MIT DEM UNBEKANNTEN

Dieser hagere, lange, dunkelbraune Mohammedaner ist nur wie ein Schatten in meiner Erinnerung, kaum weiß ich, was er angehabt hat, und seinen Namen habe ich nie erfahren. Ein Schatten also, aber wie Schatten manchmal sind: höchst scharf, höchst unheimlich, Boten einer Unterwelt.

Seine Freundschaft wurde mir durch zwei Gedankenlosigkeiten zuteil. Eines Tages bummle ich im Sukh Muscir, der beim Uhrturm, am andern Ende des Sukh el Turk nahe dem Kastell beginnend, parallel zum Corso nach der Piazza Italia läuft. In der Mitte einer Säulenhalle, unter der gewöhnlich alte Sachen versteigert werden und Händler Haufen von weißen Baumwoll-Fesses feilhalten, die man im Sommer unter dem Fes aus rotem Filz trägt, um ihn nicht durchzuschwitzen, befindet sich der Eingang zur Muscir-Moschee. Hier tritt mir plötzlich ein Mann entgegen und fragt in leidlichem Italienisch, ob er mich durch die Moschee führen dürfe. Er scheint mir von Anfang an kein Tripolitanier, er hat etwas, aber nur ganz wenig, die Art der ägyptischen Fremdenführer, die man in Tripolis nicht kennt, und ich sage halbzerstreut zu, obwohl ich die Moschee schon gesehen habe. Aber ich bereue es nicht; der Innenraum, über dessen Teppiche wir mit über die Schuhe gestreiften Pantoffeln schlurfen, ist schön wie je mit seiner verzierten Gebetsnische und der ebenso verzierten hohen Kanzel des Vorbeters, die fast immer

aus Holz ist. Eine milde Feierlichkeit schwimmt um die Säulen, die die rundbogigen Wölbungen tragen, und alles ist so ungewiß und aufgelöst kraft der bunten Musterung der Fliesen, die die Wände bedecken und deren begrenzende Wirkung zunichte machen. Irgendein unwirkliches Versponnensein beherrscht ihn, ein Sich-wehen-Lassen durch ferne Reiche, die nicht mehr ganz auf der Ebene der Realitäten dieser Welt liegen, aber doch nicht ganz so unirdisch und transzendent sind wie etwa die Musik Bachs oder die braune Dämmerung der gotischen Dome.

Als wir dann noch die getünchten Heiligengräber um die Moschee herum betrachtet haben mit den turbantragenden Steinsäulen am Kopfende, verschieden hoch, je nach der Bedeutung des unten Bestatteten, begehe ich die zweite Unüberlegtheit dieser Stunde und schenke dem Mann für die fünf Minuten Führung den Betrag von fünf Lire, also über eine Mark. Er verschwindet, und mir bleibt von ihm nur die Erinnerung an sein „Grazie“, aus dessen Ton ich schließe, daß ich viel zu freigebig gewesen bin und die Preise hier verderbe.

Ich sehe ihn ein paar Wochen lang nicht wieder, plötzlich aber folgen sich zwei oder drei Begegnungen dicht aufeinander, im Sukh el Turk meist, wo er mit ganz unorientalischer Lebhaftigkeit auf mich zustürzt, mich riesig höflich, aber auch viel zu vertraulich begrüßt und allerhand nach meinem Befinden fragt, während ich, der herumspazierenden Italiener wegen, sehr zurückhaltend bleibe.

Endlich aber kommt der Stein ins Rollen, und zwar dadurch, daß ich eines sonnenbrennenden Vormittags auf den Wochenmarkt gehe, der seitab von der Piazza Italia auf den großen freien Terrains nach der alten Stadtmauer und der Luftschiffhalle zu abgehalten wird. Ich streife etwas gelangweilt durch den wirbelnden Staub, die arabischen Gaukler, die ich erwartete, sind nicht da, nur eine unverschleierte Beduinin mit der blauen Stammestätowierung auf der Stirn singt rauhkehlige Lieder, deren Text wahrscheinlich entzückend bilderreich ist, und begleitet sich mit wundervoll präzisem Rhythmus auf der Trommel; die Gemüsehändler halten überall ihre Waren feil, und ich wende mich hinüber zum Kamelmarkt. Da pflanzt sich unversehens, aus Gruppen Herumstehender herausblitzend, ein Mann vor mich, den ich erst nicht erkenne, er ergreift hocheifrig meine Hand, und mir fällt ein, das ist ja der Führer aus der Muscir-Moschee, der mich mit seiner Freundschaft verfolgt, ich hatte ihn schon wieder fast aus dem Gedächtnis verloren.

Diesen Vormittag weicht er nicht von meiner Seite, er erklärt mir, was man von Kamelen wissen muß, fragt für mich nach den Preisen, und da er mir ob seiner Dienstfertigkeit gefällt, bestellen wir uns öfter zusammen. Erst hilft er mir nur Parfüms und mohammedanische Pantoffeln kaufen, dann aber fordert er mich auch auf, sein Gast zu sein; ich möchte, um ihn nicht zu kränken, es ihm nicht abschlagen und sage zögernd zu.

Ich muß mit ihm in ein arabisches Café, wo ich zum erstenmal arabisch zubereiteten Tee zu kosten bekomme; er läßt mir auch, weniger zu meinem Vergnügen, da das Mundstück sehr fahrlässig gereinigt wird, eine Wasserpfeife servieren und ist so befriedigt, daß mir der schwere Genuß bekommt, als hätte ich damit eine besondere Probe von Männlichkeit und Mut abgelegt. Mit dem Wirt scheint er recht vertraulich zu stehen. Einen andern Vormittag führt er mich hinaus vor die Stadt, in die Gegend der Messeausstellung, bei der Porta Gargaresc, zu einer Siedlung von Beduinen, die nicht einmal eine feste Wohnung haben und in Behausungen leben, die aus Rohrgeflecht und alten, verrosteten Stücken Wellblech zusammengesetzt sind. Dort präsentiert er mir zum Photographieren einen etwas idiotisch aussehenden Kerl, den ich schon mal in der Stadt gesehen habe und den „Zauberer“ nenne, — sein Beruf scheint ein wenig dem eines indianischen Medizinmannes zu gleichen; jedenfalls trägt er eine mit Federn und Spiegeln über und über bedeckte Maske vor dem Gesicht, Knochen von Hammeln an langen Schnüren um Hüften und Beine, die bei jedem Schritt zusammenklappern, und zeigt überhaupt das Bestreben, grauslich zu sein.

Und nun, auf dem Rückweg von dieser „Sehenswürdigkeit“, gewinne ich auf einmal, weiß der Himmel wie, über die beiderseitigen sprachlichen Schwierigkeiten hinweg, intimen Kontakt mit dem Unbekannten, der immerzu in meine Sphäre hineinschneit, als habe er

da eine Aufgabe zu erfüllen. Abermals werde ich stutzig, regt sich der unbestimmte Verdacht, daß dieser Mensch etwas Ungewöhnliches ist, als ich ihm von meinen Plänen, nach Agypten zu gehen, erzähle, und als er darauf bemerkt, er habe viele Beziehungen in Kairo, zu Mohammedanern natürlich. Aber mein Versuch, Adressen und Empfehlungen zu bekommen, scheidert wiederholt an der aalhaften Glätte, die plötzlich unter seiner offenherzigen Zutunlichkeit hervorsieht, er hat eine Art, Fragen zu überhören und zu übergehen, als seien sie nie gestellt worden. Er ist offenbar gerissener, als er aussieht, aber doch keineswegs Gauner und Hochstapler, irgend etwas an ihm schließt diese Vermutung vollkommen aus, er ist ernst zu nehmen, bitter ernst für seine Feinde, — mich aber scheint er zu lieben. Denn plötzlich kommt ein kleiner Bekehrungsversuch zum Islam aus dem Blauen daher, um so verwunderlicher bei der sonstigen stolzen Zurückhaltung des Orientalen in solchen Dingen. Es ist fast eine Ehre, die ein „Ungläubiger“ nur dann erwarten darf, wenn der Betreffende erstens ihm sehr geneigt und zweitens — sehr fanatisch ist. „Sie brauchen nur“, sagt er, „und sei es in Ihrer Todesstunde, die Worte zu sprechen“ — und er betet mir singend auf arabisch vor —: „Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet. — Und alles ist gut!“ . . .

Höchst märchenhaft, denke ich dazu. Es wird immer sonderbarer unter der brennenden Sonne, unter der wir dahingehen. Was tut dieser Mann, was treibt er,

wovon lebt er? Für mich, behauptet er, unbegrenzt Zeit zu haben, dann jedoch merke ich, daß er oft durch Verabredungen in Anspruch genommen ist. Aber alle diese Fragen, die ich auf der Zunge habe, werden aus irgendeinem Grunde nicht gestellt, es ist in solchen Momenten, als zerrinne er mir zwischen den Fingern. Dann plötzlich kristallisiert er sich wieder, wird greifbar und hebt an, ein langes und breites von der Herrlichkeit des Islam, von Mekka und Medina, zu erzählen, die er zu kennen scheint. Nur leider sind seine Angaben offensichtlich übertrieben, aber ich glaube nicht, daß er sich bei der Erzählung in orientalische Phantasieüberfülle verliert, es sieht eher aus, als wolle er mir imponieren, wenn er zum Beispiel behauptet, das Grab Mohammeds sei fußhoch mit Geschmeide und Juwelen bedeckt, die die gläubigen Wallfahrer durch das rings absperrende Gitter werfen. Imponieren soll mir auch das unter europäisch-hygienischen Gesichtspunkten erlassene Verbot des neuen Königs von Hedschas, den heiligen Stein zu küssen. Wie er überhaupt sehr mit diesem Mann sympathisiert, weil er den Engländern öfter die Zähne zu zeigen scheint.

So sprechen und sprechen wir weiter, mit der Angeregtheit von Freunden und doch mit jener geheimen Zurückhaltung — wenigstens ich —, die hinter jeder Äußerung des andern eine Falle wittert. Meine Achtung vor der Kultur des Islam, mit der ich nicht hinter dem Berge zu halten brauche, hat ihm äußerst gefallen, wahrscheinlich ist er sie bei Europäern im allgemeinen

nicht gewohnt. Allerdings verschweigt uns der Geschichtsunterricht der Schulen zumeist, daß das mittelalterliche Europa von der Zeit Karls des Großen an dem Islam, neben Byzanz, so ziemlich alles verdankte, die Baustile und die Wissenschaften, wie Algebra, Chemie, und sogar die Anfänge der Nationalökonomie, die dann der geniale Friedrich II. von Hohenstaufen in seinem Königreich Sizilien mit soviel Nutzen anwandte. Man ist sich bei uns auch wenig darüber klar, daß die maurische Universität Córdoba um das Jahr 1000 herum das geistige Zentrum Europas und von ungeheurem Einfluß war, alle Worte der spanischen Sprache, die sich auf verfeinerte Sitte und Lebensführung beziehen, sind arabischen Ursprungs. — Aber allmählich werde ich des Themas ein wenig überdrüssig, ich will meinen guten Freund auch nicht gar zu eingebildet auf sein Arabertum machen und lenke daher auf Tripolitanien über, auf die Kämpfe in der Wüste, denn die Italiener haben Achmed Sef en Nassr soeben durch eine strategisch ganz groß angelegte Operation einen Verlust von Hunderten von Toten und ebenso vielen Kamelen, ohne die der Beduine nicht leben kann, zugefügt. Was im wesentlichen den Fliegern mit ihren Bomben und Maschinengewehren zu verdanken war, die denn auch dementsprechend verhaßt bei den Beduinen sind. Zum Glück hat sich, wie man mir sagte, das Giftgas in der Wüste als nicht verwendbar erwiesen, wegen der zu unberechenbar wechselnden Windströmungen.

Natürlich tue ich dem Unbekannten gegenüber, als wäre all das gar nicht passiert, ich fange nur so im allgemeinen vom Krieg an. Vielleicht ist er auch so skeptisch wie Ali, und es ist das allerbeste, für alle Teile, man überzeugt die Leute beizeiten, daß der Widerstand gegen die Italiener unnütz ist. Aber die Wirkung meiner Worte überrascht mich höchlich. Statt mir zuzustimmen, bricht er aus: „Wer führt denn den Krieg auf seiten der Italiener? Italienische Soldaten nicht, können nicht in Wüste kämpfen, gehen kaputt, zu heiß. Araber werden von Schwarzen besiegt, Farbige von Farbigen!“ Das entspricht allerdings vollkommen dem, was M. S. mir erzählte; denn es sind vor allem die Somalis aus der italienischen Kolonie am Indischen Ozean, die man im Wüstenkrieg einsetzt, eine höchst nützliche Truppe, weil sie so genügsam sind, daß man ihnen allen Proviant und alles Wasser, das sonst in Autos den Kolonnen nachgefahren werden müßte, auf den Rücken packen kann, und weil sie die Araber so hassen, daß sie, einmal losgelassen, weder Weiber noch Kinder verschonen. Selbst M. S. hatte ihnen das, wie er mir gestand, nicht abgewöhnen können. „Jedes Kind neuer, werdender Feind“, argumentieren sie mit der Unbeirrbarkeit des Primitiven und sind für die Logiken europäischer Kriegführung unzugänglich. —

Ich bin etwas peinlich berührt von seinen Worten, durch die der Haß in großen Funken hindurchschlägt, denn ein Solidaritätsgefühl mit den Europäern kann

ich nicht verleugnen, und was zum Teufel treibt ihn denn, sich so zu mir zu äußern? Er stellt meine Diskretion auf eine ziemliche Probe, woher weiß er denn, daß ich den Mund halten und ihm keine Schwierigkeiten machen werde? Es ist nicht schwer für einen Farbigen, von den Italienern als „Rebell“ erklärt zu werden, und schon im Falle eines Verdachts wird er zum mindesten sofort eingesperrt, wie ich die Faschisten kenne. Noch einmal steigt die Frage in mir auf, was der Mann sein mag. Mein Argwohn gegen ihn grenzt schon fast an Gewißheit, ich sehe nur noch nicht: ist er ein Spion Sef en Nassrs, wie ja die Italiener ebenfalls ihre Leute im feindlichen Lager haben, die ihnen vor den letzten Kämpfen jede Bewegung en Nassrs hinterbrachten? Oder hält er die Verbindung mit den Waffenschmugglern jenseits der Grenze aufrecht? In der Stadt schwirren gerade Gerüchte, man habe einen Dampfer angehalten, der in der Nähe von Bengasi Waffen landen wollte, was in dieser Lesart bestimmt ein Unsinn ist, denn so tölpelhaft ist kein Waffenschmuggler.

Aber für heute habe ich keine Lust mehr, Weiteres von ihm zu erfahren, denn schließlich hat man doch auch Verpflichtungen gegen die Italiener, in deren Kolonie man so lange Gast war, oder besser gesagt Schützing, denn der Fremde muß jeden noch so kleinen Ausflug nach andern Orten des Landes polizeilich anmelden. Und angesichts dieser rührenden, aber doch etwas pedantischen Fürsorge für meine persönliche Sicherheit

muß ich mir doch erst überlegen, was zu tun ist, wenn mein unbekannter Freund mich etwa ganz ins Vertrauen zieht. Es könnte sich eine ziemlich heikle Situation daraus für mich ergeben.

Dazu indes ist es nicht gekommen, denn es war das letztmal, daß ich mit ihm sprach, ich habe ihn nie wieder auffinden können. Nur beim Abschied — und sein Ausdruck dabei wird mir unvergeßlich bleiben — flüsterte er noch, plötzlich seine Geheimnisse und die Hintergründe der islamischen Seele noch mehr enthüllend, mir ganz leis in die Augenhöhle die dunkelglühenden und sehr, sehr zweideutigen Worte: „Wir erwarten alle das Wiederkommen des — Propheten!“

IN EINER KLEINEN ITALIENISCHEN STADT

Aber das sind Untertöne, die man nur selten, bei viel Glück, Geduld und Zeitaufwand, zu hören bekommt. Die Italiener sprechen wenig vom Krieg, zumindest dem Fremden gegenüber, und auch die Offiziere, von denen es hier natürlich wimmelt, scheinen es unter sich so zu halten. Nur wenn wieder einmal die von den Arabern meist schauderhaft verstümmelten Leichen einiger vermißter Flieger in der Wüste gefunden worden sind, die vergessen hatten, sich Gift auf die Fahrt mitzunehmen, grollt durch die italienischen

Cafés ein wortkarger, verächtlicher Zorn über diese barbarische Art, Gefangene abzuschlachten, der vergißt, daß die italienischen Somali-Bataillone ja auch keine Heiligen sind, und was die Mohammedaner in ihren Moscheen für Gebete zu Allah emporsenden und was sie miteinander flüstern, wenn sie vor dem Café stundenlang über ein Brettspiel gebeugt sitzen, das man bei uns früher, glaube ich, Tric-trac nannte, weiß man eben nicht. Sonst gehen beide Parteien mehr oder minder emsig nebeneinander her und umeinander herum ihren Geschäften und Vergnügungen nach, die einen tanzen des Sonntags nachmittags im Grand Hotel, die andern geben sich auf einer Matte ihrer Vorliebe für träumendes Nichtstun hin, und alle scheinen gewillt, teils Allah, teils Mussolini für das übrige sorgen zu lassen.

Und die Stadt ist friedlich, wie eine Kolonialstadt, oder besser eine kleine italienische Stadt drüben in Europa, es nur sein kann. Denn Tripolis, zusammengesetzt aus zwei ineinander verfilzten Gemeinwesen, dem italienischen und dem islamischen, ist eine kleine Stadt, so hoch auch die Italiener mit ihm hinauswollen. Es gleicht infolgedessen heute noch etwas dem Jungen, der sich Vaters Rock angezogen hat. Das Theater, das man nahe dem Kastell an der Uferstraße gebaut hat, faßt nahezu 2000 Personen und ist selten mehr als halb voll, und das unmittelbar daran anschließende Restaurant mit seinem gegen 40 Meter langen, in blitzblanker „maurischer“ Buntheit prangenden Speisesaal, der erst

während meiner Anwesenheit fertig wurde, wäre sogar in Berlin ein großes Etablissement und ein Wagnis für seinen Unternehmer. Etwas vorsichtiger verfahren dagegen die Besitzer der Grundstücke am Korso, der Hauptstraße des Europäerviertels, wahrscheinlich, weil ihnen öffentliche Zuschüsse nicht in so reichem Maße zur Verfügung stehen; sie bauen nach Bedarf, auf Zuwachs sozusagen. Die meisten der hell getünchten Häuser bestehen heute nur aus einem Erdgeschoß mit breiten Kolonnaden vor den Schaufenstern der Läden, die fast alle schon vermietet sind, und einem ersten Stock, der auch gewöhnlich schon bezogen ist; die Treppenschächte jedoch enden oben im blauen Nichts, und mit der Zeit wird dann noch das eine oder andere Stockwerk hinaufgesetzt, wird vielleicht gar ein ordentlicher Wolkenkratzer aus dem Haustorso werden, aber die morgenländische Sitte der flachen Dächer bewirkt, daß das Gebäude trotzdem stets fertig aussieht.

Überhaupt tun die Italiener viel, um sich und eventuellen Fremden das Leben hier interessant zu machen. Da waren die schon erwähnten Autorennen, die mit einer Prüfungsfahrt Tunis—Tripolis begannen und unter Teilnahme der berühmtesten Rennfahrer Italiens vonstatten gingen; der Teil der eingeborenen Jugend, der von der Europa- und Sportbegeisterung angesteckt ist, machte sich hierbei dadurch bemerkbar, daß er die höfliche Bitte an die Fahrer richten ließ, sie möchten doch künftig ihre Wagen auch mit arabischen Ziffern

bemalen, damit auch sie dem Verlauf der Rennen folgen könnten. Unsere sogenannten arabischen Ziffern, mit denen die Wagen numeriert waren, weichen ja bekanntlich von den im Orient gebräuchlichen vollkommen ab. — Da war ferner die alljährlich stattfindende Frühjahrsmesse, untergebracht in einer Anzahl zum Teil höchst modern-monumentaler Pavillons in der Nähe des Bahnhofs und der Porta Gargaresc, eigentlich mehr eine Ausstellung sämtlicher für Tripolitanien wichtiger Produkte Italiens und seiner sonstigen Kolonien als eine Messe in der Art der Leipziger; aber die weitausgedehnten Räumlichkeiten, die bei der Eröffnung halb leer standen, füllten sich allgemach doch fast vollständig, und im Pavillon von Somalia wandelten mit Togen bekleidete Somalis mit riesigem, krausem Haarschopf, von einer Schönheit des Wuchses, der Haut, und einer natürlichen Würde und Anmut der Bewegungen, die allein eine Sehenswürdigkeit war. Italienische Operntruppen mit vorsintflutlichen Dekorationen, aber tadellosen Gesangskräften, und Operettentruppen, in deren nicht sehr modernem Programm die Werke deutscher und ungarischer Autoren auffallend überwogen, verkürzen neben dem Kino die Abende.

Im übrigen vergeht, wie es nun einmal im Wesen des Faschismus liegt, fast kein Sonntag ohne eine offizielle Eröffnung, Gedenk- oder Siegesfeier im Beisein des Gouverneurs und mit hallenden Festreden, in denen gute faschistische Gesinnung klirrt, meist auf dem Platz

zwischen dem Kastell und dem Teatro Miramare, seltener draußen am Strand neben dem Gefallenen-
denkmal abgehalten. Man empfindet als unbeteiligter
Zuschauer die Eintönigkeit dieser immer gleichen Zere-
monien mit der ewigen „Giovinezza“, der die eingebore-
nen Stiefelputzer vor dem Café Mazzoca mit abgenom-
menem (!) Fes und stehend lauschen, sehr stark — und
ich glaube, den Teilnehmern geht es ebenso —, trotz-
dem man zugeben muß, daß die Faschisten dergleichen
zu arrangieren und ihre Leute anzuziehen wissen. Die
„Ziviluniform“ der Faschisten hier, weiße Schuhe und
lange weiße Beinkleider, schwarzes Blusenhemd und
weißer Tropenhelm sieht in aller Einfachheit fabelhaft
gut aus, ebenso wie die schwarzen Röcke und weißen
Blusen der jungen Mädchen, die sonst, in „Zivil“, gleich
ihren Müttern immer ein wenig zu kleinstädtisch aufge-
donnert daherkommen und dann weit weniger sym-
pathisch wirken. Auch bei der Karfreitagsprozession
überwog der Eindruck durchaus, daß das ganze Leben
hier unter kriegerischen und militärischen Aspekten
verläuft, und die Geistlichen, mit ihren Köpfen harter
und starrer Eiferer, schienen sich dabei keineswegs als
die Vertreter einer „triumphierender Kirche“, sondern
eher etwas hintangesetzt zu fühlen. Am interessantesten
und am schönsten für das Auge aber waren bei all diesen
Veranstaltungen doch immer die farbigen Truppenteile,
die Somalis, sehr schlank gewachsen mit den über-
hohen steifen Fesses auf den kurzen, wenig negerhaften
Schädeln und einer gestreiften Wollbinde um den Leib,

die Kamelreiter mit farbigem Tuchgürtel und sonst ganz in weißem Zeug ver mummt, auch das Gesicht, und endlich die libysche Kavallerie mit weichem Fes auf dem wilden Kopf, hohen Lederstiefeln und ganz europäisch in gelbgrüner Khakiuniform, aber mit einem brennend roten, ärmellosen Jäckchen über dem Rock und auf echten Araberschimmeln reitend, die die schönsten Pferde der Welt sind . . .

AFRIKA BLEIBT AFRIKA

Plötzlich, gegen Ende April, ist der Sommer da, und die Bauern draußen vor der Stadt beginnen ihre gelb gewordenen Felder niedrigen Weizens abzuernten. Es wird Mai, das Militär setzt befehls gemäß den sommerlichen Tropenhelm auf, aber wie zum Spott kommen sofort derartig kühle Nordwinde über das Mittelmeer gezogen, daß man an den immer feuchten Abenden grollend noch einmal in den Winterüberzieher schlüpft. Tripolis ist überhaupt der kühlest Ort an der Küste weit und breit, der Unterschied der Temperaturen war, wenn man am Nachmittag von Ausflügen vor die Stadt hinaus zurückkam, auffallend.

Droben auf der Dachterrasse des Hotels rückt man nun täglich etwas sorgfältiger dem wandernden Schatten nach und überschaut, mit dem Schmerbauch des Beherrschers sozusagen, Stadt und Hafen, besorgt, daß

auch ja kein Schiff ein- und auslaufe, ohne daß man gnädige Notiz davon nimmt. Und das ist immer wieder interessant, ein deutscher Dampfer hat einen langen Eisenbahnwaggon für die ägyptischen Staatsbahnen fix und fertig auf seinem Deck aufgestellt, ein anderer soll, wie Ali berichtet, 500 mohammedanische Pilger von hier nach Dschedda, dem Hafen Mekkas, bringen, ein dritter führt Hunderte ausgedienter Somalis nach ihrer Heimat am Indischen Ozean zurück. Und die Europadampfer gar, die immer wieder kleine Touristenschwärme, hauptsächlich Deutsche, manchmal auch große Mengen italienischer Studenten hierherbringen, sind eine besondere Angelegenheit von besonderem Klang, etwas Hochwichtiges, weil sie zweimal die Woche Post bringen und Zeitungen. Und weil sie überhaupt der Beweis sind, daß es eine weiße Zivilisation drüben gibt und eine Möglichkeit zur Rückkehr in diese, falls einmal der Wunsch danach dringend werden sollte. Denn so widerstandslos, ohne Vorbehalt und gern man hier weilt, sich einfügt in das Land, in das Leben dieser von einer alten Kultur überschatteten Menschen, — Afrika bleibt Afrika. So wohlbegründet die Geste der Italiener: „Hier ist weiter nichts als ein zweites Sizilien“, sein mag, so trefflich sie sogar das Kunststück, die Stadt mit großen Mengen einwandfreien Trinkwassers zu versorgen, fertiggebracht haben, — man ist nicht in Europa. Selbst hier am Hafen merkt man es an den unwahrscheinlichen Schwärmen von Fliegen und Mücken, die aus der Stadt herausdringen, merkt man es jetzt,

wo die Aprikosen reif geworden sind, daran, daß in dem Restaurant, in dem ich esse, sofort einige Fälle von tropischer Ruhr unter den Stammgästen vorkommen. Es ist viel zu wenig bekannt in Europa, daß man sich an der ganzen Küste Nordafrikas, obgleich sie nur subtropisch und relativ trocken ist, vor dieser bösen und durch Hartnäckigkeit besonders peinlichen Tropenkrankheit in acht zu nehmen hat. Und leider ließen die Italiener das einzig wirksame Gegenmittel, das seit einigen Jahren von einer deutschen pharmazeutischen Fabrik auf den Markt gebracht wird, damals immer noch nicht über die Grenze — eine Folge der Hochschutzzölle und des wirtschaftlichen Protektionismus, der alle Gewinne der eigenen Industrie zuschanzen möchte —, so daß nichts übrigblieb, als die Befallenen mit Einspritzungen eines veralteten und wenig wirksamen Mittels zu behandeln.

VON STROHHÜTEN, FRAUEN UND VIELEN KLEINIGKEITEN

U nd nun sind auch plötzlich die Strohhüte aus Europa angekommen, der Sommer ist also gewissermaßen von Amts wegen eröffnet. Ungetüme von Kisten stehen vor jedem zweiten oder dritten Laden im Sukh el Turk und erzeugen abends, wenn der „Korso“, der Abendspaziergang der Bürger und Militärs, aus dem Corso Vittorio Emanuele in den Sukh hereinströmt,

regelrechte Verkehrsstauungen. Aber sie sind ebenso schnell verschwunden wie gekommen, die Kisten, und es bleibt unerfindlich, wie die Händler die Hüte in ihren ohnehin schon zum Platzen vollen Läden untergebracht haben.

Noch wunderbarer aber ist, daß die Hüte hier, fern von Europa, ungefähr nur ein Drittel soviel kosten wie in Deutschland. Natürlich kauft sich jedermann einen von diesen ungemütlich steifen Deckeln, man ist auch hier bemüht, so zu tun, als wäre man in Europa und trägt in der Stadt, wo man immer in den Schatten flüchten kann, fast ausschließlich europäische Kopfbedeckung. Außerdem ist diese der Ausweis, daß man stolzer Stadtbewohner ist, denn Tropenhelme tragen nur die Konzessionäre, wie man die Farmer vom Lande hier nennt, ein paar Ingenieure und wer sonst dauernd in der Sonne sich aufhält, — und natürlich auch die Fremden, der Sensation halber. Selbst die italienischen Offiziere setzen außer Dienst stets die heimatliche Mütze auf mit dem hohen Kopf und dem tief über die Augen schattenden Schirm, die die merkwürdige Eigenschaft hat, auch ganz arrogante und eitle Gesichter sympathisch zu machen.

Inzwischen hat auch der Wein, der über dem Holzdach des Sukh el Turk sich rankt, gewaltige Blätter und mächtige Trauben angesetzt, man wandelt jetzt zu allen Tageszeiten im schönsten Schatten durch das Gewühl und die Buntheit der beiden Ladenreihen, und die Inhaber der Geschäfte sprengen jetzt eifriger als

je das Zementpflaster, um den Staub niederzuhalten. Gesprengt wird in Tripolis fortwährend und überall, man hat ja genug Wasser, aber es nutzt nichts, der Staub ist nicht zu bannen, er dringt in die verschlossensten Photokassetten ein und hat nur die eine gute Eigenschaft, die Wäsche nicht schmutzig zu machen. Wenn man seinen Kragen hier in dem Turnus wechselt, den man von den Großstädten daheim gewohnt ist, so geschieht das nicht, weil es nötig wäre, sondern um die sittliche Weltordnung nicht umzustürzen. —

Die Sukhs von Tripolis sind, den Größenverhältnissen der Stadt entsprechend, kleiner als die von Tunis, sonst unterscheiden sie sich wenig von diesen; dasselbe buntfarbige, summende, vom Klopfen der Kupferschmiede, von den Ausrufen umherziehender Verkäufer und dem Geschrei streitender Jungen durchgellte Leben darin, dieselben Waren in den Schaufenstern: unechte orientalische Lederarbeiten, Rauchservices und sonstige Andenken für die Europäer, echter, aber schauerlicher europäischer Kram für die Hiesigen, den ich dann, auf einer Zimmersuche bei eingeborenen Juden — die Mohammedaner sind zu stolz zum Vermieten — zu scheußlichen Klumpen geballt in der guten Stube der Leute wiederfand. Sogar ramponierte Löwenhäute gibt es hier zu kaufen, und manchmal hängt quer über die ganze Breite des Ganges im Sukh el Turk die Haut einer Riesenschlange.

Will man aber ungestört und in frischer Luft spazieren, so ist die Mole ein sehr geeignetes Ziel, das man aber erst nach einem peinvollen, fürchterlich staubigen Gang zwischen den Verwaltungsgebäuden am Hafen hindurch erreicht. Weiter ist da der Weg über die alte, mächtig breite Stadtmauer, die draußen am Meeresufer, kurz hinter dem Gefallenendenkmal, beginnt und von hier aus ein gutes Sechstel der Stadt umzieht. Manchmal bessern Fischer ihre viele Meter langen Netze darauf aus, sonst ist sie meist ganz menschenleer. Nach außen schweift der Blick über eine sehr breite Straße hinweg zum Meere, später zum Elektrizitätswerk und der Luftschiffhalle, und auf der andern Seite, wo sich die Häuser eng an sie lehnen, gibt es mancherlei zu sehen, was sich in den Höfen abspielt. Hier hängt ein Färber blautriefende Gewebe in die Sonne, dort zanken Nachbarinnen, spielen furchtbar schmutzige Kinder oder ein Bettler schlürft durch den Hausgang nach der Straße davon. Es wohnen sehr, sehr arme Leute hier zwischen einigen unsaubereren Matten und etlichem schmierigen Geschirr, und man kann mancherlei beobachten. Aber merkwürdig, ich habe nie eine unverschleierte Mohammedanerin gesehen, weder hier noch sonstwo, mit einer einzigen Ausnahme. Und das war, als ich mit einer deutschen Dame, der ich Tripolis zeigen wollte, ahnungslos in die mir noch unbekanntten Gassen geriet, in die man Damen im allgemeinen nicht zu führen pflegt. Es war gerade ein Sonnabendnachmittag, also Hochbetrieb, es wimmelte von italienischen

Soldaten, blutjungen Kerlchen, und wir merkten erst an den fürchterlich verlegenen, erröteten Gesichtern der uns Entgegenkommenden, wohin wir uns verlaufen hatten. Das Amüsanteste aber war nicht jene unverschleierte, höchst reizlose und fette Bewohnerin dieser Gassen, die, einigen Soldaten sich anpreisend, in aller Naivität Kunstseidenkleid und Hemd bis weit zu den Oberschenkeln hinaufhob, sondern die Schilder an einzelnen, festverschlossenen und sehr abweisend dreinschauenden Häusern, auf denen zu lesen stand: Casa onesta — ehrbares Haus. Es muß nicht gerade angenehm sein, hier zu wohnen. —

Im Verlaufe der Wochen und Monate im Orient bin ich immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß es kein ästhetischer Gewinn wäre, wenn man die Mohammedanerinnen unverschleiert gehen lassen würde; es ist nur das Geheimnis der Verhüllung, das bei so vielen Europäern sofort eine tolle Neugierde erregt, wenn sie sich durch den Schlitz des hellen, oft gestreiften Mantels hindurch von einem Auge angeblitzt fühlen. Es ist lediglich unsere Phantasie, die da sofort an Märchenwunder glauben läßt, ich habe vielmehr den Verdacht, daß fast niemals etwas anderes als Häßlichkeit unter der Umhüllung steckt, schon deshalb, weil die Orientalinnen bekanntermaßen so schnell altern, von der schweren Arbeit, die ihnen oft zugemutet wird, ganz abgesehen. Ein Glaube, der allerdings, wie ich vorweg verraten will, in gewissem Widerspruch steht zu den Erfahrungen, die die uns

begleitenden Damen auf dem Dschebel Garian machten. —

Steigt man am andern Ende von der Stadtmauer hinunter, so hat man vor sich die großen, bis in die Nähe der Piazza Italia reichenden freien Terrains, wo der Wochenmarkt abgehalten wird und wo immer die Kamele der Karawanen aus dem Innern lagern. Ab und zu erhebt einer der dabeistehenden kleinen Esel, deren Geduld, Überbürdung und Ausdauer ebenso sprichwörtlich sein sollte wie ihre gar nicht große Dummheit, — aus unerfindlichen Gründen sein schreckliches Geschrei, ein für morgenländische Gegenden so charakteristischer Laut, der klingt wie ein Extrakt der Unlustgefühle aller vierbeinigen Kreaturen. Das röchelnde und rülpsende Blöken der Kamele ist beinahe angenehm im Vergleich damit, weil nicht so durchdringend. —

Biegt man aber von diesem Ende der Mauer nach links ab, durch die Gassen des Mohammedanerviertels, so kommt man direkt am westlichen Ende des Sukh el Turk an der Kaistraße wieder heraus. Und dieser Stadtteil ist es, den ich immer wieder aufsuche. Um die Zuckerbäcker zu beobachten mit ihren orientalischen Kuchen aus Hanfsamen und sonstigem ungewöhnlichen Zeug, die zum Teil sehr wohlschmeckend sind und die man zum andern Teil nicht zu probieren wagt. Auch um der Fleischer dort, der nieselnden Gramophone in den arabischen Cafés und des Geruchs willen, der von kleinen, über Holzkohlenfeuer gerösteten

Fleischstückchen durch die Gassen mit ihren weißgekalkten, öden Häuserfassaden weht. Manchmal stolpert man unachtsam in einen aus dem Haus gekehrten Abfallhaufen, aus allen nur denkbaren Resten der Welt zusammengesetzt, und stört die Fliegen auf, die sich einstweilen bis zur Ankunft der Straßenreinigung in schwarzen Scharen darauf tummeln, denn die segensreiche Einrichtung des „Flit“ ist den Mohammedanern noch nicht recht ins Bewußtsein gedrungen, trotz der gefälligen Reklame, die die Standard Oil an den Bauzäunen am Korso dafür macht. — Es herrscht eine so höfliche, entgegenkommende Stimmung gegen den Fremden in diesem Viertel, halbe Stunden lang darf man den Schuhmachern zusehen, wenn sie das gelbe Oberleder der Pantoffel mit bunten Wollfäden besticken, ohne daß man das Gefühl hat, ihnen lästig zu sein. Vor allem aber liebe ich die Weber, die, zwischen die Wand ihrer Werkstatt und den Webstuhl geklemmt, die bunt gestreiften Seidentücher für die Jüdinnen oder den hellen Wollstoff für die Barragans der Mohammedaner weben, wegen des ruhigen, dumpfen Klappens der Webstühle und der hölzernen, ganz blank geschliffenen Schiffchen, die sie so zielsicher durch die auf und nieder sich bewegenden Fadenketten hindurch zu schießen wissen.

Am eindrucksvollsten von allem jedoch bleibt mir die Mühle. Aus dem Erdgeschoß eines sonst hermetisch verschlossenen Hauses dringt durch eine Fensteröffnung ein ganz leises Geräusch, und wie ich hinzutrete,

sehe ich — es ist schon dunkelnder Abend — ein graues Etwas am Fenster vorbeipassieren, von dem Duster drinnen verschlungen werden, wiederkommen, überhoch bis fast an die Decke des Raumes reichend, und erkenne schließlich ein Kamel. Schattenhaft leise auf seinen langen, weitausgreifenden Beinen trägt es seinen dicken Leib im Kreis durch den Raum, den Kopf mit den verbundenen Augen in der hochmütig in sich gekehrten Weise dieser Tiere auf dem bogigen Halse vorangestreckt ins Nichts, schreitet so Kreis um Kreis und zieht an einem Holzgestell die inmitten stehende Mühle. Lautlos rieseln dort die Körner hinein, lautlos drehen sich die Mahlsteine, fließt grobes Mehl zwischen ihnen hinaus, und das leise Klappern wird durch einen einfachen, kleinen Mechanismus an der Mühle verursacht, damit der Müller, ohne hinzusehen, es sofort merkt, wenn es seinem von den Schatten halb verschlungenen Geisterkamel einmal einfällt, stehenzubleiben.

DIE OASE

Die Italiener haben seinerzeit ganz Tripolis, die Stadt und noch ein gutes Stück des Vorgeländes, von Meeresufer zu Meeresufer mit einer Mauer gegen die Überfälle der Beduinen umzogen, einer regelrechten Verteidigungslinie mit breiten Schießscharten in halber Höhe für die Maschinengewehre, sorgfältig freigelegtem

Schußfeld davor und einer Autostraße dahinter, zum Zweck schneller Truppenverschiebungen. Stumme Voraussetzung dieser ganzen Einrichtung ist allerdings die, daß der Gegner keine Artillerie hat. — Da, wo die Straßen nach dem Innern aus der Stadt herausführen, sind Tore gelassen, man erreicht sie bequem mit Hilfe von Autobuslinien, die an der Piazza Italia beginnen.

An dem Tor nach Westen, der Porta Gargaresc, ist nicht viel los. Weiter Ausblick über Ödland, in dem sich die Straße verliert, baumlos, schattenlos. Erfreulicher ist es schon im Süden, bei der Porta Benito (ergänze Mussolini, der jedoch die Verwendung seines Nachnamens für solche Zwecke hartnäckig untersagt). Hier reicht schon die Oase, die Gärten, Felder und Palmenhaine, bis hart hinter die Mauer, und jenseits von ihr führt eine Akazienallee bis zu einem zwischen Büschen versteckten Dorf der Somalisoldaten, deren runde Hütten ein hohes kegelförmiges Dach aus Palmstroh haben, jedes mit einer komischen, umgekehrten Blechdüte als oberem Abschluß. Zu dem Brunnen vor dem Eingang kommen fortwährend, gut gelaunt und schwatzend, die Weiber mit Wasserkrügen. Ein wenig weiter draußen, an der Chaussee nach Castel Benito, befindet sich die Konzession eines Ansiedlers, den ich kenne, eine spärlich und unregelmäßig bewachsene Fläche. Seine Mandelbäumchen tragen schon ein wenig Frucht, die er mir zu kosten gibt, und ein paar Beduinenweiber in erdbraunen, rockartigen Gewändern, die er hart anfährt, reißen tief gebückt und mit der Stumpfheit

gequälter Tiere die weit auseinanderstehenden reifen Getreideähren einzeln aus (!). Aber er hat Wasser aus einem sehr tiefen Brunnen, Kredit von den großzügigen Banken und eine Menge Hoffnungen. — Dann ist hier eine Ziegelei bei einer Lehmgrube. Der Besitzer, der mich immerfort einlädt, macht gute Geschäfte, denn Bausteine gibt es in der Gegend nicht, und auch hier arbeiten Farbige an den paar Formmaschinen, und Kinder schleppen endlos viele Stunden am Tag die lufttrockenen Ziegel in die Öfen. Er spricht wenig gut von seinen Arbeitern und bezahlt sie noch weit schlechter, wahrscheinlich behandelt er sie auch nicht gut: so wird in diesen geduldigen und harmlosen Menschen der Haß gegen Europa gesät, geradeso wie in der Stadt von den Kindern der Italiener, von denen viele sich auf der Straße als Herren aufspielen und die braunen Jungen necken, quälen und schlagen. — Ist aber die Luft klar, so sieht man von der Porta Benito aus in weiter Ferne ganz blau und klein die Höhen des Dschebel Garian, des Gebirges, das die Wasserscheide zwischen der nördlichen Ebene und der Wüste bildet. Ich schaue oft dorthin, es ist etwas Verlockendes an dem fernen Gebirge und ich möchte gern hinüber an die Front in der Wüste, aber die Italiener lassen ja nicht einmal ihre eigenen Leute hin. —

An den östlichen Toren, Porta Mellaha, Porta Tagiura und wie sie alle heißen, reicht die „Oase“ weit, weit über den Gürtel der Mauer und die Autobusse fahren hier, auf vorzüglichen Straßen, tief ins Land hinein, zu

den Salinen an einer öden Stelle nahe der Küste, wo mächtige weiße Salzhaufen aufgeschichtet liegen neben den Verdunstungsbecken. Zu dem Flugplatz ferner und bis nach dem Örtchen Tagiura in seiner weit gedehnten Palmenoase, dessen Moschee sehenswert ist wegen des Waldes antiker Säulen, die die Deckenwölbungen stützen und die einstmals von Christensklaven hierher geschleppt worden sein sollen. Diese Autobusse werden von fortschrittlichen mohammedanischen Bauern, denen der Ritt nach Tripolis auf dem traditionellen Eselchen schon zu lange dauert, ebenfalls viel benutzt. Aber das weiße Personal schikaniert die Leute ungerechterweise, da es offenbar nur Einfalt von den Bauern, nicht aber böser Wille ist, wenn sie, den Sinn der Haltestellen nicht erfassend, an allen möglichen Stellen aus- und einsteigen wollen. Und so passieren öfter Unfälle, da die Mohammedaner vom richtigen Abspringen während der Fahrt meist keine Ahnung haben und dann auf den Kopf fallen. — Die entgegenkommenden Züge von Lastkamelen ignorieren die schrecklich rasselnden Vehikel meist vollständig, einmal aber erlebte ich es doch, daß ein solches Tier vor dem Autobus scheute und mit tollen Sprüngen seinen Reiter, einen alten Mann, abwarf: kein Tier auf der Welt kann so unwahrscheinliche Sätze machen wie ein Kamel. Das Auto hielt dann, die Schaffner kommandierten etwas aufgeregt herum, einige der Bauern fingen das weitertrabende Tier geschickt mit einer Art von Lasso ein, während andere den Alten, dem es sehr schlecht zu gehen

schien, in den Schatten trugen und dann ratlos umherstanden. Kein Mensch kam auf die Idee, ihm wenigstens die große, mit Blut und Staub verklebte Stirnwunde zu reinigen.

Es liegen vielerlei kleine Ortschaften in dieser kilometerweiten Oase vor der Mauer, die größte von ihnen ist der Markt Sukh el Giuma, ein großer, freier Sandplatz, auf drei Seiten umgeben von hellen, neu erbauten Pfeilerarkaden, über die die Palmen von draußen hereinschauen und durch dessen nachmittägliche Ruhe, von den paar durchfahrenden Autos abgesehen, das Puffen eines irgendwo aufgestellten Rohölmotors schallt. Dort, im westlichen Trakt der Arkaden, trinkt man zuerst noch einen Kaffee, beschenkt einen kleinen, dicken, immer schmunzelnden braunen Kerl und sieht die kleinen Mohammedanerbübchen in Fes, hemdartigem Kaftan und Schulranzen zur Schule drüben gehen, die Söhnchen der Vornehmeren tragen schon jetzt mit viel Geschick den Barragan, dessen lose, zum Herabfallen stets geneigten Faltenwürfe sie beim Laufen und Springen gar nicht zu genießen scheinen. Nach einer Weile bricht man, müde des Kampfes mit den vielen Fliegen im Café, auf, nicht ohne an dem Gartenzaun vor der Schule vorbei zu schleichen, aus deren geöffneten Fenstern abwechselnd die italienisch skandierende Stimme des Lehrers und der plärrende Chor der Kinder herausschallt. Aber man darf nicht einen Moment über die hohe Fensterbrüstung des Zimmers spähen, schon ist man entdeckt, schon haben alle die braunen, groß-

äugigen Köpfe sich zu mir gewendet, so daß der Lehrer, während ich entweiche, mit Gepolter und geschwungenem Stock vom Katheder zwischen die Bänke schießt, aber es ist hoffentlich nur eine Demonstration von ihm und nicht so ernst gemeint. —

Meist gehe ich, häufig langsam, sehr langsam wegen der Wärme, ganz ohne Ziel ins Blaue oder richtiger ins Grüne, nur selten begegne ich Menschen, und immer nur Eingeborenen, man ist der einzige Weiße in weitem Umkreis, fühlt sich aber immer vollkommen sicher. Die Italiener haben für solche Spaziergänge durchaus kein Verständnis, wie die meisten Südländer, und vermeiden sie als ungesund, ebenso wie sie hier auch nicht vor dem allerheißesten Hochsommer im Meer zu baden anfangen, aber wir Deutschen stehen bei ihnen sowieso in dem Ruf, in mancher Beziehung etwas wunderlich zu sein. So sehe ich, sonst sehr geneigt, alles zu vermeiden, was uns lächerlich machen oder die Italiener chokieren könnte, keinen Grund, mir hierin irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. — — —

Am Freitagvormittag jedoch bietet dieses stille Arkadenviertel von Sukh el Giama ein anderes, äußerst lebendiges Bild. Es ist Markt. Längs der Gebäude und unter den paar Bäumchen neben der hindurchführenden Straße sitzen die Eingeborenen in langen Reihen unter Schirmen und sonstigen Notbehelfen gegen die Sonne und haben Gemüse, Bäckereien und Süßigkeiten vor sich auf dem Boden ausgebreitet, — es ist immer wieder verwunderlich, mit welcher Selbstverständlich-

keit der Orientale den Boden, sei es die nackte Erde oder das Straßenpflaster, zu dem benutzt, wozu er eigentlich da ist, nämlich zum Sichhinsetzen und zum Ausbreiten seiner Habseligkeiten. Manche „Läden“ bieten auch kleinen Kram, Nähfaden, Nähnadeln, Spiegelchen oder Nägel feil. In einem der ummauerten Seitenhöfe ist dann immer zugleich Schafmarkt. Wollig niedere, dick geschwänzte, graue Massen drängen sich dort um die spärlichen Stämme der Palmen oder richtiger in noch spärlicheren Schatten ihrer Kronen; hellgrau ebenfalls, mit rotem Farbleck auf dem Kopf, stehen wie Statuen ernst und kaum sich bewegend die Gestalten ihrer Besitzer und der Käufer dazwischen.

In dem zweiten, noch größeren Viehhof daneben aber steht dann das gelbe Diatto-Automobil des Viehhändlers, der jeden Tag vor dem Dunkelwerden mit seinem mächtigen Vollbluttraber, dem Abkömmling eines weltbekannten europäischen Hengstes, den Korso in Tripolis entlangrast. Speckig angezogen und schwitzend vom vielen Hin und Her, Schreien und Verhandeln läßt er Stühle für sich und mich in einen Palmenschatten stellen, gleich aber springt er wieder auf, er muß diesen Vormittag 33 Stück Rindvieh kaufen und 20 Stück hat er erst beisammen. Dazu will er noch etwa ein halbes Dutzend Kamele erstehen.

Er spricht fließend Arabisch, darauf basiert seine einkömmliche Stellung hier; mit seinen von plumper Vertraulichkeit zu ebenso massiver Rücksichtslosig-

keit wechselnden Manieren aber ist er vielleicht doch nicht der rechte Mann für die Bauern, sie scheinen ihn nicht zu lieben, höchstens zu respektieren. Jedenfalls lachen sie, wenn er einen derb auf die Schulter haut, ziemlich gezwungen; einmal traf ich ihn auch an, wie er sich mit einem mohammedanischen Viehbesitzer balgend im Sande wälzte, um den Händedruck, das Zeichen des Kaufabschlusses, von ihm zu erzwingen.

Die Rinder stehen meist in lockeren Gruppen, jedes scheint mit seiner breiten, feuchten Nase seinen besonderen Interessen am Boden nachzuzschnüffeln, die zusammengehörigen Kamele dagegen drängen sich immer zu einer dichten Gruppe, die jungen Tiere neben ihre Mutter, sie sind entzückend in ihrer noch graziösen, eben im Keime vorhandenen Häßlichkeit. Dazwischen stehen oder wandeln die Mohammedaner, saust der Viehhändler mit seinen Gehilfen, das Summen einer Menschenansammlung, Sprechen, Rufen, das Scharren der Tiere, manchmal ein Brüllen oder ein Blöken erfüllt die heiße, staubige Luft.

Viel Spaß gibt es immer auch, wenn der „Professore“ da ist, ein ehemaliger Schauspieler von Reinhardt und Theaterdirektor, der sich auf den Journalismus geworfen hat, begleitet von seiner sommersprossigen Schwägerin, die nichts als Sächsisch spricht. Sein Name ist leider ein Omen für seinen Lebenslauf gewesen, denn infolge einer halb italienischen Abstammung und einer deutschen Erziehung, die er auf Kosten

der Krone Bayern erhielt, „pendelt“ er dauernd zwischen den beiden Rassen hin und her. Momentan hält er es mit den Italienern, die aber sehr zurückhaltend und von der mißtrauischen Höflichkeit gegen ihn sind, die man auf der ganzen Welt den Renegaten entgegenbringt. Es wäre für den asthmatischen Professore, der so deutsch aussieht und so deutsch-cholerischen Wesens ist, besser, sich unter Deutschen aufzuhalten, wo er weniger auffallen würde. Ewig laut begeistert, voller Pathos hat er, schwitzend und asthmatisch schnaufend, immerfort einen neuen Einfall. Einmal will er, aus einem Gedichtband Verse von Carducci vorlesend, zusammen mit einem Kamelskopf photographiert werden, das andere Mal zerrt er mich in eine arabische Garküche zum Mittagessen, wo man ihn vertraulich lächelnd als Stammgast begrüßt, was aber nicht hindert, daß man ihm trotz aller donnernden Mahnungen: „senza Pepperone!“ das Gulasch so gepfeffert vorsetzt, wie es die Mohammedaner nun mal gewohnt sind. Mit dem Brande von Moskau in der Kehle läßt man das Gericht nach wenigen Bissen schon stehen, indes der Professor ruhig weiterschlürfte, und er denkt über die Gründe nach, die die Eingeborenen veranlassen, so abscheulich scharf gewürzt zu essen. Pfeffer desinfiziert, heißt es, die Eingeweide, und das ist angesichts der Ruhrgefahr wohl nicht ohne Wichtigkeit. —

Zum Abschluß des Marktes läßt der Viehhändler die gekauften Stücke, denen er mit einem Scherchen eine

kleine Stelle des Felles kahl schneidet, aus einem Seitentore treiben, ein aufregendes Geschäft, da die Rinder nicht fortwollen und immer wieder nach der Seite ausbrechen. Der ganze Platz ist voller Staubwolken und plumpem Galopp. Noch mehr Arbeit verursachen dann die Kamele, die frisch aus der Steppe hereinkommen und zu ahnen scheinen, daß jetzt der „Ernst des Lebens“, die Arbeit des Lastentragens, für sie beginnt. Mit den jungen Tieren, die von der Mutter getrennt werden sollen, entstehen wahre Schlachten, es geht schlimmer zu als in einer spanischen Stierkampfarena. Dann wird es, nach heftigen Zänkereien zwischen den Mohammedanern und dem Viehhändler im Büro der Marktpolizei, die den Klagen der Eingeborenen, wahrscheinlich über Übervorteilung, taub und stoisch zuhört, langsam still auf den verödenden Plätzen, und ich kann meinen einsamen Nachmittagsspaziergang antreten.

Einmal führt mich mein Weg nach dem nahen Giama el Turk, wo die Türken 1912, bei der Eroberung von Tripolis durch die Italiener, 104 gefangene, wehrlose Bersaglieri kaltblütig einen nach dem andern abschossen; die Zahl der Erlegten notierte man, ähnlich wie Chaplin in seinem Kriegsfilm, durch Kratzer an der Kalkwand des dort stehenden Hauses, worauf man die Leichen in einem nahen Brunnen verbarg. Erst Jahre später wurden die Überreste durch einen Zufall entdeckt und ruhen nun, zum Teil sogar unter Glas (!), in dem erwähnten Hause.

Freundlicher ist der Gang durch die weißen Gassen des Dörfchens Amruss auf der andern Seite von Sukh el Giama, wo ich immer eine Herde von halbwüchsigen italienisch radebrechenden Jungen um mich habe, die bisweilen von einem der Väter fortgewiesen werden, aber immer wiederkommen und ganz wild auf kleine Bleistiftenden sind. Dafür zeigen sie mir dann die hiesige Mühle mit dem Kamel, deren Besitzer schon in Italien war, die Werkstätten der Schuster, der Weber und die der Spinner mit ihren aus den Urzeiten der Menschheit stammenden Geräten, was ich alles aus Tripolis längst kenne. Aber die Freundschaft mit ihnen erleidet deshalb keinen Abbruch, sie sind ein wenig zutraulich, ein wenig frech, ganz kleine betasten bisweilen ehrfürchtig und schüchtern den weißen Stoff meines Anzugs. —

Oft wandert man auch ganz ziellos der Nase nach, manchmal gerät man dabei auf einen nur mit Gras bestandenen Hügel, auf dem keine Palmen wachsen, weil sie von hier oben aus mit den Wurzeln nicht ins Grundwasser tauchen können. Diese Plätze dienen, weil der übrige Boden natürlich kostbar ist, regelmäßig als Friedhöfe. Kreuz und quer nach allen Richtungen liegen die gemauerten Gräber flach im Boden, die einen neu, die andern halb zerfallen, so daß man in die Höhlung hineinschauen kann, alle aber mit nach oben spitz zulaufendem Deckel versehen und ohne Namen, Datum oder auch nur einen Koranspruch. Kein Mensch scheint sich je wieder um sie zu kümmern.

Immer aber sind die beiden Seiten der schmalen, sandigen Wege durch über mannshohe, hellgraue Erdwälle eingefaßt, zwischen denen sich die Hitze fängt, bisweilen sind oben auf den Wällen auch noch die großblättrigen Kakteen gepflanzt, von denen man nur ein abgeschnittenes Blatt in die Erde zu stecken braucht, um nach ein paar Jahren eine mächtige Pflanze an dieser Stelle wiederzufinden. Und überall jenseits dieser Erdwälle erstrecken sich die Felder mit den Bewässerungsrinnen dazwischen, und Weizen und Gerste gedeiht darauf im Schatten der nicht allzu weit auseinanderstehenden, nicht allzu eng zusammengeschlossenen Dattelpalmen, die Nahrung für Menschen und Vieh, Material für Stricke, Holz und ich weiß nicht was sonst noch alles liefern, und von denen die Oase von Tripolis gegen 250000 Stück besitzt. Man kann vor Stämmen und immer wieder Stämmen und Erdwällen dazwischen nicht allzu weit in die Runde schauen in einer solchen Oase, kaum weiter als 300 Meter.

Und überall stehen am Rande der Felder die Brunnen, aus denen das Wasser kommt, das allein der Oase ihre Fruchtbarkeit verleiht. Am Ende von zwei schmalen, weißen Mauern von 3 bis 4 Metern Höhe, die parallel zueinander stehen und auf der einen Seite abgetrepppt sind, damit man hinaufsteigen kann, befindet sich das oft recht tiefe Brunnenloch. Am andern Ende, gewöhnlich von einem Baum beschattet, bohrt sich ein Graben mit schief nach unten gehender Sohle 2 bis

3 Meter tief in die Erde hinein; Länge und Neigungswinkel dieser schiefen Ebene stehen natürlich in einem wohlberechneten Verhältnis zu der Tiefe des Brunnens. Ganz anders als in Ägypten zieht nun ein Rind, von einem schlanken, braunen, nur mit einer Art von Tunika bekleideten Bauern getrieben, den als Schöpfgefäß dienenden Lederbeutel in die Höhe, indem es diese schiefe Ebene hinabläuft; der Strick, an dem das Schöpfgefäß hängt, geht über eine hölzerne Scheibe oder Rolle, die sich auf einer hoch oben zwischen den beiden Mauern montierten, ebenfalls hölzernen Achse dreht. Dieser Holzmechanismus wird nie geschmiert und knarrt und stöhnt erbärmlich unter der Last des Wassers in dem großen, am Rande durch einen eingenähten Reifen offengehaltenen Ledergefäß.

Soweit wäre die Arbeit des Wasserschöpfens ganz einfach, aber bei dem Ledergefäß beginnt eine Schwierigkeit. Wie nämlich es entleeren, auskippen, ohne einen zweiten Mann zu benötigen, der oben auf einer der Mauern zu hocken hätte, da das Schöpfgefäß doch, der Natur der ganzen Anlage entsprechend, in hochgezogenem Zustand immer noch über der Brunnenöffnung hängt? Die Lösung ist folgende: das Schöpfgefäß endet unten in einem langen Lederschlauch, hat also die Gestalt eines Trichters, und am unteren Ende dieses Trichters ist ein zweiter, dünnerer Strick befestigt, der über ein tief unter der Rolle zwischen den Mauern steckendes Querholz hinweg zum Joche des

Rindes läuft. Ist nun das Schöpfgefäß unten im Wasserloch und gefüllt, so zieht der Bauer, während das Rind auf seiner Bahn nach unten strebt, diesen zweiten Strick scharf an, wodurch der Schlauch sich weit über den oberen Rand des Trichters umbiegt, so daß kein Wasser hinaus kann, nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren. Durch plötzliches Nachlassen und leichtes Wiederanziehen führt er, wenn das Wassergefäß dann aus der Brunnenöffnung taucht, den Schlauch des Trichters so, daß er nach unten, zugleich aber ein wenig schräg nach vorwärts hängt, und das Wasser fließt nun in ein flaches, dicht neben dem Brunnenrand beginnendes, ausgemauertes Wasserbecken, von wo es mittels kleiner Mäuerchen aus Lehm, die geöffnet und geschlossen werden, in die einzelnen, die Äcker durchziehenden Rinnsale verteilt wird. —

Das sind die Brunnen in der Oase, an denen man halbe Stunden lang steht und zuschaut, wie Rind und Bauer, die wie ein Organismus dabei wirken, aufwärts steigen, umdrehen und wieder abwärts sich mühen. Wie der Mann mit einem Griff der Hand fühlt, daß der Beutel drunten in der Tiefe schwer von Wasser ist, wie er dann mit dem Strick den Schlauch hochzieht und, in der Tiefe des Grabens angekommen, ruckend nachläßt und die Öffnung des Schlauches genau über den Anfang des Sammelbeckens dirigiert. Stöhnen der Holzrolle, Rauschen des ausfließenden Wassers, ein antreibender Ruf für das Rind, und die Folge der Geräusche hebt

von neuem an. Und alles Sein und Leben, Zeit, Werden und Vergehen, scheint sich geheimnisvoll in ihnen zu sammeln, von ihnen auszugehen, und wenn sie aufhören, so ist es, als sei der Tod über irgend etwas gekommen . . .

So wandert man durch diese Oasenlandschaft, die eigentlich aber doch keine Landschaft ist, sondern ein Wald, und manchmal etwas an die lichten Kiefernforsten der Mark oder Oberbayerns gemahnt, und man wundert sich immer wieder von neuem, wie einfach und doch genial durchdacht diese paar ruckenden Bewegungen an dem zweiten Strick das ganze Problem des Wasserschöpfens lösen. Wenn der Mann den Schlauch des Wassergefäßes durch elektrische Wellen fernsteuern würde, ich wäre nicht erstaunter gewesen. Und dann schweift man weiter, einen Nachmittag wie den andern, und beobachtet dabei das Werden des kurzen Frühlings und des langen, langen Sommers, sieht das Getreide grün aufsprießen und gelb werden, die Granatbäumchen knallrot aufbrechen, die Oliven ansetzen, die Datteln ihre Fruchtkolben aus der Wedelkrone herausstrecken und bekommt gelegentlich von Kindern wundervoll duftende Orangenblüten geschenkt. Manchen der Dattelpalmen ist jetzt, zur Zeit der treibenden Säfte, fast die ganze Krone ausgebrochen, und nach einigem Hinschauen entdeckt man einen oben angebundenen, großen Tonkrug, in dem der aus der Bruchstelle ausfließende Saft sich sammelt und zu einer Art Palmbier vergärt. Kleine Eselchen traben

dann, mit je einem überschäumenden Krug rechts und links und dem Gewicht des Herrn dazu belastet, mit ihren zierlichen, frauenhaft trippelnden Schritten nach Tripolis in die Cafés; diese Art von Bier scheint den Moslim nicht verboten zu sein. — Bisweilen kommt man aber auch dazu, wie ein Mann, einen Strick um den Leib und den Stamm geschlungen, die Palmen zu erklettern beginnt, um die Blütendolde droben künstlich zu befruchten, denn auf natürlichem Wege geschieht das nicht, es fehlen die Insekten. Dieser Beruf ist ein Spezialfach und wird, glaube ich, gut bezahlt. Und nun können die Früchte reifen, und sie tun es am besten, wenn im September der Ghibli, der glühend trockene Südwind, gründlich weht, sie ist eine echte Wüstenpflanze, die Dattelpalme.

Ganz merkwürdig, erregend, fast beunruhigend sind diese Wege durch die Oase, man geht in einer leeren, tiefen, fast störenden Lautlosigkeit, die wie ein Loch ist, das in Urwelthaftes taucht und aus dem es wiederum heraufsteigt, wirre, verwirrende, betörende Kräfte; man ist ein so verlorenes Körnchen in dem Palmenwald und — mag der Ausdruck heute immerhin banal und abgebraucht erscheinen — so merkwürdig erdnah. Alles, die Erdwälle, die Palmen, der dünne Schatten, das bißchen Wind und die heiße Sonne sind wie körperlos, geträumt, kein Schwirren von Insekten, kein Krähen von Hähnen, kein Hundegebell aus der Ferne. Eine tiefe Stille ohne Ende, nur unterbrochen durch das

quietschende Singen und Knarren eines fernen Brunnens, umfängt dich, die gewaltige Stille dieses dunkel schweigenden Kontinents . . .

AUSFLUG IN DIE RÖMISCHE VERGANGENHEIT

Es lagen in antiker Zeit viele volkreiche Städte an den Küsten Tripolitaniens; Tripolis selbst, damals Oëa geheißen, war nicht die geringste unter ihnen, wie der stattliche, dem Andenken des römischen Kaisers Mark Aurel gewidmete Triumphbogen dort beweist, der heute schon mehrere Meter tief unter dem Niveau der daran vorbeiführenden Straße liegt. Leptis Magna, etwa 100 Kilometer östlich von Tripolis gelegen, rühmt sich gar, Geburtsort des Kaisers Septimius Severus († 211 n. Chr.) zu sein, und die mächtigen Ruinen dort sind ein ständiges Ausflugsziel der Touristenautos von Tripolis. Wir aber fahren nach dem kleineren Sabratha, etwa 70 Kilometer westlich von Tripolis, nach der tunesischen Grenze zu, und da es die zweite römische Stadt war, die ich in meinem Leben sah — die erste war Pompei —, so interessierte sie mich noch, dagegen nötigte sie den italienischen Studenten, mit denen ich fuhr, nur die laue Begeisterung ab, die sie aus Höflichkeit gegen ihre Führer zeigen mußten, denn schließlich reisten sie halb auf Kosten des faschistischen Staates, der auf diese Weise die akademische Jugend für den

kolonialen Gedanken zu interessieren sucht; man sah es ihnen an, daß sie Pompei und das Forum Romanum für weit großartiger und diese Ausgrabungen hier eigentlich für etwas überflüssig und provinziell erachteten.

★

Aber zunächst sind wir ja noch auf dem Bahnhof in Tripolis, denn mit den Eisenbahnen des Landes ist es etwas seltsam bestellt.

Zuallererst mit dem Fahrplan. Jedermann hat die Abfahrtszeiten der zwei oder drei Züge, die Tripolis täglich verlassen, im Kopf, alle aushängenden Fahrpläne sind veraltet und stimmen längst nicht mehr, und da ich das nicht wußte, kam ich zu spät, der Zug war schon fort. Aber dann durfte ich, jovial und zuvorkommend, wie die Italiener gegen Fremde sind, wenn man sie ein wenig nett anredet, auf den Extrazug klettern, mit dem die Studenten fahren sollten. Das trug mir sogar noch die genaue Bekanntschaft mit dem Orte — oder Städtchen — Es Zavia ein, das ich mit dem regulären Zug nicht hätte besichtigen können.

Ebenso verwunderlich wie diese Fahrpläne ist auch die Bahn selbst, — man muß schon schwäbisch sagen: das Bähnle. Altmodisch, aber gerade darum reizvoll, entzückend in einer Zeit, die sonst fast nur noch D-Zug-Waggons und Pullmans laufen sieht. Kleine, komisch plumpe, derbe Wägelchen aus Großvaters Zeiten mit unmöglich kleinen Fenstern, aber sie haben eine un-

schätzbare, anderswo heute verschwundene Besonderheit: man kann auf den Dächern sitzen, auf bequemen Bänken sogar. Das Ganze wird von einer schnaufenden, pustenden Benzinlokomotive recht moderner Konstruktion gezogen; für Dampflokomotiven ist unterwegs nicht genug Wasser vorhanden.

Auf diese Wagendächer gemütlich verteilt sitzen wir und warten zunächst mal. Die Sonne, es ist erst 6 Uhr morgens, scheint fast so hell schon wie zu Hause am Mittag, aber es weht wie gewöhnlich in diesem Frühjahr kühl von Norden. Dann tröpfelt ein Grüppchen Studenten und Studentinnen nach dem andern herbei, verspätet und unausgeschlafen infolge der einander jagenden Ausflüge und Festabende solcher Studienreisen, sie werden von den zeitiger Aufgestandenen mit nicht böse gemeintem akademischem Protestgeschrei empfangen. Die meisten tragen Studentemützen, Zweispitze in allerhand Farben, an denen „Andenken“, Bierkrüglein und auch Erinnerungsplaketten befestigt sind wie an den Stöcken unserer Fußwanderer. —

Durch die Porta Gargaresc geht es schließlich hinaus ins Land, Streckensicherung gibt es hier nicht, nur eben das Gleis, und alle halbe Stunde höchstens die Andeutung einer zukünftigen Station. Wir fahren und schützen mit Volldampf, doch das Auto auf der nahen Straße überholt uns mit Leichtigkeit. Steigungen hinauf geht es im Schneckentempo, aber am Nachmittag, bei der Rückfahrt, blieben, gut 20 Kilometer

von der Stadt entfernt, einige der Studenten, die aus Übermut nebenher liefen, bei einer plötzlichen Beschleunigung des Tempos zurück; geschieht ihnen recht, dachte wohl der Zugführer und fuhr einfach weiter.

Das Land ist leicht gewellt, trocken, steppenartig, spärlich bewachsen und unbelebt, keinem Eingeborenen würde es einfallen, es unter Kultur zu nehmen, sie siedeln sich nur da an, wo Palmen gedeihen, deren Gruppen ab und zu wie Inseln auftauchen. Man hat diese herrenlosen Strecken daher an italienische Konzessionäre abgegeben; weit verteilt sieht man ihre jungen Anpflanzungen von Oliven, Orangen, Wein, oft auch Getreide, und die dürren Skelette ihrer ewig Wasser pumpenden Windmotoren ragen steif in die sonnige Luft. Der Boden ist immerhin so trocken, daß man sich fragt, wie in der Antike hier Großstädte existieren konnten, es erscheint unwahrscheinlich, daß auch sie, neben ganz Rom und Italien, sich von dem Weizenüberfluß Agyptens miternähren konnten. Stand das Land damals unter intensiverer Kultur? War es regenreicher oder besser bewässert, oder ist in den zwei seitdem verflossenen Jahrtausenden die Sahara nordwärts gewandert, wie manche Leute behaupten? Heute jedenfalls gleicht der ganze Küstenstrich des Landes einem ewig trockenen Sieb, alle Niederschläge versickern; auch die Regen, die ziemlich reichlich an der Wasserscheide gegen die Wüste, am Nordhang des Gebirgs im Süden, fallen müssen, erreichen nicht in Form

von Bächen oder Flüssen das Meer, sie verschwinden einfach, sammeln sich aber unterirdisch in irgendwelchen Faltenbildungen der Erdschichten. An manchen Stellen ist die darüberliegende Kruste ganz dünn, und dort wachsen eben die Palmen, deren unmotiviertes Dastehen man zunächst nicht begreift, weil man nie einen Tropfen des Wassers zu sehen bekommt, von dem sie leben. Daß es aber heut um das Wasser und damit um die Konzessionen keineswegs ganz hoffnungslos steht, beweisen neben den vielen Windmotoren die Wasserpreise im Lande. Der Kubikmeter Trinkwasser kostet in Tripolis zwar, wenn ich mich recht erinnere, 50 Rpf., das ist, mit Deutschland verglichen, ein ziemlich hoher Preis, aber er ist doch immer noch lange nicht so hoch wie an gewissen sehr trockenen Plätzen der Westküste Südamerikas, wo man bis zu 6 RM. für den Kubikmeter zahlen muß. —

Ja, was Wasser ist, daß es schlechtweg das Leben überhaupt und alles andere dazu bedeutet, wird einem in Europa niemals klar, das begreift man erst hier, im Orient. Es werden einem in diesen Ländern gewisse, in der zivilisierten Sicherheit Europas völlig in Vergessenheit geratene, zwar höchst primitive, eindeutige und simple, aber fundamentale Tatsachen des Lebens in ihrer ganzen großartigen Wichtigkeit offenbar, die Besinnung auf sie ist wohltuend. Es kommt eben im Grunde doch sehr darauf an, ob man Wasser hat oder nicht, oder darauf, daß man gesund durch die Nacht



Schatmarkt



Der Autor in der Oase

hindurchzukommen hoffen darf und gewiß ist, morgen arbeitsfähig zu sein. Ich glaube fast, daß man das Leben, seine Werte und Unwerte nicht richtig abzuwägen vermag, daß man es nicht von allen Seiten genau kennt, wenn man nicht mal ein paar Tage lang in Angst vor der Amöbenruhr geschwebt hat, weil man ungeschälte rohe Aprikosen aß, und wenn man nicht mal so verdurstet war, daß man keinen Bissen durch die Kehle zu würgen vermochte, wie mir das in der ägyptischen Wüste passierte. So kehren sich die Perspektiven, die man von Europa mitgebracht hat, hier nach und nach völlig um, aber die Unmittelbarkeit des Kampfes ums Leben, der nicht mehr um indirekte Existenzmittel, wie Geld und Stellung geht, sondern um die nackten Lebensnotwendigkeiten selbst, wie eben um das Wasser, macht einen irgendwie innerlich fester, großzügiger, und man erschrickt nachher beinahe, wie merkwürdig verkleinert und ärmlich die Dinge sich von hier ausnehmen, um die man daheim sich aufzuregen für gut fand. Ich glaube, viele Streitigkeiten bei uns würden in versöhnlicherem Geiste ausgetragen werden, das Zusammenleben der Menschen würde erträglicher, leichter sein, wenn alle einmal, die jungen Stürmer ebenso wie die unüberwindlich sattelfesten Routiniers der Fachberufe, unter solchen Perspektiven leben könnten. Was sind denn unsere Wirtschaftsprobleme, Gelehrtenfehden und alle Zänkereien um politische Theoreme, um die Ernährungsweise oder um die Bedeutung irgendeines berühmt gewordenen Schrift-

stellers? Gott hat in jede Wüste eine Tafel gestellt mit der Aufschrift: „Börsenwerte werden bei mir nicht notiert.“

*

Das alles besprechen wir auf unsern Waggondächern und sind höchst angeregt und etwas durchkältet vom Fahrwind. Manchmal geht es mitten durch eine der Palmenoasen hindurch, und von den vorderen Wagen warnt uns dann Geschrei, denn die niedrig hängenden Wedel, die die Dächer fast streifen, schlagen im Vorbeifahren recht unangenehm ins Gesicht. Einmal müssen wir sogar eine gute Weile halten, weil ein Eselchen auf der Strecke steht und nicht von den Schienen weichen will, vollkommen stilecht wie bei den Sekundärbahnen unserer Witzblätter.

Schließlich, es ist hellster Vormittag geworden, sind wir denn aber doch in Es Zavia, und die Sonne brennt ganz erklecklich. Weißgekleidete Autoritäten stehen am Bahnhof, die von den im faschistischen Kommet wohlgedrillten Studenten mit römischem Gruß geehrt werden und mit der „Giovinezza“, dieser unmusikalischsten Nationalhymne, zu der je ein musikalisches Volk verurteilt wurde. Dann langer, langer Zug durch den Ort, dessen mohammedanischer Teil ganz nahe an die Kurve der benachbarten Palmenoase gelehnt liegt. Eine weißgekalkte, völlig schmucklose, klosterhaft große Moschee muß zuerst bewundert werden, die Aussicht von deren Dach ist recht reizvoll, und zwischen

den ebenso weißen, von spärlichen Türen unterbrochenen Häuserfluchten ihrer Gassen stehen erwartungsvoll die Bauern. Es zeigt sich hier so recht der Unterschied gegen Tripolis, zwischen Stadt und Land; das ganze Dorf ist auf den Beinen, so ein Besuch gilt hier als Festlichkeit, in Tripolis dagegen kümmerte sich kein einziger Eingeborener um die Anwesenheit der Studenten. Sie sind den Bauern vielleicht als große, wenn auch sehr junge Herren angekündigt worden, vielleicht genügt auch der bloße Umstand, daß der Präfekt der Gegend mit seinem Beamtenstab und unsern Studentinnen vorneweg schreitet, jedenfalls ist des Grüßens mit der rechten Hand, die an die Stirn, den Mund und die Brust geführt wird, kein Ende. Sie scheinen, wenn nicht zufrieden mit der Herrschaft der Weißen, so doch ergeben in ihr Los zu sein, und Stille und Frieden ist unter der machtvollen Sonne in dem kleinen Ort, dessen weitläufig angelegten modernen Teil die Italiener nun mit Stolz auf das Geleistete herzeigen. Denn eigentlich ist alles erst in den letzten paar Jahren, seit dem Siege des Faschismus, entstanden mitsamt den Amtsgebäuden und der Schule für die Mohammedanerkinder. Die Häuser der Ansiedler hier sind schmucklos, aber sauber, in heimischer Art gebaut, ihre Bewohner ländlich provinziell, aber doch nicht ohne die Anmaßung von „Kulturbringern“ im Wesen.

Wir schaukeln und stuckern weiter auf unserer Bahn, das Land wird, nach Durchquerung größerer Palmenbestände, wieder weit und öde, irgendwo, an einer

andern Ansiedlung, werden den Studenten Körbe mit kaltem Mittagessen auf die Wagen gereicht. Gegen Mittag endlich sind wir in Sabratha.

Bei der Erinnerung an dieses Nest muß ich lächeln, denn ich sehe nur Leere, ein sandiges Nichts um eine Art von Zierbrunnen vor mir, Leere, mit blendendem, durch die Brille notdürftig verdunkeltem Sonnenschein angefüllt. So schaut ein Wechsel auf die Zukunft aus, denn diese ungepflasterte Weite soll einen Platz vorstellen, auf dem künftig die Autos wimmeln werden, weiße, schuppenartig niedere Gebäude zu beiden Seiten beweisen es, der primitive Bahnhof ist etwas ferner auf der dritten; aber es wäre ungerecht, wenn man den Willen der Italiener, den enormen Fleiß und die Geldmittel, die sie in dieses Land von zweifelhafter Güte hineinstecken, nicht anerkennen wollte.

Sie werden es auch brauchen, dieses Land, denn Mussolini soll sich vorgenommen haben, das ohnehin schon überbevölkerte Italien von 40 auf 60 Millionen Einwohner zu bringen, und hier kann man wieder einmal die Macht der Propaganda deutlich erkennen. Die Italiener sind, wie ich aus vielen Fragen und Äußerungen deutlich entnehmen konnte, heute schon fest davon überzeugt, daß ungehemmte Produktion von Kindern die erste Pflicht jedes Staatsbürgers sei; weitere Fragen, wie man diese neuen 20 Millionen Italiener ernähren soll und Arbeit für sie verschafft, scheinen sie sich zu verbieten, der Staat, denken sie vielleicht, wird bei guter

faschistischer Gesinnung schon für das Weitere sorgen. — Mussolini will, wie man sieht, seine aufstrebende Nation um jeden Preis groß machen, in imperialistischem Sinne groß, und es wird ihm vielleicht auch gelingen, dank den unverbrauchten Kräften, die in ihr stecken. Aber daraus wird, allein schon aus der künstlich emporgeschraubten Bevölkerungsziffer, ein verstärkter Druck auf die so schon nicht wohlwollenden Nachbarn Italiens und demzufolge kann es eines Tages zu einem Krieg Italiens gegen seine Nachbarn kommen. Und ein solcher moderner Krieg, mag er für Italien ausgehen wie er will, wird sicher alles Aufgebaute wieder vernichten, die neuen 20 Millionen Menschenleben ganz und noch ein gut Teil von den alten 40 dazu, denn die andern haben ja auch Flugzeuge und Giftgasbomben . . .

Die geräumige Villa, oder sagen wir der Palast des hiesigen Präfekten, etwas weiter hinter dem Platz, auf dem wir stehen, macht sogar den Anspruch, einen Garten zu besitzen, den man bei näherem Zusehen denn auch findet. Damit sind aber die Sehenswürdigkeiten hier wirklich vollkommen erschöpft, und es geht hinaus zum Ort über das lehmig sandige, mit kurzem, trockenem Gras bestandene Land zu den dreiviertel Stunden entfernten Ruinen.

Dort weht es immer noch kühl über das Meer und über das Riff, das einst den Hafen der Stadt schützte. Das weitläufige Ruinenfeld ist wohlabgesperrt und wird nach allen Regeln moderner Ausgrabungskunst

durchforscht. So wandert man durch eine lärmende und gaffende, ziemlich deplacirte Herde von Neugierigen hindurch, über die Steinplatten, die Plätze und die Straßen, die längst verschollenen Generationen Heimat und Lebensumkreis waren. Merkwürdig zu denken, wie es möglich ist, daß so stark bevölkerte Städte vollkommen aussterben oder verlassen werden und in Trümmer fallen konnten, am fremdesten aber mutet der Gedanke an, auf eine unserer eigenen europäischen Großstädte angewendet. Ob einige davon in weiteren 2000 Jahren auch wohl solche von Erdmassen halb bedeckten Ruinenfelder sein werden, die man ausgräbt und den zahlenden Besuchern von weit her, vielleicht schwarzen oder gelben Touristen, zeigt? — Nach allem, was auf der Erde schon passiert ist, ist auch das nicht unmöglich, und nichts ist verkehrter als der Wahn, wir, ausgerechnet unsere Werke, ständen für die Ewigkeit, — eine Erkenntnis, die jeder Italienbesucher schon mitheimbringen könnte und sollte, um gelegentlich daran seinen Stolz auf Städte wie Berlin, Hamburg, München, auf unsere Hochhäuser und alles, was wir sonst geschaffen haben und zu schaffen gedenken, auf Herz und Nieren zu prüfen.

Aber im übrigen sind es hier dieselben umgestürzten und wieder aufgestellten Säulenschäfte, dieselben Gewölbe unter den Tempeln, dieselben aus Tempeln zusammengewerkelten christlichen Basiliken wie anderswo auch, das Theater hat dieselbe Anlage, wie schon die Athener des 4. Jahrhunderts v. Chr. sie dem ihren

gaben, eine gewaltig große Zeusbüste in der befangenen, lahmen Manier der späteren Kaiserzeit hat man auch gefunden, das eigentlich Interessante, die Ausgrabung der Privathäuser, ist noch nicht in Angriff genommen. Und so geht es über das heiße Pflaster der nicht allzu geräumigen Flora, um die Ecken ehemaliger Straßen, zwischen mannshohen Quadern hindurch, über zersprungene, breite Treppenstufen hinauf und hinab, der Marmor ist vor Alter grau geworden und vom Pflaster in der Farbe nicht mehr zu unterscheiden. Alles ist grau, vor Alter und Staub, grau und schattenlos, und dadurch ein wenig wie ohne Gestalt und Sinn. Es ist nicht mehr Ruine mit der Patina von Resignation und gebrochenem Willen zur Ewigkeit, dazu ist alle Erde zu sorgfältig beiseite gescharrt, sind alle Gesimse zu sorgfältig zusammengelegt und unter der Stelle deponiert, von der sie einst herabfielen, und „Stimmung“ kommt nicht auf, bei den lustigen Studenten schon gar nicht. Nur dies etwas bedrückte, verstaubt hüstelnde Gefühl, das einen in winterlich dunklen, mit erstorbenen Sachen vollgestopften und menschenleeren Museen manchmal befällt. Man ist eigentlich froh, als es zu Ende ist, und als man über das weite Grasland zurücktrabt hinter dem schaukelnden, riesigen Kamel her, auf dem die jüngste und zierlichste unserer Damen wie ein Äfflein hockt. —

DAS LAND DER ROTEN WOLKEN

Daß man des Morgens beim Aufstehen zuallererst eine Sonnenbrille aufsetzt, klingt wohl lächerlich und sieht vielleicht noch lächerlicher aus. Aber es ist leicht erklärlich, wenn man vollkommen dicht schließende Holzladen vor den Fenstern hat, die man des Nachts der Mücken wegen geschlossen halten muß, so daß des Morgens das Zimmer stockdunkel bleibt. Seit einiger Zeit ist das Sonnenlicht und die Blendung auf der weißen Terrasse in aller Frühe schon so stark, daß man ohne die dunklen Gläser beim Aufstoßen der Läden förmlich zurückprallt und minutenlang schwer geblendet dasteht.

Wenn aber das Wetter sich als trübe erweist, tut man die Brille mit einer Art von Entrüstung schnell beiseite. Man verfällt hier allgemach dem dummen Wahn, man habe ein verbrieftes Anrecht auf ewigen Sonnenschein, und faßt bewölkten Himmel schon, wenn es noch gar nicht regnet, als eine persönliche Unliebenswürdigkeit des Wettergottes auf. —

An diesem Maimorgen schieben sich graue Wolken geschwader schwer und tiefhängend vom Meer über die Stadt, und unten im Süden nehmen ihre Ränder jenes brandige Rot an, das ich als Vorzeichen des Ghibli kenne. Ich erwäge schon, ob man dem Reisebüro nicht besser absagen soll.

Aber da kommt Ali mit dem Morgenkaffee, den ich sonst in einem Café am Corso einzunehmen pflege, und

er redet mir pfiffig zu, doch zu fahren, er heuchelt wohlmeinend intime Wetterkenntnisse: es werde bestimmt weder Regen noch Ghibli geben, er gebärdet sich überhaupt ganz wie der Hotelwirt eines mitteldeutschen Wintersportplatzes, wenn man bei Tauwetter eintrifft. Oho, denke ich, du hast also auch schon begriffen, daß man die Touristen selbst bei den schlechtesten Wetteraussichten auf ihre Ausflüge schicken soll, damit die Fremdenindustrie auf dem Lande gerade an solchen Tagen auch was verdient. Für soviel Fortschritt in den Raffinements der Zivilisiertheit bin ich ein paar Tage lang etwas eingeschnappt auf ihn, den Ali, denn wozu ist ein Neger schließlich da, wenn nicht dazu, naiv zu sein, — aber er hat meine Verschnupftheit, scheint's, gar nicht bemerkt. Jedenfalls, bei der Abreise von Tripolis kam er eigens daher, um seinen Kummer über mein Scheiden und seine Negerphilosophie über das Geheimnis räumlichen Entferntheits mit den lapidaren 6 Worten zu bekunden: „Oggi signor ché“, — und er verzog das dunkle Gesicht mit den gelblich bleckenden Zähnen und den großen Augäpfeln zu einer Maske letzten Trübsinns, — „domani non ché . . .“. Der Herr heute da, morgen nicht da . . .

Schon beginne ich zu hoffen, das Reisebüro habe ein Einsehen gehabt und lasse den Ausflug nicht stattfinden, da erscheint das Auto dennoch, wiewohl stark verspätet, und wenig erfreut stülpe ich mir in der Eile einen ganz leichten Filzhut auf den Kopf, was ein Fehler war. Denn am Nachmittag auf dem Dschebel Garian

bekam ich so heftige Kopfschmerzen von der in der dünnen Luft noch stärker wirkenden Sonne, daß ich eine Zeitlang nicht recht wußte, ob mir nun schwarz vor den Augen werden würde oder nicht. Das Gebirge erwies sich, wie man es so oft bei Wasserscheiden, zum Beispiel beim St. Gotthard erlebt, auch als Wetterscheide. —

Das Auto, bequem und groß, ist nur halb voll, die Fremdensaison neigt sich deutlich ihrem Ende zu; wir sind zu sechst, drei Damen, darunter eine Deutsche, und drei Herren, einer davon italienischer Offizier in Zivil, der früher in Tripolis gedient hat. Schweigend fahren wir die prachtvolle Chaussee entlang, die ein Stückchen hinter Tripolis von der Strecke nach Tunis scharf in südlicher Richtung abbiegt, den roten Wolken entgegen. Wie auf allen Autofahrten, habe ich einige Mühe, mir das vorbeiziehende Land rechts und links vom Wege gut anzusehen, es geht etwas Bannendes von dem weißen Streifen vor dem Kühler aus; der Vorteil, den das offene Auto vor dem Eisenbahnwaggon hat, der ungehemmte Ausblick, wird durch diese Hypnose der Augen fast wieder aufgehoben. Ehrlich gesagt, empfinde ich auch den „Rausch der Geschwindigkeit“, wenn überhaupt, in der Bahn fast stärker, das leichte Stoßen der Räder über die Schienenverbindungen macht die Bewegung fühlbarer und rhythmisiert sie zugleich aufs angenehmste. Das unregelmäßige, kaum ins Bewußtsein dringende Sichwiegen eines modern gefederten Autos auf glatter Straße ruft eher die Illusion hervor,

man stehe still, während die Landschaft sich in konzentrischen Ringen um einen herum bewegt. Außerdem ist es, wenn man einmal selber gefahren hat, nicht immer ein Vergnügen, andern dabei zuzuschauen, man vertraut im Zweifel doch am liebsten der eigenen Geistesgegenwart. Ich habe bisher auch nur einen einzigen Fahrer getroffen, dem man den Titel eines Künstlers hätte geben dürfen, dieser Mann allerdings beherrschte den Apparat mit einer derartigen Meisterschaft und wendigen Gelenkigkeit, daß es beinahe schon an ein ästhetisches Vergnügen heranreichte. —

Dieser Teil unseres Weges ist nicht sehr reizvoll; öde und flachgewellt, höchst spärlich bewachsen erstreckt sich das Land neben der fast völlig unbelebten Straße, die wie ein daraufgewalztes Gummiband wirkt, denn Straßenbäume und Straßengräben fehlen in Tripolitarien regelmäßig. Auch die an der Küstenstrecke so häufigen „Oasen“ mit ihren Dattelpalmen sind in dieser Gegend nirgends zu entdecken, das Autofahren in Afrika hat teilweise schon eine große Ähnlichkeit mit dem Fahren auf hoher See.

Aber auch hier gibt es meilenweite „Konzessionen“, Gesellschaften teils, teils einzelnen Kolonisten gehörig, und wie wir an den ganz jungen und ganz niederen Anpflanzungen und an den weißen, primitiven Häusern dieser Leute vorüberkommen, deren nächster Nachbar regelmäßig ein paar Kilometer entfernt wohnt, muß ich denken, daß doch schon ein gut Teil Selbstverleug-

nung oder Anspruchslosigkeit dazu gehört, sich freiwillig in diese Einsamkeit, in dieses hallende Vakuum hineinzusetzen und es mit ihm aufzunehmen. Erträglich ist es hier eigentlich nur dann, wenn man ein Auto besitzt, aber wie wenige von diesen Leuten mögen eins haben, die einzige ständige Verbindung mit der Kulturwelt mag für viele das Radio sein. Man kann es den Kolonisten daher nicht verdenken, wenn sie als Entgelt für so viele Entbehrungen in kurzer Zeit reich werden möchten, aber meistens wird der Bogen eben zu sehr überspannt, und es endet mit schauderhafter Ausbeutung der eingeborenen Arbeitskräfte. Europa wäre in Afrika und überall sonst besser daran, wenn alle Weißen die Eingeborenen so zu behandeln wüßten wie jener Major M. S. Man macht sich auch schwerlich eine Vorstellung, mit was für Schwierigkeiten, von der Wasserfrage ganz zu schweigen, die Leute hier zu kämpfen haben, von denen der Landwirt in Europa meist sich nichts träumen läßt. Beispielsweise gibt es in dieser Gegend mit Flugsand bedeckte Strecken, die, vom Winde getrieben, in kleinen, oft nur halbmeter hohen Dünen über das Land hinwegwandern und junge Anpflanzungen, die in der Hauptwindrichtung liegen, in ganz kurzer Zeit zu ersticken vermögen. Jeder weiß aus unsern Nord- und Ostseebädern, was es für eine Mühe macht, diesen Flugsand zu fixieren. —

Nun taucht aus der Ebene die Ortschaft Azizia auf, ein Marktflecken, anders kann man sie nicht bezeich-

nen, mit ihrem großen, leeren, von arabischen Häusern im Viereck umgebenen Hauptplatz. Darüber thront, auf weithin sichtbarem Hügel, ein schloßartiges Gebäude von nicht näher bestimmbarern Zweck. Wir halten natürlich, und der Frühstücksimbiß besteht auf Anraten der Italiener aus rohen Eiern und einer kleinen Tasse arabischen Kaffees, Genüssen, bei denen man sich nicht gut etwas Schlimmes holen kann. Währenddem fragen mich die beiden Italiener — wir sind schon auf einer Rast auf dem Herwege ins Gespräch gekommen — nach meiner Stellung zu den Franzosen, eine Frage, die ich stets ausweichend zu beantworten pflege, schon um die Partner zu einer ehrlichen Meinungsäußerung zu veranlassen. „Das ist die Antwort eines Diplomaten“, sagt denn auch derjenige der Herren, der am besten Französisch spricht, und dann kommt bei beiden, genau wie bei den Studenten von Sabratha, ein Haß gegen die Franzosen zutage, der mich wieder sehr erschreckt, weil er ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft ist und der mich zugleich erstaunt, weil ich nicht verstehe, wie die Franzosen, diese unter sich so liebenswürdigen und formgewandten Leute, es fertiggebracht haben, bei allen ihren Nachbarn so unbeliebt zu sein. Mehr als bei den Italienern sind sie nur noch bei den Spaniern verhaßt, und nur wir Deutschen bringen das Kunststück fertig, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Dann endlich geht es weiter, an dem gelben Diatto des Viehhändlers vorbei, der irgendwo bei den letzten

Häusern fuchtelnd und schreiend um Kamele feilscht, wieder dehnt sich weit in die Runde das baumlose Land, die Pflanzungen, die man schon vordem mehr an den aufgestellten Tafeln als an etwas anderem erkannte, bleiben zurück, ab und zu weiden, unter der Aufsicht von braun gekleideten Beduinenweibern oder von Kindern noch ein paar Schafe oder Kamele abseits, dann hört auch das auf, und nur der weite, ungemessene Raum bleibt, man hat das Gefühl, ins Nichts zu sausen. Leider sind plötzlich zahllose Wasserabzugsgräben durch die Oberfläche der Straße hindurch, statt unter ihr hinweg geführt, auch sonst verschlechtert sie sich zusehends, die Fahrt gleicht stellenweise schon mehr einem Jagdspringen.

Aber als Entschädigung dafür werden die Wolken über uns immer gelblicher und dünner, es klärt sich auf, und es gibt wohl nichts Wunderbareres auf der Welt, als aus schlechtem Wetter einer hellen Ferne entgegenzusteuern. Dann zugleich mit dem Durchbruch der Sonne zeichnen sich auch schon die steilen Linien eines kahlen Gebirges, des Dschebel Garian, über dem Rand der Ebene ab, wie eine Küste baut es sich auf im spärlich bewachsenen, hellen Meer der Steppe.

Da, wo die Straße nun das unvermittelt, ohne Übergang aus der Ebene sich erhebende Gebirge zu ersteigen sich anschickt, liegt in einer Talmulde Henscir el Abiat, der vorläufige Endpunkt der Eisenbahn Tripolis-Garian, einige lange weiße Gebäude neben einem

halben Dutzend Dattelpalmen, winzig vor der senkrechten Felswand im Hintergrund. Sonst ist nichts hier zu sehen, weder Mensch noch Vieh noch Fahrzeug. Einsamkeit und Stille fallen wie Schläge über unsern haltenden Wagen her, und ich preise mich glücklich, daß ich mir von einem deutschen Herrn habe raten lassen, das teurere Auto zur Fahrt zu benutzen. Es sind von hier aus etwa noch 20 Kilometer bis nach Garian, und diese zu Fuß zurückzulegen, bei afrikanischer Sommer-sonne und Mittagswärme, wozu noch eine Steigung von fast 700 Metern kommt, — ich glaube, daß es ersprießlichere Genüsse gibt.

In Kehren und Windungen, durch Mulden hindurch und um Flanken herum schraubt sich die Straße fast senkrecht nach oben, den wüstenhaft kahlen Absturz empor, — schwierigere Terrains kommen selbst bei den Straßen über die Hochalpenpässe Europas kaum vor. Es geht langsam, langsam, der Motor arbeitet, die Hitze siedet über dem Gestein, das Licht gleißt, man spürt wieder Afrika in jeder Verschiebung des Bildes. Droben aber, als die obere Kante erreicht ist, erwartet uns der wundervollste Wechsel, dehnen sich grün, frühling-grün die weiten, welligen Grasmatten über das viele, viele Kilometer weite Hochplateau, überall, bis zum Horizont, von weit auseinanderstehenden, uralten, mächtigen Oliven bestanden. Selbst auf Mallorca sah ich nicht so gewaltige Bäume. Diese Olivenhaine sind der Hauptreiz, natürlich auch der Reichtum dieses Gebirges, sie ziehen sich noch weit über Garian hinaus

bis in die Gegend des fast 50 Kilometer entfernten Mizda, wo die Wüste — und die Kampfzone — beginnt.

Von Garian selbst, das nach Überwindung einer weiteren Serie von Kehren erreicht wird und das in einer in diesen Fruchtgarten eingesprengten Strecke Ödlandes liegt, ist nichts Besonderes zu berichten. Es werden riesige Kasernen hier gebaut, der größere Teil der Garnison von Tripolis soll hier hinauf verlegt werden, vorläufig gähnen noch die für diese Projekte ausersehenen Plätze leer in der weiten Landschaft. Aber das kleine Hotel, das es in Garian schon gibt, und in dessen abgedunkelten Speisesaal die paar hier weilenden Honoratioren sich zum Mittagessen versammeln, ist erstklassig; trotzdem aber langweilen die Leute sich hier offenbar tödlich, ihre, wie bei Italienern immer, sehr ausgeglichenen und zivilisierten Verkehrsformen können die Tatsache nicht verbergen, daß sie sich gegenseitig gründlich überhaben und jedes Pickelchen im Gesicht des andern, die Farbe jedes seiner Westenknöpfe längst auswendig wissen. Statt mit diesem Lande zu leben, sich ihm hinzugeben, sperren sie sich ab; war es einst vielleicht der größte Wunsch ihres Lebens, hinauszukommen aus Europa in die afrikanische Weite, so kennen sie jetzt einen noch größeren: nur fort aus diesem Kaffernland!

Es gibt hier oben, wie noch an etlichen andern Stellen der Erde, zum Beispiel auf den Kanarischen Inseln, bei Las Palmas, Höhlenbewohner, und die vom Dschebel



Theater in Sabratha



„Vorsicht, zerbrechlich!“

Garian haben den Vorzug, nicht nur pro forma gewissermaßen in der Erde zu leben, wie in Armenien, wo die vierte Seite des Hauses eine Mauer ist und die Haustür hübsch ins Freie führt, sondern hier wohnt man ganz und gar in der Erde vergraben. Was die Leute, die natürlich Mohammedaner und rassenmäßig von den übrigen Landesbewohnern in nichts verschiedenen sind, zu dieser Art des Wohnens gebracht haben mag, ist mir nicht ganz klar geworden. Vielleicht war es der Wunsch nach Kühle im Sommer und Wärme im Winter, oder waren es Armut, technisches Unvermögen, Mangel an Baumaterial? Jedenfalls kann ich versichern, daß die Wohnungen gewiß recht angenehm kühl im Sommer sind, aber auch abgesperrt von aller frischen Luft und demgemäß reichlich ungesund.

Ein schräger, durch eine Tür verschließbarer Stollen führt irgendwo wie ein Maulwurfsgang in die Erde hinein, und nach einigem Stolpern im Halbdunkel steht man in einem kreisrunden, 4 bis 5 Meter senkrecht in die lehmige Erde hineingegrabenen, etwa 15 Meter im Durchmesser großen Hof, in dem an langen Schnüren Fleisch zum Trocknen in der Sonne hängt, künftige Nahrung für die Familie, die dieses „Haus“ bewohnt. Vorläufig tummeln sich jedoch Tausende von Fliegen ungestört und in der Absicht, auch davon zu profitieren, auf diesem Nahrungsmittel herum, wobei sie die Fortpflanzung und die Erzeugung von Eiern und Maden sicher nicht aus dem Auge lassen. — Rings um

diesen Hof verteilt befinden sich die horizontal in den Boden hineingegrabenen niederen Zimmer mit ihrer stickigen Luft, die Decken und Wände sind nackte Erde und mit eingekratzten Ornamenten verziert, der Boden etwas festgestampft. Der Kaninchen- und Hühnerstall ist auf dieselbe Weise angelegt. Die Betten, im Raum des Hausherrn ebenso wie im „Harem“, bestehen aus ärmlichen Teppichen und Kissen auf einer erhöhten Erdunterlage, europäische Öldrucke fehlen nicht, und schöne hohe Tonkrüge stehen herum. Zwei Reihen von europäischen Bauertellern haben sich auch hergefunden und zieren ein Wandbrett, Strohmatten, Schemelchen, Emailkannen von einem gemeinen Blau nebst dicken Teegläsern und ein paar Konservendosen bilden das Tagesmobiliar beziehungsweise Geschirr. Die Frau, in rotem Gewand, bleibt vor uns Männern unsichtbar und hat, wie unsere Damen kopfschüttelnd berichten, auch schon die entzündeten Lider der Augenkranken, sie kommt nicht einmal zur Feldarbeit aus dieser Behausung heraus; ihr jüngstes Kind, nie gebadet, ist mit unzähligen Insektenstichen besät, eine Hängematte dient ihm als Wiege. Der größere Junge ist ganz munter, wenn auch recht blaß, sein kleinerer Bruder hat den dicken Bauch malariakranker Kinder, der Mann, groß und kräftig, klagt ebenfalls über die beginnende Aufsässigkeit in den Harems, wo man sich auch ein Teilchen der den Europäerinnen verstatteten Freiheit wünscht. Das mohammedanische Familienrecht kennt übrigens, entgegen den üblichen Vorstellungen davon,

gar wohl eine Ehescheidung, sogar die Frau hat das Recht, ihren Mann zu verlassen, muß aber all ihr eingebrachtes Gut zurücklassen und hat, wieder im väterlichen Hause, keine guten Tage zu erwarten. —

Da wir in Begleitung jenes hochmögenden Offiziers in Zivil, eines großen, breiten, sehr eitlen Mannes mit schwarzem Schnurrbart sind, der sogar etwas Arabisch kann, dürfen wir auch das Lager eines libyschen Bataillons besichtigen, das man für eine Weile aus der Kampffront herausgenommen hat. Der Platz ist wirklich schön, sehr luftig, man hat von dort einen wundervollen Ausblick nach Westen hin über einige tief eingeschnittene Täler hinweg zu den melancholischen Höhen drüben. — Die genau ausgerichteten Hütten der Askaris, unten rundes Mauerwerk, oben Strohdach, voller Gewehre und Kriegsgerät, bieten nicht viel Sehenswertes, die braunen Leute in Khaki und mit mohammedanischem Fes sind diszipliniert, sehnig und aufgeweckt. Unsere Damen aber dürfen abermals einen Harem in einer der Hütten besichtigen, wo sie einen sehr süßen, schwarzen Tee aus höchst unappetitlichen Gläsern trinken und kleine verlauste Kinder auf den Arm nehmen müssen. Einstimmig aber sind alle drei — auch die deutsche Dame, auf deren Urteil ich wesentlich mehr geben möchte als auf das der Italienerinnen —, entzückt, ja begeistert von den zwei jüngsten Frauen des Harems, beide im Alter von 14 bis 15 Jahren und schon mit Kindern gesegnet. Kaum merkbar tätowiert

die Gesichter, mit blauen Punkten über der Nasenwurzel und auf der rechten Wange, und einem senkrechten Strich mit Querleisten auf der Unterlippe, schwer behängt zudem mit Silberketten um den Hals und mit ganz breiten weißglänzenden Silberringen um die Fußknöchel mit ihrer mattbraunen Haut, aber so scheu, daß sie ihre Gesichter kaum den anwesenden braunen Gevatterinnen im Zelt zu zeigen wagen. Man denke sich die Gesichter hellbraun, von schmalem Oval, mit kleinen, reizenden Näschen, starken Augenbrauen und mandelförmig geschnittenen, schwarzen Augen, die ganz wagerecht stehen: „mit die interessantesten Frauen, die ich je sah, von einer äußerst anziehenden, kühnen und seltsamen Schönheit“, formulierte es die deutsche Dame wörtlich. Man muß dazu bedenken, daß es nur die Frauen ganz einfacher Unteroffiziere waren . . .

Als wir fortfahren wollen, steht vor dem Hotel ein eben angekommenes Auto, in dem, betropfenhelmt, jener millionenschwere Herr sitzt, dem die weiße Jacht im Hafen von Tripolis gehört. Es scheint einen recht ernststen Streit mit einem Mitglied seiner Reisegesellschaft zu geben, aber man bemerkt nur ein leises, unruhiges Hin- und Herlaufen, ein paar erregte, fast geflüsterte Sätze, weiter nichts. Dann klettert der Beleidigte, ein junger Italiener, in unser Touristenauto, und fort geht es um die Ecke, während der Millionär etwas ratlos zwischen Hotel und Wagen herumirrt. —

Und wieder zwischen die mächtigen Kronen der Oliven über unsere Köpfe weg, das Geräusch des fahrenden Wagens auffangend und zurückwerfend, dann turnt die Straße den Absturz des Gebirges herunter, ein Araber, der vielleicht auch nach Tripolis will, führt sein Pferd am Zügel die Abkürzungswege zwischen den Serpentinaen hinab und schenkt unserm protzig hindonnernden Gefährt keinen Blick. Und wie ich drunten die Augen so schweifen lasse über diese Landschaft der großen, weit schwingenden Formen, in der das kantige Gebirge sich langsam zu sanftem Blau auflöst, beginne ich zum erstenmal in meinem Leben etwas zu ahnen, was mir in der Wüste Ägyptens dann zu brennendem Erlebnis wurde: daß man dieses Land sogar lieben kann. Ich begreife plötzlich, und eigentlich aus keinem Anlaß heraus als dem eines langen Aufenthalts, die Ansiedler und was sie und Männer wie diesen M. S. hierherzieht und hier festhält, und was ihnen diesen sonderbar wachsamem, durch alles hindurchgehenden und vor nichts haltmachenden, starken Blick gibt, der so transzendent scheint und in so wunderlichem Gegensatz zu dem massiv Praktischen steht, das sie zu äußern pflegen. Ich fühle, wie aus dieser Wildnis ein unheimlicher, ein gefährlicher Reiz nach meinen Sinnen tastet, ein Zauber, dessen Wesen niemand ergründet, gegen den aber all das trunkene Gewirbel unserer Großstädte, und seien sie so interessant wie Paris und Rio de Janeiro, nicht aufkommt. Ich begreife, daß man dieses Land lieben kann gerade um seiner grellen Starrheit, seiner

hartgesichtigen Kargheit und seiner ungezähmten Öde willen, der man ein starkes, mutvoll schlagendes Herz entgegensetzen hat, — oder man ist verloren. Daß man diese Wüsteneien sogar eines Tages wird lieben müssen, und daß man an diesem Tage, entwurzelt, aus dem Heimatboden ausgerissen, Auswanderer geworden, lieber auf alles, was Europa heißt, verzichtet um dieser Erde willen und sie dann bis zu seinem Tode nicht mehr lassen kann . . .

BENGASI

Warum es nur immer zum Essen läutet, wenn der Dampfer vom Kai losmacht? Man hat sich die Ausfahrt aus dem Hafen ansehen wollen, und statt dessen sitzt man beinahe eine Stunde drunten im Speisesaal und kommt erst wieder an Deck, wenn alles vorbei und das Land schon weit ist.

Es gibt Leute, die behaupten, daß das Absicht der Schiffsahrtsleitungen sei, die gern ein wenig Vorsehung zu spielen lieben. Aber zu welchem Zweck, darüber sind nicht alle einig. Die einen sagen, die mit dem Abschiednehmen von Verwandten, Bekannten, vertrauten Stätten verbundene Gemütsbewegung solle durch die Prosa der Nahrungsaufnahme gestört und milde abgelenkt werden. Andere, zynischer gesonnen, meinen, die möglicherweise zu erwartende Seekrankheit wirke sich, wenn zuvor ein gründliches Fundament von Speisen gelegt sei, ergiebiger aus. — Ja, aber sie sei dann auch leichter zu ertragen, als wenn der Magen leer ist, meint ein drittes Grüppchen, das daran festhält, den Schiffsahrtsgesellschaften nur menschenfreundliche Motive zuzubilligen. —

Kurz, der Genuß der meisten Ausfahrten, aber auch vieler Einfahrten, wird durch das leidige Essen gestört.

So war es bei der Einfahrt nach Santos und der nach Lissabon, und ebenso bei der Ausfahrt von Pernambuco und, recht verdrießlich, auch bei der aus Tripolis. Ich hätte mir speziell diese recht genau betrachten mögen, weil ich doch jeden Stein der Mole und jedes Haus am Ufer kannte, und weil ich es liebgewonnen hatte, so wie man einen Ort darum liebt, weil sich viele Erinnerungen daran knüpfen und weil man ihn wahrscheinlich nie wiedersehen wird. Aber während ich noch die letzten Worte zu den Bekannten am Kai hinüberriefe, erscheint schon der eigens entsandte Steward neben mir: „Signor, es ist serviert!“ Es war noch nicht sieben Uhr abends.

Nachher aber kann ich noch lange das Feuer des Leuchtturms von Tripolis hinter dem Schiff aufblitzen sehen, der der zweithöchste am Mittelmeer ist. Es verschwindet erst kurz vor 10 Uhr. Die Frühsommernacht ist ruhig, milde und so feucht wie nur noch in den Tropen, und der unbeleuchtete Teil des jungen Mondes im Südwesten ist so deutlich zu erkennen und so auffällig, wie ich es daheim nie gesehen habe. —

Auf diesem kleinen Schiff, das kaum ein Dutzend Passagiere hat, scheint der Bordklatsch besonders üppig zu gedeihen. Nach zwei Stunden weiß jeder schon alles von allen: Nationalität, Beruf und Reiseziel. Die katholische Krankenschwester neben mir am Tisch fährt über Alexandrien nach Rhodos, um dort, nach langer Trennung, ein Wiedersehen mit einer Jugendfreundin zu feiern, die Krankenschwester in Konstantinopel ist.

Sie hat fast 15 Jahre in Tripolis ausgehalten und erzählt, wie man vor 10 Jahren noch auf dem Korso durch den blanken Sand waten mußte. —

Der einfach gekleidete, ältliche Mohammedaner mit dem stumpfen Gesicht und den lebhaften Augen, demzuliebe ich die Kabine gewechselt habe, damit er mit seinen Dienern allein sein kann, stammt aus Casablanca, handelt mit Gerste und Kamelen, und sein Essen wird in besonderem Geschirr von seinen Dienern besonders zubereitet. Er läßt einen von den an Bord befindlichen Hammeln schlachten und scheint überhaupt unerhört reich, man flüstert von Millionen. Leider ist eine Verständigung, als ich mich mit ihm über Casablanca unterhalten will, ganz unmöglich, er kann nur sein Arabisch; für die Sprachen der Ungläubigen hat er ja seinen Dolmetscher mit, einen energisch und gewandt aussehenden kleinen, vierschrotigen Mann von nicht zu enträtselnder Nationalität, der seine vier bis fünf europäischen Sprachen fließend spricht. Aber ich trenne mich trotzdem in bestem gegenseitigem Wohlwollen von dem islamischen Nabob, und nachher läßt er mir durch seinen Diener eine Tasse sehr süßen und sehr starken, mit irgendeinem aromatischen Kraut gewürzten grünen Tee servieren, denselben grünen Tee, den auch die Araber in der Wüste trinken und dessen Herkunft ich nie zu ermitteln vermochte. Der italienische Kolonialbeamte, der die Kabine mit mir teilt, behauptet, von diesem Tee koste das Pfund leicht seine 50 RM., jedenfalls habe ich niemals in meinem Leben einen

so vorzüglichen Tee gekostet wie den des Marokkaners. —

Er scheint ein Mann von soliden Gewohnheiten zu sein und verschwindet samt seinen Leuten sehr frühzeitig, während die Italiener, froh, den ewig beobachtenden Augen in der Kleinstadt Tripolis entronnen zu sein, sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen und mal über die Stränge zu schlagen versuchen, die der Faschismus mit seiner Forderung nach Moral und staatsbürgerlicher Biederkeit etwas eng um sie gezogen hat. Sie machen ein harmlos-stumpfsinniges Glücksspielchen auf, bei dem der Totalverlust und -gewinn nicht über 100 Lire stieg, trotzdem sie die ganze Nacht bis zum Fröhrot dabei saßen und auch noch die folgende.

★

Wir ankern in Gesellschaft zweier italienischer Überdreadnoughts auf der Reede, denn der „Hafen“ von Bengasi ist ein elender, enger und seichter Teich, und bei schlechtem Wetter muß man hier auf dem offenen Meer so lange vor dem Anker reiten, bis es besser wird oder bis man unverrichtetersache wieder abzieht. Aber Mussolini will, mit einem Kostenaufwand von beiläufig 100 Millionen, einen Hafen bauen lassen, und daß es ernst damit ist, beweist ein kleines, vor der Hafentmole herumschaukelndes Boot, in dem Geometer mit Meßstab und Lotleine jeden Zentimeter des Seebodens aufnehmen.

Kümmerlich, reduziert wie dieser Hafen, ist auch der Anblick dieser Hauptstadt der Cyrenaika von der

See, Tripolis mit seinem Leuchtturm und seinem Kastell wirkt stattlich, großstädtisch dagegen. Ein wenig Häusergewirr längs des flachen Strandes, auch Minarets darüber und Fabrikschlote, links davon ein größerer Bestand von Palmen, unter denen offenbar nichts weiter gedeiht als der dürre Sand, nach der rechten Seite von der Stadt aus auch nichts als Sand, unterbrochen durch vereinzelt Häuser und ein paar Palmengruppen am Strande. Im Hintergrund des Ganzen weit, weit entfernt ein Gebirgszug mit flachem Rücken, auf dem, wie die Sonne von ihrer steilen Mittagshöhe heruntersinkt und die Beleuchtung sich ändert, die weißen Mauern einer Stadt sichtbar werden.

Sonst nicht viel Unterschied von Tripolis, nur alles in verkleinertem Maßstab. Man hat für pomphafte Regierungsgebäude, Bank- und Hotelpaläste an der Piazza del Ré und für grüne Anlagen davor gesorgt. Hier ist, an den Cafés erkennbar, offenbar das Zentrum der Stadt, es ist hübsch, aber wohl auch etwas stumpfsinnig hier. Nach rechts mich wendend, durch die Wohnviertel italienischer Kleinbürger, stelle ich fest, daß man sogar Bedürfnis nach einer Rennbahn hier empfand, und daß eine Lagune im Rücken der Stadt sich herumzieht. Auch eine Mauer rings um die Stadt gibt es, genau so angelegt, wie die von Tripolis, nur von weit bescheidenerem Umfang, und da, wo die Lagune zu Ende ist, führt im Rücken des Palmenwaldes, den man vom Meere aus sah, die Straße nach dem Innern durch ein Tor hinaus. Ich denke, daß es wohl noch weniger

gern gesehen wird als in Tripolis, die Stadtumwallung ohne Erlaubnis zu verlassen, und bleibe zwischen den letzten Araberhäusern, die hinter dem Tor sich ducken, im Schatten der eisernen Torflügel stehen. Endlos weit und flach streckt sich die Landschaft — Steppe, Wüste, was ist es eigentlich? — Jedenfalls Ödland, ein schlimmes Ödland, ganz flach, unbewohnt, unbebaut, im Hintergrund dämmert der schnurgerade Rücken des erwähnten Gebirges durch den mittäglichen Dunst, und über allem liegt der Sonnenschein, blendend trotz der dunklen Brille, sengend, dörrend, körperhaft fast, wie ein wüst erhitztes Tuch aus weißbläulichem Metall. — Das alles ist gar nicht hoffnungsvoll anzuschauen — die Italiener haben es recht schlecht getroffen mit ihren Kolonien, auf jeden Fall äußerst mühevoll —, und dieses Licht, dick wie Filz, macht den Anblick nicht besser, eher noch deprimierender — zuviel, viel zuviel Sonne . . .

In den mohammedanischen Vierteln herrschen die einstöckigen Häuser vor, und in den beiden Sukhs, die fest übermauert sind, wimmelt in der üblichen trägen Weise der Handelsgeist. Besonderes ist nicht zu entdecken, nur ein paar Beduinengewehre mehr gibt es zu kaufen; drinnen im Lande, irgendwo, sind die üblichen römischen Ruinen zu finden, aber auch eine ganze griechische Gräberstadt aus dem 5. bis 2. Jahrhundert v. Chr., an einem steilen Bergabhang gelegen, und eine starke, schon in der Antike bekannte Quelle mit herrlichem Wasser, die in einer Grotte entspringt. Nahe der

Stadt gibt es Marabuts und eriträische Soldatenkamps ganz wie in Tripolis, und als ich dies glücklich festgestellt habe, beginne ich, nach ein paar Stunden Aufenthalts schon, mich zu langweilen.

Viel interessanter ist es darum, die letzten Stunden des Tages auf dem Dampfer zuzubringen und das Hin und Her auf den Kriegsschiffen drüben durch das Glas zu beäugen. Auch sind neue Passagiere an Bord, darunter eine einheimische Jüdin, die von ihren Brüdern in ein Internat nach Alexandrien gebracht wird, ein Schleppdampfer zieht immer neue Leichter, mit Ballen und Kisten hochbepackt, ans Schiff, und achtern wartet seit langem schon, ziemlich stark schwankend, eine Lantsche mit 10 Kamelen darin, die nach Alexandrien sollen. Warum nur Kamele nach Ägypten exportieren, frage ich mich, gibt es denn dort nicht genug? — Ein ziemliches Hallo entsteht, als beim Einladen eine Kiste ins Wasser fällt; glücklicherweise schwimmt sie und kann aufgefischt werden. Dann beginne ich, die Tiere zu studieren. Regungslos hocken und stehen sie unter mir, von einem Kameltreiber bewacht, und scheinen recht voller Übelbefindens und geängstet zu sein über das viele unruhige Wasser allerwärts, ihre wehleidighochmütigen Physiognomien sind, soweit man das bei dem mangelnden Mienenspiel der Kamele sagen kann, so unglücklich wie möglich, aber sie schreien nicht, sondern warten und tragen's mit Geduld. Bis dann ihre Stunde gekommen ist, und auch da halten sie muckmäuschenstill, als ihnen von ihrem Treiber ein Strick

hinter den Vorderbeinen, ein anderer vor den Hinterbeinen durchgezogen wird, worauf der Haken der Winde die Enden der beiden Stricke zusammenfaßt und das Tier, das ängstlich Hals und Beine steif nach unten streckt, aber sonst wie tot dahängt, hochhebt, über Bord schwenkt und in die Tiefe der hinteren Ladeluke hinein verschwinden läßt. Pferde wären in solchem Falle viel unbequemer und unruhiger.

Währenddem steht unter der offenen Vorderluke, unbeweglich zusammengedrängt und offenbar arg seckkrank, unsere Hammelherde und sendet Dünste aufs Deck hinauf, trotzdem ein zu ihnen hinunter geführter Windschlauch sich, dick gebläht, redlich Mühe um sie gibt, das Preßheu für die Tiere wird heraufgewunden, die Sonne plumpst währenddem mit einem Satz mitten in das Meer, in dem sie zu verlöschen scheint, und in der schnell hereinbrechenden Dunkelheit spielen die Scheinwerferarme der beiden Panzer, sich begegnend, fliehend und kreuzend, über den weiten Wassern, über die wir bedächtig davondampfen.

DERNA, DIE GARTENSTADT

Der scharfe Ostwind, der in Tripolis oft schon so lästig war, scheint in dieser Gegend und in diesem Jahre chronisch zu sein. Auch am folgenden Tag ist das Wetter keineswegs so ruhig, wie wir es unsern Tieren wünschen möchten.

Die Hammel stehen wie aneinander festgefroren unter der offenen Luke. Natürlich haben bei weitem nicht alle dort Platz, aber der innere Kern von Begünstigten ballt sich zu einer so kompakten Masse, daß alle Versuche der weniger gut Weggekommenen, sich dazwischenzudrängen, scheitern, zumal jedes der Tiere es auf eigene Faust statt mit mehreren andern zusammen unternimmt.

Noch bedauernswerter sind die Kamele. Die mit einigen Restchen winterlicher Wolle besetzten, ungestalteten Hinterbeine weit vorsetzend und sie auf eine kläglich unschöne Weise spreizend scheinen sie am Sinn der Welt zu verzweifeln und setzen allen Zurufen eine so grenzenlos stumpfsinnige Apathie entgegen, daß ich an das Witzwort von Mark Twain über die Seekrankheit denken muß: „Erst fürchtet man, man werde daran sterben, dann fürchtet man, nicht daran zu sterben.“ Diese hier sind offenbar schon im zweiten

Stadium angelangt, in dem der Mensch sich an die dringende Hoffnung klammert, das Schiff möge recht bald untergehen.

Aber niemand kümmert sich viel um die Tiere; es sind ja auch nur ganz gewöhnliche, schwerfällige Lastkamele, von der braunen Sorte, die Proletarier ihres Geschlechts, keineswegs zu vergleichen mit jenen teuren und schnellen Reitkamelen von hellgrauer Farbe, die von den Bischarin-Beduinen am oberen Nil gezüchtet werden und die beim Antraben so wundervoll federnde Bewegungen haben, schönere, gelenkigere, schwingendere als jedes Pferd. — Stundenlang stehen sie unbeweglich unter der Luke, wissen nicht recht, wohin sie ihre abgezehrten Köpfe hintun sollen und verschmähen das vorgeworfene schöne Heu. Die nicht verbrauchten Ballen wandern später einfach über Bord; warum diese Verschwendung, begreife ich nicht, vielleicht soll man in Alexandrien nicht merken, wie krank die Tiere waren. —

Mit ungeschickten Bewegungen und wie haltlos wälzt sich der Dampfer weiter und weiter durch die Vormittagsstunden, während zur Rechten, an Steuerbord, die Küste langsam vorbeizieht, eine der merkwürdigsten, die ich sah. Es ist ein Anblick, der fast weh tut: grell besonntes, gelblich weißes Kalkgestein, von Hitze flimmernd, ein schreiender Gegensatz zu dem gesättigten und sanften Blau der Meeresfläche davor; so schnellt das Land schroff, in einem Sprung sozusagen, an 300 bis 400 Meter aus dem Wasser empor,

ohne Gliederung durch eingeschnittene Täler, ohne Buchten oder Vorgebirge — anzusehen wie ein von Riesen roh erbauter Wall, ohne Zinnen und aus einem einzigen Stück. Völlig öde dabei, keine Spur von Grün, von menschlichen Ansiedlungen ganz zu schweigen, vollkommenste, dörrende Wüste. Die ernsteste, unzugänglichste norwegische Fjordlandschaft scheint mir immer noch lieblich, einladend im Vergleich zu diesem Stück Afrika, es läßt sich schwer etwas Abweisenderes, Grausameres und Gnadenloseres denken; man hat das Gefühl, dies hier sei die Mauer am Ende der Welt. —

Und an dieser unheimlichen Küste nun liegt Derna, auf einer dem Gebirgsabsturz ganz unvermutet vorgelegerten, nur wenige Meter hohen, nicht allzu großen, flachen Platte, auf der sich auf irgenwelche Weise Erde angesammelt hat. Aber was nützt der Humus in einem Erdteil, in dem der Boden spottbillig ist und das Wasser mit Gold aufgewogen werden muß, in dem das Eigentum am Grund und Boden nichts ist ohne das Nutzungsrecht am Wasser, so daß die Araber sich gezwungen sahen, die Bestimmungen des römischen Rechts über das Grundeigentum dementsprechend abzuändern? Es ist fast, als habe die Natur das eingesehen und als habe sie beschlossen, einmal ganze Arbeit zu machen, denn genau hinter dieser fast viereckigen Platte, die wie ein Trittbrett, ein Steg aufs Land hinauf ist, mündet ein gewundenes, tief in den Gebirgsabsturz eingeschnittenes, enges und nach hinten sich verzweigendes Tal, durch das offenbar die Regenwasser

von der Hochebene ins Meer abfließen. Man muß nämlich nicht glauben, daß es in der Wüste niemals regnet; es geschieht zwar sehr, sehr selten, aber dann um so gründlicher, so gründlich zuweilen, daß sich Pflanzen ansiedeln und jahrelang halten können an Stellen, wo vorher nur der nackte Sand war. So wurde mir einmal in Ägypten so eine durch besonders reichliche Regengüsse entstandene Vegetationsinsel gezeigt, die, nach der Höhe der Palmen zu schließen, höchstens fünf Jahre alt sein konnte, offenbar aber noch alle Aussicht auf weiteres Bestehen hatte. — Und ebenso falsch ist die Vorstellung, daß es in der Wüste, außerhalb der regulären Oasen, gar keinen Pflanzenwuchs gibt. Einer der Haupterwerbszweige der Beduinenstämme zwischen dem Nil und dem Roten Meer ist, aus dem Holz der Mimosenwälder in der Wüste, deren Lage nur sie kennen, Holzkohle zu fabrizieren, die sie, zusammen mit gesammelten Sennesblättern, nach den Ortschaften des Niltales bringen; regelmäßig alle 14 Tage trifft zum Beispiel so eine Karawane in Assuan ein . . .

Wohl infolge dieser Lage am Ausgang eines „Wadi“ hat Derna also reichlich Grundwasser und infolge dieses Wassers Fruchtbarkeit und Pflanzenwuchs ad libitum, es ist eine wahrhafte Oase, eigentlich sogar eine Oase zwischen zwei Wüsten, der der nackten Steine und der der Salzwellen. Man sollte es nicht glauben, wie wohl der dunkle grüne Fleck drüben an Land, der sich ständig näher schiebt und vergrößert, den sonnenmüden Augen tut; welch physische und seelische Erfrischung

davon ausgeht. Hinüberstarrend begreife ich plötzlich, warum Grün die Farbe des Propheten und überhaupt die vornehmste Farbe des Islam ist, dieser in der Wüste auf Karawanenreisen während der Rasten im grellscharfen Mittagslicht entstandenen Religion. —

★

Während wir Anker werfen, verstärken sich Wind und Wellengang um ein Beträchtliches, und das ist uns nicht gleichgültig, denn der Hafen ist nur eine nach Osten zu offene, seichte Bucht, seine winzige Mole, die von der Nordostspitze der Platte ausgeht, eher eine Verzierung, und eine Reihe von italienischen Torpedobooten ist mit den Hecks daran vertäut: dieser schöne Platz ist also besetzt. Wir liegen daher fast ungeschützt in der breit hereinkommenden, hohen Dünung, es gehört Geduld und ziemliche Berechnung dazu, um von dem auf und ab schwebenden Fallreep in das noch heftiger, aber leider nicht im gleichen Takt hin und her schwankende Boot zu springen. Ich hätte nicht geglaubt, daß die Eingeborenen, die die Ruder führen, uns trocken an Land bringen würden, aber es gelingt ihnen wider Erwarten doch. Die mohammedanischen Mitreisenden, die neben mir auf den Bänken sitzen, werden nun vollends seekrank und müssen von einem der Ruderer erst darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Wasser rings um das Boot sich ja viel besser zur Aufnahme ihres neptunischen Opfers eignet als meine Beinkleider. Sie begreifen das gerade noch zur

rechten Zeit, trotz der Verwirrtheit, die diesem ihrem Zustand eigentümlich zu sein pflegt — (ich habe schon Leute gesehen, die, statt sich über die Reling zu beugen, die Ergebnisse ihres Opfers mit wilder Entschlossenheit in ihrer Reisehandtasche bargen —). Und nachher schämen sie sich schrecklich vor mir, dem Europäer, wenig dickfellig und abgebrüht, wie sie sind, und zu ernst veranlagt, um so etwas wie Seekrankheit mit Humor hinzunehmen. Ich muß gestehen, daß ich nach der kaum überstandenen Sorge um meinen Anzug leider gar nicht geneigt war, sie zu bemitleiden oder wenigstens eine bedauernde Miene aufzusetzen — seekranke Männer, besonders wenn sie so still und verschämt sind wie diese, haben immer etwas Klägliches. So sehe ich mit einem rechten Europäerdünkel: natürlich wieder die Braunen, und recht eingebildet, als wenn ich nicht selbst bisweilen seekrank würde, an ihren Bedrängnissen vorbei zur nahen Mole rechts, über die der Gischt der Brandung draußen geweht wird, bis fast auf die Torpedoboote mit ihrem schwarzen und verworrenen Aufbauwerk von Masten, Schloten und Zerstörungsmaschinen, und auf die Landschaft vor mir, das Oval von dunklem, dichtem Grün, links begrenzt von den steilen kahlen Bergflanken. Aber ich werde für meinen Hochmut sofort bestraft, indem der Bootsführer, mein steifes Dasitzen mißdeutend, mich auf italienisch fragt, ob ich Angst hätte. Da muß ich denn doch lachen, und Mißvergnügen und Unfreundlichkeit sind verflogen . . .

Der Rückweg, einige Stunden später, gestaltete sich noch erheblich schwieriger, nicht nur, weil es gegen Wind und Wellen ging, sondern auch, weil in der Zwischenzeit, von einem Hochseeschlepper gezogen, ein Benzin- oder Petroleumtank in den Hafen hereingekommen war, der nun, mit einer langen, schweren Trosse an einem der Torpedoboote festgemacht, mitten im Hafen schwamm. Der Umweg um den Tank herum war groß und nicht unbedenklich, weil er uns ein wenig zu weit von der immerhin doch etwas schützenden Mole entfernt hätte; also galt es, in all dem Schaukeln, Schlingern und Schwanken die ganz flach unter der Oberfläche sich hinziehende Trosse aus dem Wasser zu fischen und hochzuheben, so daß das Boot samt Insassen darunter hindurchschlüpfen konnte —, aber mit einigen Salzwasserflecken auf Hut und Kleidung ward auch das geschafft. —

★

Nun sehe ich mir Derna an, von dem mir die Italiener auf dem Schiff versichert hatten, es gebe dort gar nichts zu sehen, aber ich finde es herrlich. Auf den Geschmack der Italiener kann man sich in solchen Fällen nicht verlassen, sie schätzen nur das, was aus Italien beziehungsweise aus Europa kommt oder nach europäischem, respektive italienischem Muster gemacht ist; wenn nicht eine ausgewachsene Großstadt in der Gegend steht mit Trams und Verkehrsregelung, zucken sie schon die Achseln. Sie haben nicht die geringste Lust, sich in

außereuropäische Welten, in deren Anschauungen, Gebräuche und Einrichtungen hineinzudenken, sie eifern zwar nicht dagegen kraft der den romanischen Völkern in der Regel eigenen, duldsamen Großzügigkeit, aber nur, weil sie das Fremde für inferior, für unbeträchtlich oder lächerlich halten, rundweg und von vornherein. Natürlich ist das nicht das Richtige, besonders dem Islam gegenüber; dagegen hört man sie immer wieder und überall versichern, wieviel sie noch aus der Gegend zu machen gedächten, „in fünf oder zehn Jahren werden Sie sehen!“ — Es ist die Hoffnung, von der die Kolonien leben . . .

Am besten, scheint mir, kann man Derna mit gewissen deutschen Orten vergleichen, die nicht ganz Dorf mehr sind, sondern schon ein ganz wenig Kleinstadt und auch noch ein paar Prozentchen Kurort mit den unvermeidlichen „herrschaftlichen“ Villen. Wer etwa Herrsching am Ammersee kennt oder Bad Kösen, kann sich ein vergleichswises Bild von der Größe und Art Dernas machen, nur muß er natürlich die heftige Mittagssonne dazu denken und unsere heimischen Kastanien und Linden mit den afrikanischen Pflanzen vertauschen: Dattelpalmen und immerzu Dattelpalmen, hier von einer selten anzutreffenden Uppigkeit der Entwicklung. Darunter stehen, wie fast in allen Oasen, Granatbüsche, Feigen und Maulbeerbäume, von den Kakteen zu schweigen. Sogar Bananen sieht man hier in Derna gedeihen, was nicht nur ein einwandfrei warmes Klima, sondern auch das Vor-

handensein von wirklich reichlichen Wassermengen beweist. —

Ich schreite die Straße entlang, die an der Mole beginnend der Rundung der Hafenbucht folgt, um dann neben einem breiten, völlig wasserleeren Flußbett sich scharf landeinwärts zu wenden, auf die in der Höhe sichtbare Mündung des Wadis zu, denn das einzige Auto, das zu sehen war, ist mit zwei Offizieren und einer Dame, die mit unserm Dampfer ankam, auf und davon. Hier, wo man Schutz vor dem Winde hat, merkt man die sommerliche Wärme und die Sonne Afrikas, die Löwensonne, wie die Italiener leicht pathetisch, aber sehr richtig sagen, und ich bin angesichts der langen, schattenlosen Strecken, die ich durchmessen muß, recht froh um den Schutz eines einwandfrei sonnendichten, Schläfen und Nacken gut beschattenden Tropenhelms. Er gibt einem, in dieser Sonne, etwas wie ein Gefühl von Geborgenheit. —

Die bummelnd und schlendernd, oder auch eilig und entdeckerefreudig an diesem Mittag zurückgelegten Wege durch Derna sind ein vielfach verkreuztes Wirrsal und nicht mehr zu ordnen in der Erinnerung; merkwürdig, welche Verlockung von jedem Pfade ausgeht, ihn entlang zu schreiten. — Unmittelbar neben der Mole, an die sich, auf Dünensand gebaut, eine Straße mit ein paar einstöckigen Bürohäuschen irgendwelcher Behörden und Exportfirmen anschließt, beginnt die grüne Wildnis von Gärten und wieder Gärten, die meist durch weiß gekalkte Mauern gegen die sie durchquerenden

Straßen abgeschlossen sind. Man spürt sich hindurch wie durch einen interessanten Urwald, fast die ganze Tiefe und fast die halbe Breite der Felsplatte wird von ihnen eingenommen, nur auf ihrer westlichen Hälfte überwiegen weite, wohlbestellte Äcker. Überall zwischen die Dattelgärten hineingeklemmt, damit ja nicht zuviel von dem kostbaren Boden verlorengelange, stehen die Häuschen der Besitzer; erst da, wo das Terrain schon ein wenig ansteigt und unfruchtbarer wird, hat man ein wenig Ortschaft hinzusetzen gewagt, aber auch sie wird von den Gärten und Anlagen förmlich bedrängt und fortwährend unterbrochen, besonders das Italienerviertel, in dem sich auch schon ein Nonnenkloster befindet. Das Eingeborenenviertel — alles liegt etwas kunterbunt durcheinander — weist natürlich einen kurzen übermauerten Sukh auf mit Läden von Arabern, Juden und auffallend viel Griechen, bei denen man die Stofffarben einer mitteldeutschen chemischen Fabrik zu kaufen bekommt. Von den letzten der Häuser schaut man dann die weiten, klar gerandeten, gelblich kahlen Halden der Berge empor, deren schräge Fläche nur durch die Serpentinaen der sich zur Mündung des Wadi hinaufschraubenden Straße, durch das Flußbett und durch den gewaltigen Bogen der Mauer unterbrochen wird, die ganz gleich der von Tripolis und Bengasi den Ort vom Innern abschließt. —

Wesensart, Bedeutung und Größe italienischer Plätze erkennt man am besten an Anzahl und Aufmachung ihrer Cafés, und die beiden von Derna, dicht neben-

einander gelegen an einer mit irgendwelchen fremden Blütenpflanzen beschatteten kleinen Promenade, sind ländliche Idyllen mit ihren Rohrsesseln unter den Sonnensegeln und der hellblitzenden Espressomaschine im dämmerigen Hintergrund des nüchternen Innenraums. Und Derna ist ebenfalls Idylle, ganz und gar vollgesehen mit einer einschmeichelnden, entspannenden Stimmung, die sich nach Lässigkeit sehnt und verantwortungslosem Vertrödeln der Zeit: alle diese typische Oasenromantik noch verstärkt durch die so reizvolle Lage an dieser wilden und hoffnungslosen Küste. Derna mit seinen verstreuten Häusern im üppigen Grün ist für mich das Urbild einer Gartenstadt und war, als ganz natürlich gewachsenes Produkt, sicher schon längst vorhanden, ehe man noch, aus der Wohnungsmisere unserer nordischen Großstädte heraus, solche Gartenstädte als Wunsch- und Traumbild eines besseren, menschenwürdigeren Daseins künstlich ins Leben zu rufen versuchte. Wahrhaftig, mir erscheint es, je länger, desto mehr als ein idealer Aufenthalt, und ich glaube nicht von meinen sonst immer etwas zu kritischen Sinnen betrogen worden zu sein: hier möchte ich gern etwas verweilen, lange sogar bleiben an diesem friedlichen, leicht überschaubaren Ort. Freudig und gelöst denke ich mir hier die Tage, schwebend auf der Grenze zwischen Land und Wasser, nicht so sehr eingeeengt vom Meer wie die Inseln im Pazifik und nicht zu sehr umschlossen vom großen Kontinent, dessen rückwärts fliehende, abweisende Stirn du in deinem

Rücken weißt. Gut und beruhigend wäre hier zu leben und sich zu besinnen . . .

Diese Gedanken überfallen mich in dem einen der Cafés; jetzt um diese Zeit, eine Stunde nach dem Mittagessen, sitzt natürlich alles hier beisammen, was irgendwie eine Rolle spielt in Derna, nur Offiziere sind nicht vorhanden. Aber ich sehe Agenten von Importfirmen, die Aufkäufer von Gerste oder von Vieh, und Leute mit sonstwie agrarisch gerichteten Berufen, solide und durabel aussehende Männer, breite und unteretzte Gestalten in hellen Drillich- oder Leinenanzügen und mit den in den Nacken geschobenen Strohhüten oder Tropenhelmen, je nach der Tätigkeit des einzelnen, vorwiegend im Büro oder im Freien. Alles kennt sich natürlich; noch sitze ich zu kurze Zeit dabei, um die Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten oder den Konkurrenzneid zwischen den einzelnen herausfühlen zu können, aber vorhanden ist all das, ohne Zweifel. Auch Derna hat seinen Kolonialstumpfsinn und seinen Kolonialklatsch, genau wie Bengasi, ein gutes, vollgerütteltes Maß davon sicherlich, aber hier wäre er zu ertragen, denn als Ersatz für die Menschen hätte man immer die Flucht in die Natur mit ihrem gewaltigen Pendelausschlag von Dürre bis zum Überquellen. Wie wundervoll wären die Seebäder vorn an den Sanddünen, bei Seegang würde man der Brandung zuschauen, die jenseits des Hafens an dem dort wieder senkrecht aufsteigenden und von Höhlen zerrissenen Meeresufer häuserhoch aufsprüht. Und wie sehr würde es mich reizen, die

Straße durch das Wadi hinauf und die wüste Hochebene droben kennenzulernen und zu durchstreifen . . .

Mir ist trotz der Kürze meines Aufenthalts nicht entgangen, wie verhältnismäßig viele staatliche Verkaufsstellen für Chinin sich in dem kleinen Nest befinden, und sicherlich hat das seinen guten Grund; es wäre auch merkwürdig, wenn Afrika einmal eine landschaftliche Schönheit ohne Hinterlist und Tücken wie Malaria und ähnliches verschenken würde. Aber das macht mir wenig Eindruck, zumal ich weiß, daß man mit Vorsicht und einem guten Moskitonetz dem Fieber auch ohne Chininprophylaxe ausweichen kann, und noch einmal wünsche ich mir, weilen zu dürfen, weil es so schön hier ist und so wunschlos zu leben . . .

Aber ach, der Dampfer fährt, unserer armen Viecher wegen, noch zwei Stunden früher als sonst. —

ALEXANDRIEN

In Alexandrien gibt es wegen dieser ewigen Rücksicht auf unsere Viehtransporte gar noch Scherereien, Zeitverlust und unnötige Kosten. Überhaupt erweist es sich, sehr im Gegensatz zum vorigen, als ein Hafen der Unannehmlichkeiten, aber auch des belustigten Achselzuckens über diese wunderliche Welt. Das m'alehsch des Orients, dieses von den Fortschrittspredigern noch keineswegs niedrigerungene „Macht nichts“, das die Leute dort beispielsweise befähigt, mit kochendem Motor und glühendem Auspuffrohr ruhig weiterzufahren und abzuwarten, ob der Wagen in Brand gerät oder nicht, färbt furchtbar schnell ab; man nimmt in diesem Klima nichts mehr so von Grund auf tragisch, wie man es daheim gewöhnt ist. —

Darum bleibe ich auch schwitzend im Bett liegen, als ich mitten in der Nacht vor der Ankunft durch meine Kabinennachbarn geweckt werde, die Türen und Bullaugen mit vielem Getöse aufreißen. Es ist plötzlich, nach einem vergleichsweise kühlen Abend, schwül geworden, wir haben die Wettergrenze passiert und sind nunmehr in der „warmen Ecke“ des Mittelmeers.

Mit der Einfahrt von Alexandrien ist es wie mit der von Port Said, beide Orte liegen an gleich niederer

Küste auf schmalem Dünenstreifen, der die respektiven Strandlagunen vom Meere trennt. Erst hat man in der Ferne voraus nichts als lauter bläulichen, blendenden Dunst gesehen, der vielleicht die Küste ist oder die Häusermasse der Stadt, der aber ebensogut auch alles andere sein kann einschließlich einer Fata Morgana, — und dann befindet man sich plötzlich ganz dicht vor den Zungen der beiden Hafentmolen, schon zwischen den Bojen der Fahrwinne. Nur fehlen in Alexandrien die zahllosen Bagger der Suezkanal-Gesellschaft, die in Port Said, beschirmt von der kordialen Geste des Lessepsdenkmals auf der Hafentmole, an der Freihaltung der Einfahrt zu arbeiten pflegen, weil die an den Nilmündungen vorbeistreichende Meeresströmung allen Sand und Schlamm des Flusses nach Osten trägt. —

Jetzt endlich ist das Gebilde vor uns einwandfrei als ein Streifen weißlich blinkender Sanddünen zu erkennen, in größeren Abständen reihen sich Schuppen, Fabriken, Palmengruppen und auch irgendwelche Wohnstätten darauf. Rechts drüben, nicht weit vom Ufer, ertragen dem Wasser einige schwärzliche Überreste festungsartigen Charakters, aus der antiken Zeit der Stadt wahrscheinlich. Links von uns dehnt sich die Nordmole des endlos langen, rechteckigen Hafenbeckens, an ihrem andern Ende verschimmt unter gelbgrauen Rauch- und Staubsäulen die Häusermasse der großen, lebhaft arbeitenden Stadt.

Ihr Anblick ist ohne Eigenart, so farblos, wie eben nur das 19. Jahrhundert baute, und ich weiß nicht recht, was die Ursache sein mag, aber jenes eigentümliche Gefühl von festlicher Erregtheit, das mich bei Landungen öfter befällt, ist hier viel stärker noch, aber auch viel weniger schnüffelnd und vorsichtig, viel rückhaltloser bejahend als drüben in Brasilien, obwohl ich doch — oder vielleicht weil ich Ägypten schon etwas kenne. Es mag der Glanz sein, der dem Wort anhaftet — denn in Alexandrien selbst ist nicht viel Großartiges zu sehen —, der jahrtausendealte, noch unverblüchte Schimmer, der von einer der ältesten, heute noch kaum übertroffenen Menschheitskulturen herüberstrahlt, der Nachhall der romantisierenden Bewunderung unserer mittelalterlichen Vorfahren für den Orient, der ihnen alles lieferte, was teuer, köstlich und begehrenswert war, wie Weihrauch, Edelsteine, Seide und Zucker: der erregend glitzernde Nimbus des Ungewöhnlichen, der auch noch kommende Jahrhunderte, Jahrhunderte mit dem kühlen Herzen der Technik, überdauern wird, selbst wenn die Pyramiden alle längst zerfallen sind, dank dem phantastischen, auf der Erde ohne Beispiel dastehenden Strom Ägyptens, dem Leben erschaffenden und Leben erhaltenden Nil. —

Jetzt indes beginnt als wohlgemeinte, aber schlecht gezielte Dusche auf meine ägyptenfreundliche Ankunftsstimmung eine hübsche Serie von Unerquicklichkeiten. Zunächst nimmt das Schiff mitten im Hafenbecken einen fast zweistündigen Aufenthalt, als sei im

letzten Moment noch etwas an der Maschine kaputt gegangen oder als wage es sich nicht in das Gewirr von Dampfern hinten an den Kais bei der Stadt; dann heißt es, man müsse zuerst die armen Tiere ausladen, und wir kehren nach dem Fuß der Westmole zurück, wo auch schon ein Mann mit einem stämmig und routiniert aussehenden Leithammel unserer Herde wartet, und machen dort behaglich für ein paar Stündlein fest. Wir Passagiere, an Zahl leider viel geringer als die Hammel und kaum soviel Köpfe zählend wie die Kamele, dürfen ohne Mittagessen entweder bis in den Nachmittag hinein die zahlreichen ein- und auslaufenden Schiffe zählen oder sehen, wo wir sonst bleiben.

Auf die erstere Möglichkeit verzichten alle freiwillig, selbst die arme und sehr enttäuschte katholische Schwester, und so ist man, weit früher, als man es gefürchtet, in den Händen dieser fatalen ägyptischen Fremdenführer. Sie haben schon längst Lunte gerochen, umschwärmen mit ihren Booten und unter Gezänk das Fallreep und verleiden einem mit ihren ununterbrochenen Angeboten den Aufenthalt auf Deck vollends, zur Freude des Schiffsoffiziers, der die Aufgabe hat, uns mit sanftem Druck von Bord zu bringen, ohne daß wir Krach schlagen. Infolgedessen blüht uns eine Extraruderpartie von einem Ende des Hafens zum andern in einer schon so gut wie senkrecht stehenden afrikanischen Mittagssonne, und dieses Vergnügen währt, die pessimistischsten Schätzungen weit übertreffend, fast eineinhalb Stunden, da der Ostwind entgegen steht

und das aufgespannte Segel kaum etwas nützt, und es ist auch gar nicht billig. Ich hocke mich zwischen allen meinen Sachen am Steuer hin, lasse mir die Sonne auf den Rücken scheinen, so kräftig sie mag, — m'alehsch! — und höre mir das teils taktlose, teils albern freche Fragen und Schwätzen der beiden Ruderer an, die etwas Italienisch radebrechen, da diese Sprache eine der meistgesprochenen in Alexandrien ist. Als es mir zuviel wird, versuche ich eine kleine Wettfahrt mit den andern Booten zu inszenieren und probiere dazwischen mein weniges tripolitanisches Arabisch an ihnen aus, um mich für den Zeitpunkt der Generalabrechnung an Land in guten Respekt zu setzen. Aber das verfährt zu meiner großen Bestürzung gar nicht, die Leute verstehen weder die Grobheiten noch die Grußformeln und Segenswünsche ihrer tripolitanischen Vettern, so daß mir endlich nach langem, schweißtreibendem Kauderwelschen ihre Frage, ob das Griechisch wäre, sehr gelegen kommt. Da sie diese Sprache so wenig können wie ich, zögere ich nicht, lebhaft zu bejahen.

Dann dürfen wir uns für ein Weilchen an einen von einem Schlepper gezogenen Prahm anhängen und uns ziehen lassen, wobei wir schließlich, zu meiner nicht geringen Genugtuung, den einen der beiden Ruderer verlieren. Der Mann ist auf den Prahm hinübergeklettert, und als der Schlepper nun unvermutet eine andere Richtung einschlägt, versäumt er es, rechtzeitig zurückzuspringen. Also werde ich fortan nur noch mit diesem einen Burschen zu tun und daher leichteres Spiel haben!

Ein Optimismus, der sich als bitterer Irrtum erweist. Zunächst entsteht auf dem Kai, ehe ich dazwischenspringen kann, aus unerforschlichen Gründen ein wütender Zank um mein Gepäck, wobei zwei der Träger, im Nu von einem fremdsprachig brüllenden und hin und her wogenden Haufen Anteilnehmender meinen Augen entzogen, sich derartig in die Wolle fahren, daß der eine eine klaffende, schwer blutende Biß- oder Kratzwunde quer durch die halbe rechte Wange davonträgt. Es ist ein helles Wunder, daß niemand mein Gepäck, das ich in dem Gewirr unmöglich im Auge behalten kann, zu stehlen unternimmt. Und nach diesem einladenden Intermezzo hocken plötzlich, wie aus der Erde gestampft, außer meinem Bootsführer noch zwei andere Leute mit rechten Galgengesichtern auf meiner Droschke und wollen mich durchaus in ein mieses Absteigequartier lotsen; zuerst denke ich, daß es ja Sache des Bootsführers sei, die Konkurrenz fortzuschicken, aber der macht gemeinsame Sache mit ihnen, und ich muß eine sehr energische und bestimmte Miene aufsetzen, um endlich vom Kutscher dorthin gefahren zu werden, wohin ich will. Trotzdem bleiben sie weiterhin in einer besorgniserregenden Weise frech, unterhalten sich laut auf arabisch in einer hämisch grinsenden, verschwörerischen Weise —, natürlich, das merke ich wohl, über mich und die Art, mich nach Möglichkeit zu rupfen —, und gebärden sich überhaupt als die Herren des Fuhrwerks und der Situation. So daß ich schließlich darauf verfalle, sie tüchtig zu bluffen: à

corsaire corsaire et demi, wie das französische Sprichwort rät, auf einen Räuber anderthalbe. Einen Satz ihres Gesprächs erhaschend, dessen Sinn ich durch ein einziges mir bekanntes Wort notdürftig erraten kann, werfe ich unvermittelt, mit recht sarkastischer Betonung und der entsprechenden, sehr sehr hochmütigen Miene ein paar ganz schnelle, wenn auch mangelhafte Sätze Italienisch dazwischen, deren Sinn sie wiederum auch nur halbwegs verstehen. Der Effekt ist großartig: höchst verdutzte, ja betretene Gesichter und eine tödliche Stille bei der ganzen, vorher so munteren Räuberkolonne; sie sind nun fest überzeugt, daß ich gar wohl darüber unterrichtet bin, was sie über mich verhandelt haben, und seitdem — es ist dieselbe Sache wie vor Jahren in Algier — sind sie ganz artig und manierlich, und ich brauche nur noch weiterhin so bolzengerade und arrogant in meiner Ecke zu lehnen. Sie bewachen sogar mein Gepäck, als ich zum Geldwechsell gehen, und ich bin noch heute überzeugt, bei dieser meiner ersten diesjährigen Schlacht mit der ägyptischen Fremdenindustrie nur unbedeutend übervorteilt worden zu sein.

★

Die Schnelligkeit des modernen Reiseverkehrs mit seinen Systemen von Anschlüssen und seinem ununterbrochenen Funktionieren bietet wundervolle, viel zu wenig bewußt ausgekostete Möglichkeiten. Sie gestattet, jeden für unnötig erachteten Aufenthalt zu

vermeiden, das heißt, sie erlaubt Auswahl zu treffen: dies und das will ich mir nicht ansehen, weil es mich nur aufhält, mich mit Eindrücken überlastet, die mir momentan gleichgültig oder schon zu bekannt sind. Und infolge dieses Beschlusses gleitet man dann, ganz anders wie zur Zeit der Postkutsche, ohne einen Blick oder Gedanken an das betreffende Objekt verschwenden zu müssen, völlig unbehelligt und mühelos daran vorbei, dem eigentlichen Ziele zu; Orte, von denen man sich nichts Wesentliches verspricht, werden auf diese köstliche Weise gleichsam ausgelöscht, als wären wir nie dort gewesen oder als existierten sie überhaupt nicht. So ist mir von Alexandrien nichts geblieben als das Bild von ein paar Straßen des Griechenviertels mit schlechten und teils verdächtigen, zum Teil hölzernen Häusern, das Bild einiger „anständiger“ Straßen im internationalen Geschäftsviertel mit eleganten Läden, großen Firmen und Bankpalästen, die Erinnerung ferner an ein merkwürdiges Mittagmahl, aus Käse, Brot und Selterwasser bestehend, in der Ecke irgendeines armenischen Kolonialwarenladens, da ich zu träg war, nach einem Lokal zu suchen. Dann, während ich vor einem Café zum erstenmal wieder den herrlichen ägyptischen Kaffee genieße, der gar keine amerikanischen Sorten enthält, kommt ein Zug freudig in die Hände klatzender Mohammedanerinnen vorbei, die hier alle gänzlich schwarz gekleidet sind und denen der bernstein- oder korallenfarbige Schleierhalter unendlich kokett über dem Nasenrücken liegt — sichtlich wollen

sie eine Geburt beziehungsweise Beschneidung feiern —, ferner, wunderlicherweise in derselben Viertelstunde, der Leichenzug eines Mohammedaners, in dem die Männer ernst und mit gegen die Sonne aufgespannten Regenschirmen schreiten, während die verweinten Frauen sich in einiger Entfernung an den Häusern entlang drücken und Unbeteiligte zwei Finger gegen den Sarg ausstrecken. Als letztes endlich sehe ich das weite Bahnhofsgebäude in der hellen Sonne vor mir und — die englische Kriegsflagge in der blauen Luft über irgendeinem mürrisch und verschlossen unter seiner Grashalde lauernden Fort. —

WEITER, IMMER WEITER . . .

So bleibt Alexandrien am Wege zurück als halb leeres Blatt, als absichtlich flüchtig hingestrichelte Skizze mit ein paar gelegentlichen, halb verwischten, halb ineinander verlaufenen Farbflecken irgendwo. Aber so gewiß sie ein Zufall ist, diese Skizze, Durcheinander von allem Möglichen, Gewirr unbedeutender Kleinigkeiten ohne Schwergewicht und Konsequenzen, so verrät sie einem für das neue Sehen geschärften Blick doch allerhand von dieser vielsprachigen Stadt, von dem Grad ihrer Vitalität, von ihrer Lebensstimmung und ihrer Eigenart — oder vielmehr interkontinentalen Verwischtheit. Jener neuen, kombinierenden, aus der modernen Photographie und dem modernen stummen Film stammenden Art des Sehens, die wir zu lernen und zu beherrschen suchen müssen, genügt der unbedeutendste Ausschnitt, um darin das Ganze, dem er entstammt, in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Bedeutung gespiegelt zu finden; für diese wäre also die Aneinanderreihung einer Bildfolge wie oben schon fast ein Querschnitt durch das ganze Alexandrien, ein ungewollter und rein zufälliger zwar, aber doch einer, in dem wenig fehlt, weder die Sphäre des Ehrbar-Privaten mit seinen hauptsächlichen Phasen „vom ersten

Bad bis zum Begräbnis“, noch die Unterwelt der kleinen und großen Gauner, noch die Politik hierzulande, die in der Frage gipfelt: was tut England mit Ägypten? Und die in diesem „Film“ kurz, aber bündig vertreten wird durch nichts als eine Flagge, die im Blauen über einer Stadt weht, über der man sie nicht suchen würde.

Mehr braucht man nicht von Alexandrien zu sehen und zu erzählen, glaube ich, mir wenigstens genügt es vollkommen, denn ich suche Afrika, das reine, unverfälschte, — soweit es das noch gibt. Und das ist Alexandrien heute weniger als je, es ist die Wurzel, die Ägypten nach Europa hinüberstreckt . . .

Und nun gleitet schon die weite Landschaft des Nildeltas an den offenen Fenstern des Zuges vorüber, die Fellachendörfer, dunkelbraun wie die Erde, auf der sie stehen und aus ihr gemacht scheinen, Symbole zugleich der Erdverbundenheit der Wesen, die in ihnen vegetieren, und der Zufälligkeit und unwesentlichen Kürze ihrer Existenz in einem Lande, das schon so viele Jahrtausende und Eroberer vorbeiziehen sah. — Dann taucht Kairo auf, eine vielen bekannte Stadt, über die mancher schon kein Wort mehr verlieren möchte, die aber doch noch merkwürdige Dinge birgt, die fast niemand kennt; im Ägyptischen Museum prunken die wundervollen Möbel und Geräte aus dem Tut-anch-Amon-Grabe in ihren Glaskästen — viele Menschen dürften gleich mir nie in ihrem Leben so viel Gold beieinander gesehen haben —, und nebenan fahren die von Londoner Schneidern angezogenen, aber rot betarbusch-

ten Effendis über die Kasr-en-Nil-Brücke, in ihren achtzylindrigen Cadillacs protzend, daß es nur so raucht. —

Trotzdem aber ist hier kein Verweilen, die europäische Krankheit, die Ungeduld, hat mich, als Reaktion auf die planlos schlendernden letzten Wochen, seit dem ersten Schritt an Land gepackt. Wir reisen ja heute nicht mehr mit der zufriedenen Behäbigkeit und losgelösten Schauensfreude wie zu Zeiten des Eichendorffschen Taugenichts, Dichte und Spärlichkeit der Erlebnisse hinnehmend, wie sie eben kommen. Es muß geschwind gehen bei uns, wir wollen genau so rastlos schnurren wie die uns ziehenden Maschinen. Was wir dabei zu sehen bekommen, ob Pompei, die Kathedrale von Burgos, den Staudamm von Assuan oder jenes phantastische Pariser Lokal, das sich in einem zehn Meter tiefen Kellergewölbe aus dem 6. Jahrhundert nach Christus befindet und das im ganzen Mittelalter als Gefängnis und Folterkammer diente, wo man die ausgegrabenen Totenschädel in Glaskästen sieht und an der kohlschwarzen Wand neben sich die Worte: „Mort a Marat“ liest, — das Was, sage ich, ist gar nicht so halsbrechend wichtig, wir wollen nur viel in möglichst kurzer Zeit, das ist der Motor und Hauptantriebsstoff unserer Reiseenergien. Wir reisen heute seelisch belastet mit der Schnelligkeitspanik, aber diese vermag, sei das nun Täuschung oder nicht, ein wundervolles Gefühl höchster Lebensintensität zu geben. —

Es wird freilich ein wenig heiß werden in den nächsten Tagen. Hier in Kairo bleibt das Thermometer mit-

tags bei 30 bis 32 Grad stehen, das ist gerade genügend, um noch halbwegs bekömmlich und erträglich zu sein, aber aus Assuan, nur 800 Kilometer weiter nilaufwärts, wie auch aus Chartum, meldet der amtliche Wetterdienst Temperaturen von 44 bis 46 Grad (im Schatten!), und es ist zu bedenken, daß ich einst in Neuyork bei einer viel geringeren Morgentemperatur ganz knapp einem Hitzschlag entgangen bin. Der einzige Trost ist, daß es über 50 Grad nicht gut gehen kann, weil damit die obere Grenze des an Temperaturen auf dieser Erde Möglichen erreicht ist, und mit etwas Vorsicht und viel Energie wird der Körper sich schon auch diesen Temperaturen, die fast 10 Grad über der Blutwärme liegen, anzupassen wissen . . .

Jedenfalls fühle ich nur Spannung, ob und wie er es fertigbringt, weiter nichts. Alles ist hell gespannter, nicht aufzuhaltender Aufbruch ins Ferne, Unbekannte, zu Dingen, die allem europäischen Wesen sehr fern liegen. Und der Zug, der stark überfüllt den Bahnhof von Kairo verläßt, schiebt sich langsam mit hohlem Rollen über die Nilbrücke, wo die Luft dumpfig nach Wasser riecht, genau so wie in diesen Tagen alles Wasser in der Stadt schmeckte trotz der drei- und vierfachen Filter, die es passieren muß, die Stufenpyramide von Sakkarah erscheint, verschwindet im Abendlicht, die vornehmen Mohammedaner im Abteil behandeln mich wie ihren Gast — weiß der Himmel, womit ich mir das erworben habe —, und ihre feine, wirklich kultivierte und entgegenkommende, aber doch auch ganz zurück-

haltende Art wirkt so wundervoll wohltuend nach all den Dragomans, Eseltreibern und sonstigen Parasiten. Und damit reißt der Bericht über die Ereignisse dieser Reise ab, denn die Fahrt an den Rändern der Weltteile ist beendet, es geht nun tief ins Innere, gen Süden, näher zum Herzen des Kontinents, vielleicht auch näher zu den Herzen dieser merkwürdigen, klugen Menschen, — und die Nacht deckt, den Zug verhüllend, breit und ganz dunkel das kraftvoll schwellende, stille Land.

Ende

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1. Hafenbucht von La Coruña.
2. Aquatortaufe.
3. Rio de Janeiro mit dem „Zuckerhut“.
4. Wohnstraße in Rio.
5. Blick auf den Corcovado.
6. Tropische Vegetation.
7. Insel in der Bai von Rio.
8. Flugaufnahme der Copacabana- und Ipanema-Bucht.
9. Polopferde an Bord.
10. Blick über die Dächer von Tripolis.
11. Kamelmarkt.
12. Die Hoteldirektrice.
13. Schafmarkt.
14. Der Autor in der Oase.
15. Theater in Sabratha.
16. „Vorsicht, zerbrechlich!“



INHALTSVERZEICHNIS

Fahrt ins Unwahrscheinliche	5
Menschen auf Schiffen	11
Santos	26
São Paulo	48
Blick ins Innere	58
Rio de Janeiro	61
Die „bestbeleuchtete Stadt der Welt“	62
„In Sonne und blauem Wind“	64
„Die Ingenieure kamen zu spät . . .“	65
„Verweile doch . . .“	67
Das „Abenteuer der Landschaft“	68
Die Verlobungsinsel	73
„Brasilien ist so groß, daß . . .“	76
Zukunftsansichten	77
„Cinzano und Punktroller überall . . .“	78
Das Land der unbegrenzten — Unmöglichkeiten	80
„Cha de media noite“	87
Die „gottgewollten Abhängigkeiten“	90
Der Väter ehrwürdige Bräuche	95
Ein bißchen Gelbfieber	96
„Friede ernährt . . .“	99
„Amerika, hast du es besser, als unser Kontinent, der alte?“ (Frei nach Goethe)	102
Junge Welt	106
Die „grüne Hölle“	108
Tagaus, tagein —	111
Chaplinfilm — in Deutschland verboten	115
Vorahnungen	122

... Blitzschlag nebenan	124
Bahia	136
Die Stadt der Kokospalmen	143
Dakar	154
„Mann über Bord!“	167
Verbotenes Land	181
Wiedersehen	188
Entdeckung Europas	190
Um die Balearen herum	197
Algier	210
Tunis	222
Tripolis	240
Das Paradies der Katzen	242
Über Hoteldirektrizen und die Meinungen des Ne- gers Ali	248
Von Bettlern, Blinden und allen Armen	258
Der Fischkuchen	266
Politisches, Allzupolitisches	271
Freundschaft mit dem Unbekannten	277
In einer kleinen italienischen Stadt	286
Afrika bleibt Afrika	291
Von Strohütten, Frauen und vielen Kleinigkeiten	293
Die Oase	300
Ausflug in die römische Vergangenheit	316
Das Land der roten Wolken	328
Bengasi	343
Derna, die Gartenstadt	351
Alexandrien	364
Weiter, immer weiter	373
Verzeichnis der Abbildungen	379







BG Politechniki Śląskiej
nr inw.: 102 - 132250



Dyr.1 132250

